

Klaus Seiberth

FREMDHEIT IM SPORT

EIN THEORETISCHER ENTWURF

Erscheinungsformen, Erklärungsmodelle und pädagogische
Implikationen

Dissertation

zur

Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Sozialwissenschaften

in der Fakultät

für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

2010

Gedruckt mit Genehmigung der
Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
der Universität Tübingen

Hauptberichterstatter:	Prof. Dr. Ansgar Thiel
Mitberichterstatterin:	Prof. Dr. Karin Amos
Dekan:	Prof. Dr. Josef Schmid
Tag der mündlichen Prüfung:	17. Dezember 2010

Druckerei Wiesinger Media GmbH, Tübingen

Inhalt

Einleitung & Problemstellung	1
1 Stand der Forschung	5
1.1 Fremdheit als verdrängter Gegenstand – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1950er und 1960er Jahre.....	6
1.2 Fremdheit als Defizit – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1970er und 1980er Jahre	9
1.3 Fremdheit als kulturelle Differenz – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1990er Jahre.....	16
1.4 Fremdheit als Partizipationsproblem – Zur Bedeutung des sportwissenschaftlichen Diskurses seit 2000.....	24
1.5 Forschungsdefizite und -desiderate	35
2 Erkenntnistheoretische Vorüberlegungen	39
2.1 Der soziologische Blick als Zugang zum Gegenstand	39
2.2 Der Konstruktivismus als Denkparadigma	41

3	Theorie der Fremdheit.....	45
3.1	Fremdheit als Alltagsphänomen	45
3.2	Fremdheit als sozialwissenschaftlicher Gegenstand.....	47
3.3	Die soziologische Fremdheitsdiskussion der Klassiker.....	48
3.3.1	Fremdheit in der raumsoziologischen Perspektive	49
3.3.2	Fremdheit in der wissenssoziologischen Perspektive	51
3.4	Fremdheit in der machtsociologischen Perspektive	54
3.4	Fremdheit in der gegenwärtigen soziologischen Diskussion	58
3.5	Ein systematisches Analysemodell von Fremdheit	61
3.5.1	Fremdheit als Beziehungserfahrung	62
3.5.2	Fremdheit als Ordnungstifter	68
3.5.3	Fremdheit als Symbolträger	76
3.6	Reflexion	86
4	Theorie der Fremdheit im Sport	89
4.1	Der Körper als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport	92
4.1.1	Der Körper als Ausgangspunkt für Beziehungserfahrungen	95
4.1.2	Der Körper als ordnungstiftende Kategorie im Sport	101
3.1.2	Der Körper als Symbolträger für Fremdheit im Sport	108
3.1.2	Reflexion.....	117
4.2	Der Lebensstil als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport	121
4.2.1	Der Lebensstil als Beziehungserfahrung.....	124
4.2.2	Der Lebensstil als Ordnungstifter	128
4.2.3	Lebensstile als Symbolträger	139
4.2.4	Reflexion.....	144

4.3	Die Sportorganisation als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport.....	147
4.3.1	Organisationale Beziehungserfahrungen	148
4.3.2	Die Sportorganisation als Ordnungsstifter	156
4.3.3	Die Sportorganisation als Symbolträger	175
4.3.4	Reflexion	180
5	Pädagogische Konsequenzen und Implikationen	185
5.1	Der Umgang mit Fremdheit und Vielfalt im pädagogischen Diskurs	185
5.1.1	Zum ‚Konzept‘ der interkulturellen Pädagogik	186
5.1.2	Zur Programmatik von Diversity-Ansätzen	188
5.1.3	Konvergenzen und Divergenzen im pädagogischen Diskurs.....	192
5.2	Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit im Sport	194
5.2.1	Möglichkeiten des Umgangs mit körperbezogenen Fremdheitsphänomenen im Sport.....	194
5.2.2	Möglichkeiten des Umgangs mit lebensstilbedingten Fremdheitsphänomenen im Sport.....	202
5.2.3	Möglichkeiten des Umgangs mit organisationalen Fremdheitsphänomenen im Sport.....	206
5.3	Ansatzpunkte für einen produktiven Umgang mit Fremdheit im Sport	215
6	Schluss & Ausblick.....	221
	Literaturverzeichnis.....	229

Einleitung & Problemstellung

Wer an Sport denkt, dem fällt in der Regel eine ganze Reihe an Attributen ein, die diesen zu einem wertvollen gesellschaftlichen Bereich machen. Sport bringt Menschen zusammen, stiftet Gemeinschaft und sorgt für Verständigung. Er stellt universelle Regeln und moralische Standards zur Verfügung und besitzt darüber hinaus eine immense Anziehungskraft. Besonders die Lektüre der Tagespresse gibt nahezu täglich Grund zur Annahme, dass im Sport Dinge möglich sind, die in anderen Gesellschaftsbereichen wohl nicht möglich wären. Menschen können zusammen spielen, selbst wenn sie sich verbal nicht verständigen können. Gerade wenn Menschen verschiedener Nationen und Sprachen zusammen Sport treiben und dies störungsfrei funktioniert, so wird dies in der Regel als Nachweis für die besondere Kraft des Sports gelesen.

Insbesondere in der politischen und medialen Rhetorik hat die olympische Idee vom Sport als Medium der (Völker-)Verständigung und der Gleichheit eine lange Tradition. Spätestens seit der Etablierung eines öffentlichen Integrationsdiskurses hat der Integrationsbegriff zunehmend auch den öffentlichen Sportdiskurs erfasst. Unzählige Kampagnen der Sportverbände verweisen seither darauf, dass Integrationsprozesse dem Sport gewissermaßen inhärent sind. In der Logik dieser Vorstellungen liefert gerade der Sport ein Gegenbild zur restlichen Gesellschaft, bietet er doch ideale Lösungen für viele gesellschaftliche Probleme an. Mit Blick auf Menschen mit Migrationshintergrund werden diese Potentiale immer dann geltend gemacht, wenn es darum geht, die einzigartigen Chancen darzustellen, die der Sport im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Schule, Ausbildung und Beruf bei der Integration von Fremden zu bieten vermag. Und so überrascht es auch nicht, dass im Nationalen Integrationsplan (2007) Sport eine sehr prominente Rolle einnimmt. Sie geht einher mit dem Anspruch des organisierten Sports, offen für alle Menschen zu sein – jenseits der gesellschaftlich dominanten Kategorien von Herkunft, Religion, Nationalität oder Weltanschauung.

Ausgehend von dieser Perspektive ist es zunächst einmal nicht ersichtlich, warum sich nun eine wissenschaftliche Arbeit mit dem Phänomen *Fremdheit im Sport* auseinandersetzen sollte. Zwar ist Fremdheit ein grundlegendes Thema der

Menschheitsgeschichte und darüber hinaus – in Anbetracht vielfältiger Zuwanderungsprozesse – eines der prägendsten für die Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik. Dennoch besteht auf den ersten Blick überhaupt keine Veranlassung für die Annahme, dass Fremdheit ein relevantes Phänomen im Sport ist. Vielmehr stellt sich die Frage, ob mit dem Hinweis auf die vermeintliche Integrationskraft des Sports nicht schon alles gesagt ist. Wenn ‚Sport verbindet‘ und ‚alle Sprachen spricht‘, wenn Integration im Sport strukturell vorgezeichnet ist, so stellt sich doch eher die Frage nach den Mechanismen der Integration als die nach Phänomenen von Fremdheit im Sport. In der öffentlichen Wahrnehmung haben Sport und Fremdheit kaum etwas miteinander zu tun. Die Vorstellung, dass Fremdheit im Sport ebenso präsent und folgenreich ist wie in anderen Gesellschaftsbereichen, passt nicht in das Bild vom offenen, toleranten, auf Gleichheit ausgerichteten Sport. Woher rührt also die Einsicht in die Notwendigkeit, *Fremdheit im Sport* zum Gegenstand einer theoretischen sozialwissenschaftlichen Analyse zu machen?

Schlägt man den Sportteil der Tageszeitungen auf, so lässt sich der Eindruck gewinnen, dass der Alltag auf Sportplätzen, in Sportvereinen oder im Sportunterricht vielfach anders aussieht, als es die ideellen Vorstellungen suggerieren. Auf Sportplätzen und in Stadien zeigen sich Auswüchse von Nationalismus, Rassismus und gewaltsamen Auseinandersetzungen. In der Sportberichterstattung – vor allem beim Fußball – gehören Nationalstereotypen wie das des ‚verspielten‘ und ‚heißblütigen‘ Südländers einerseits sowie des disziplinierten deutschen Spielers andererseits gewissermaßen zum ‚guten Ton‘. Aus dem Breitensport wird von Spielabbrüchen und hocheskalierten Konflikten insbesondere zwischen Menschen und Mannschaften unterschiedlicher ethnischer Herkunft berichtet. Rassistische verbale Beleidigungen sind häufige Auslöser für handfeste Auseinandersetzungen, die Sportgerichtsverhandlungen und nicht selten lange Sperren nach sich ziehen. Ebenso schnell wie diese Konflikte eskalieren, werden häufig auch Erklärungen gefunden. Im Zuge dieser Erklärungsversuche werden Konflikte zu ‚interkulturellen‘ Konflikten. Bereits an dieser Stelle beginnen die ideellen Vorstellungen vom Sport zu bröckeln.

Diese Entwicklungen sind auch den Sportverbänden nicht entgangen und so bemühen sie sich seit geraumer Zeit um eine stärkere Einbindung von Menschen mit Migrationshintergrund in den Vereinssport. Diesen Bemühungen geht nicht zuletzt die Erkenntnis voraus, dass der organisierte Sport in seiner Mitgliederstruktur nicht die

von Zuwanderungsprozessen geprägte gesellschaftliche Bevölkerungsstruktur repräsentiert. Die Beobachtung gibt Grund zur Annahme, dass Menschen mit Migrationshintergrund nicht in dem Maße in das Sportsystem integriert zu sein scheinen, wie es die politischen Rhetoriker gerne glauben machen möchten. Die zunehmende Gründung ethnischer oder migrantischer Sportstrukturen seit den 60er Jahren kann ebenfalls als Indiz dafür gewertet werden, dass auch im Sport Mechanismen greifen, die Abgrenzungsprozesse in Gang setzen und den Interaktionsraum Sport empfindlich einschränken bzw. stören können. Zudem machen die Beispiele deutlich, dass die Herausforderungen wie sie durch Zuwanderungsprozesse seit den 1950er Jahren entstanden sind, in nicht unerheblicher Weise Einfluss auf den Sport und das Sportsystem genommen haben. Bei kritischer Betrachtung ergeben sich also Zweifel an den integrativen Funktionszuschreibungen. Es mehren sich die Hinweise darauf, dass der Sport nicht unbegrenzt über die Möglichkeit verfügt, soziale Ordnungen auszublenden. Zu offensichtlich sind die alltäglichen Probleme des Sports im Umgang mit Andersheit und Fremden.

Die Vehemenz, mit der Fremdheitsphänomene im Sport bisweilen zum Ausdruck kommen, legt eine fundierte Analyse nahe. In einer Gesellschaft, in welcher der Umgang mit Fremdheit und Vielfalt eine der zentralen alltäglichen Herausforderung ist, sollte sich auch der Sport dieser Herausforderung stellen. Bei der Erarbeitung von konstruktiven Modellen des Zusammenlebens kann sich der Sport als gesellschaftlich hochrelevanter Bereich nur beteiligen, wenn es ihm gelingt, Hindernisse zu benennen und konstruktiv zu bearbeiten. Wer also über Integration in Zusammenhang mit Sport spricht, sollte die spezifischen Barrieren, Grenzen und Ausschlussmechanismen nicht verschweigen.

Im Gegensatz zu den populären Integrationsideologien liegt dieser Arbeit daher der kritische Anspruch zugrunde, den Möglichkeitsraum Sport über das Aufzeigen seiner Grenzen zu kennzeichnen – ohne dabei grundsätzlich bestreiten zu wollen, dass im Sport besondere Integrationspotentiale angelegt sind. Der Erkenntnisgegenstand lenkt die Aufmerksamkeit hingegen auf spezifische Grenzen, welche diesen Potentialen entgegenstehen. Im Mittelpunkt der vorliegenden theoretischen Arbeit steht darum der Anspruch einer grundlegenden theoretischen Reflexion und Ordnung von Fremdheitsphänomenen im Sport. Erkenntnisleitend ist die Frage, wie sich *Fremdheit im Sport* als komplexes Phänomen wissenschaftlich kennzeichnen und erklären lässt.

Um Fremdheit im Sport sichtbar zu machen und zu verstehen sowie spezifische Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen und Ausschlussmechanismen in ihrer Konsequenz für den Sozialraum Sport offen zu legen, ist das Phänomen anschaulich zu beschreiben und zu erklären. Etablierte Paradigmen, Zugänge und Erklärungsmodelle sind vor diesem Hintergrund einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Dies setzt nicht nur eine Kennzeichnung des allgemeinen Phänomens Fremdheit, sondern vor allem eine Kontextualisierung des Phänomens vor dem Hintergrund grundlegender Merkmale und Charakteristika des Sports voraus. Da es in erster Linie migrationsbezogene Phänomene von Fremdheit im Sport sind, die zur Auseinandersetzung mit dem Thema nötigen, bilden diese den Schwerpunkt der Analyse.

Der vorliegenden Arbeit liegt der Anspruch zugrunde, einen grundlegenden Beitrag zur theoretischen Neuordnung des Phänomens *Fremdheit im Sport* zu leisten. Dazu stehen fünf Kapitel zur Verfügung. Das erste Kapitel trägt die für das Thema relevanten sportwissenschaftlichen Diskurse und Forschungstraditionen sowie Erkenntnisse und Veröffentlichungen seit den 1950er Jahren zusammen. Ziel ist die Identifikation von Forschungsdefiziten sowie die Ableitung von Forschungsdesideraten. Da neben der Vorgehensweise auch der Zugang darzulegen ist, welcher der Analyse von Fremdheitsphänomenen im Sport zugrunde liegt, liefert das zweite Kapitel die für die weitere Arbeit relevanten erkenntnistheoretischen Vorüberlegungen. Mit dem dritten Kapitel beginnt der eigentliche Hauptteil der Arbeit. Dabei geht es darum, das Phänomen Fremdheit näher zu bestimmen, indem Alltagsbegriffe ebenso reflektiert werden wie sozialwissenschaftliche Bestimmungsversuche. Am Ende dieses Kapitels werden Kennzeichen von Fremdheit benannt. Das vierte Kapitel bildet insofern das Kernstück der Arbeit, als nun Sport als Bezugsrahmen und Gegenstandsbereich für Fremdheitsphänomene untersucht wird. Im Zuge dieser Verortung von Fremdheitsphänomenen im Sport werden verschiedene Ebenen differenziert. Körperliche Aspekte sind ebenso Gegenstand der Analyse wie lebensstilbedingte Präferenzen und (strukturelle) Besonderheiten von Sportorganisationen. In Anlehnung an die Erkenntnisse dieser Analyse fragt das fünfte Kapitel nach pädagogischen Konsequenzen. Auf der Grundlage der dominanten erziehungswissenschaftlichen Diskurse um interkulturelle Pädagogik und Diversity(-Management) werden Möglichkeiten des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit im Sport diskutiert.

1 Stand der Forschung

Bereits ein flüchtiger Blick auf die Veröffentlichungen der letzten Jahrzehnte lässt erkennen, dass Fremdheit kein zentrales Thema der Sportwissenschaft darstellt. Dies zeigt sich nicht zuletzt auch an der Zahl der Beiträge, die Fremdheit in Zusammenhang mit Sport explizit zum Thema machen.¹ Als Begriff taucht *Fremdheit* vergleichsweise selten in sportwissenschaftlichen Veröffentlichungen auf. Bei näherer Betrachtung wird außerdem deutlich, dass der sportwissenschaftliche Fremdheitsdiskurs auf eine vergleichsweise kurze Geschichte zurückblickt und fast ausschließlich in Bezug auf migrationsbedingte Veränderungen und Herausforderungen stattfindet. Neben dieser expliziten Thematisierung von Fremdheit findet sich eine Reihe von Diskursen, die sich mit Themen wie Integration, Rassismus und Diskriminierung sowie mit Aspekten von Zuschreibung, Zugehörigkeit, Differenz und Identität im Sport befassen. Obwohl in diesen Arbeiten häufig nicht konkret von ‚Fremdheit‘ die Rede ist, enthalten sie Erkenntnisse, die für den Diskurs um Fremdheit im Sport von Relevanz sind. Der Zugriff auf das Thema verläuft weitgehend implizit bzw. indirekt. Da diese Arbeiten zur Konkretisierung des Gegenstands und zur Kennzeichnung von Fremdheitsphänomenen im Sport beitragen, ergibt sich die Notwendigkeit, auch jene Erkenntnisse zusammen zu tragen, die sich lediglich implizit auf den Erkenntnisgegenstand beziehen. Dabei steht der Erkenntnisstand der sportwissenschaftlichen Forschung in der Bundesrepublik im Mittelpunkt.² Mit der Darstellung des Forschungsstands wird der Versuch unternommen, grundlegende Forschungstraditionen und -paradigmen herauszuarbeiten. Ferner sollen grundlegende Erkenntnisse bisheriger sportwissenschaftlicher Diskurse dargelegt werden, um in einer abschließenden Reflexion blinde Flecken und Forschungslücken bezeichnen zu können.

¹ Für die internationale Sportforschung – insbesondere die angloamerikanische Sportforschung – trifft diese Beobachtung in noch stärkerem Maße zu. Dies lässt sich zumindest mit Blick auf die englischsprachige Literatur damit erklären, dass Fremdheit als wissenschaftlicher Terminus (z.B. *foreignness*, *otherness*) eher ungebräuchlich ist und darüber hinaus praktisch nicht in (sport-)wissenschaftlichen Texten vorkommt.

² Da auch die internationale Sportforschung eine Reihe thematisch relevanter Arbeiten, Perspektiven und Zugänge hervorbringt, wird der internationale Forschungsstand ergänzend zum sportwissenschaftlichen Diskurs in Deutschland dargestellt.

Dem Forschungsstand liegt eine zeit-historische Gliederung zugrunde. Der Grund für diese Darstellungsweise besteht in der Beobachtung, dass die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Fremdheit in der Sportforschung der Bundesrepublik in enger Verbindung steht mit der Wissenschaftsgeschichte einer entstehenden Disziplin *Sportwissenschaft* und gleichzeitig mit der bundesrepublikanischen Gesellschaftsgeschichte seit den 1950er Jahren. Die Darstellung des Forschungsstands unterscheidet daher vier Zeiträume:

- *Fremdheit als verdrängter Gegenstand* – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1950er und 1960er Jahre
- *Fremdheit als Defizit* – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1970er und 1980er Jahre
- *Fremdheit als kulturelle Differenz* – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1990er Jahre
- *Fremdheit als Partizipationsproblem* – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses seit 2000

Die Einteilung in Phasen ermöglicht eine systematische Darstellung und berücksichtigt wissenschaftstheoretische sowie zeitgeschichtliche Perspektiven.

1.1 Fremdheit als verdrängter Gegenstand – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1950er und 1960er Jahre

In der Entstehungszeit der Sportwissenschaft ist Fremdheit kein expliziter Gegenstand der Sportforschung in Deutschland. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die entstehende Sportwissenschaft mit der theoretischen Grundlegung der Möglichkeiten des Sports beschäftigt ist. Der Anspruch besteht darin, Sport als gesellschaftlich hochrelevanten und für die Entwicklung und Bildung von Menschen relevanten Bereich zu kennzeichnen. Den Blick auf Sport bzw. Leibeserziehung dominieren positive Funktionszuschreibungen.

Es sind vor allem bildungstheoretische Diskurse, die grundlegend dazu beitragen, dass sich die Sportwissenschaft als eigenständige wissenschaftliche Disziplin entwickelt. Im Mittelpunkt stehen die erzieherischen Möglichkeiten und sozialen

Funktionen des Sport (vgl. Bernett, 1965; Geissler, 1967; Grupe, 1957, 1965, 1968; Lüschen, 1968; Paschen, 1959; Paschen, 1960; Plessner, 1956; Plessner, Bock & Grupe, 1967) Es dominiert die Frage, was Sport grundsätzlich leisten kann. Antworten darauf liefern sportpädagogische und -anthropologische Arbeiten, vor deren Hintergrund Sport zum „Bildungsanlaß“ (Grupe, 1964, S. 96) wird. Besonders in Zusammenhang mit der Legitimation von Sport als Unterrichtsfach avanciert er zum herausragenden Lern- und Übungsraum für eine Vielzahl von Fähigkeiten, Fertigkeiten, und Kompetenzen (vgl. Bernett, 1962, 1965; Grupe, 1967; Möckelmann, 1952; Schmitz, 1966, 1967). Inhaltlich im Fokus steht die Auseinandersetzung mit Themen wie Leiblichkeit, Bewegung und Spiel (vgl. Grupe, 1964, 1969). Charakteristisch ist der Verweis auf die Möglichkeiten einer grenzüberschreitenden Verständigung und Begegnung auf der Grundlage gemeinsamer Regeln und Werte im Sport – wie sie auch für den Diskurs um ‚Olympische Erziehung‘ typisch sind (vgl. Diem, 1967; Lenk, 1964).

Im Anspruch dieser Argumentation ist eine Auseinandersetzung mit Fremdheit im Sport lediglich ansatzweise angelegt. Der idealistische Blick, der Sport als Medium der Verständigung, der humanistischen Erziehung und der Charakterbildung kennzeichnet, verdrängt in dieser Phase eine explizite Auseinandersetzung mit Phänomenen von Fremdheit im Sport. Dennoch finden sich an einigen wenigen Stellen Überlegungen, die den Anderen bzw. die Erfahrung von Andersheit im Sport zum Thema machen. Besonders in den leibanthropologischen Überlegungen Grupes ist der Gedanke angelegt, dass „Menschsein immer auch ‚Mitsein‘ mit anderen Menschen heißt“ und dass „der Mensch dem anderen Menschen überhaupt nicht anders als leiblich begegnen kann“ (Grupe, 1969, S. 43). Sport, Bewegung und Leiblichkeit beeinflussen demzufolge Menschen in dem Verhältnis, das sie zu sich und zur Welt entwickeln. Bewegung wird zur Möglichkeit der Begegnung mit sich selbst, der Welt und dem Anderen im Kontext von Spiel, Sport und Wettbewerb. Die Interaktion zwischen Person und Welt ist demnach immer auch eine Auseinandersetzung zwischen vertrauten und unbekanntem Praktiken bzw. Formen von Körperlichkeit. Die Ausführungen bleiben jedoch vergleichsweise abstrakt und nehmen nicht auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen wie z.B. die aktuelle Zuwanderungssituation Bezug.³ Es sind Verweise auf die spezifischen Möglichkeiten

³ Gesellschaftsgeschichtlich markieren die 1950er und 1960er Jahre eine äußerst veränderungsreiche Zeit in der Bundesrepublik. Zum einen setzt ein wirtschaftlicher Aufschwung ein, der unter dem Begriff des ‚Wirtschaftswunders‘ in die Geschichtsbücher eingeht. Zum anderen

des Spiels für die Werteerziehung, den Gleichheitsanspruch des Wettkampfgedankens sowie die prinzipielle Offenheit des Sports für Menschen aller Nationalitäten und Weltanschauungen, über die dem Sport besondere Möglichkeiten zugewiesen werden (vgl. Grupe, 1964, 1965, 1969).

Betrachtet man die Mehrzahl der Veröffentlichungen, so dominiert der Blick auf spezifische Möglichkeiten und weniger auf spezifische Grenzen des Sports.⁴ Die Erkenntnis, dass im Zuge der Zuwanderungsprozesse Herausforderungen für den Sport entstehen können, taucht im sportwissenschaftlichen Diskurs nicht auf, obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits eine Reihe klassischer geistes- und sozialwissenschaftlicher Arbeiten vorliegt, die sich mit Figuren des Fremden sowie mit Fragen der gesellschaftlichen Eingliederung von Fremden beschäftigen.⁵

In dieser Hinsicht unterscheidet sich der internationale Forschungsstand von der Sportforschung der Bundesrepublik. Auf der Grundlage einer Gesellschaftsgeschichte, die auf eine lange Tradition in der Auseinandersetzung mit Phänomenen von Migration zurückblickt, entstehen in diesem Zeitraum vor allem im nordamerikanischen Raum einige Veröffentlichungen, die sich mit Zusammenhängen zwischen Konzepten von Rasse, Kultur, Ethnizität und Sport beschäftigen (vgl. Edwards, 1969; Olsen, 1968; Thompson, 1964).

Im Vordergrund stehen vor allem Analysen, die sich mit der Bedeutung von Ethnizität im Sport befassen. Analog dazu beschäftigt sich die Forschungstradition der ‚Race Relations‘ mit Phänomenen und Praktiken von Apartheid, rassistischer Diskriminierung und Benachteiligung vor allem gegenüber ‚schwarzen‘ Sportlern im Sport. Der Journalist Jack Olsen veröffentlicht 1968 eine Arbeit, in der er den Beitrag des Sports für die Gleichberechtigung von ‚weißen‘ und ‚schwarzen‘ Athleten in Amerika grundsätzlich infrage stellt.⁶

setzen in Folge von Anwerbeabkommen seit 1953 weitreichende Zuwanderungsprozesse ein, in deren Folge hunderttausende Menschen aus *Italien, Spanien, Jugoslawien, Griechenland, Türkei* und *Portugal* als Arbeitskräfte nach Deutschland kommen. Die damit verbundenen Konsequenzen, Veränderungen und Herausforderungen werden weder von der Politik noch von den Sozialwissenschaften vorausgesehen. In der Gestalt der „Gastarbeiter“ werden Fremde in der Folgezeit zu alltäglichen Figuren der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft (vgl. Finkelstein, 2006, S. 11ff.; Meier-Braun & Weber, 2009, S. 106ff.).

⁴ Trotzdem finden sich vereinzelt solche Aussagen, die die ideellen Möglichkeiten des Sports kritisch reflektieren. So stellt beispielsweise Lüschen (1968, S. 102) die kritische Frage, „ob Sport überhaupt sozialen Konsensus fördert oder ihn nicht sogar stört“.

⁵ Vgl. dazu die Arbeiten von Thomas & Znaniecki (1918), Park (1928), Stonequist (1935), Schütz (1944), Elias & Scotson (1965).

⁶ „Every morning the world of sports wakes up and congratulates itself on its contributions to race relations. The litany has been repeated so often that it is believed almost universally“ (Olsen, 1968, S. 7).

Olsen (1968) beschreibt institutionalisierte Diskriminierungen, Stereotypen, Ausgrenzungspraktiken und rassistische Ressentiments gegenüber dunkelhäutigen Athleten im amerikanischen College-Sport. Der Autor zeichnet ein Bild vom amerikanischen Sport, in dem rassistische Stereotypen kultiviert und reproduziert werden. Integration, Gleichberechtigung, Anerkennung und Offenheit werden als Ideale identifiziert, die in der alltäglichen Praxis des Sports ad absurdum geführt werden. Ähnlich argumentiert Edwards (1969), wenn er in seiner Arbeit „The Revolt of the Black Athlete“ rassistische Praktiken gegenüber ‚schwarzen‘ Athleten im amerikanischen Sport untersucht.⁷ Edwards kommt zum Ergebnis, dass besonders erfolgreiche afroamerikanische Athleten öffentlich als Sinnbilder für eine gesellschaftliche Gleichheit (sport-)politisch inszeniert werden – obwohl sich im sportlichen Alltag durchaus rassistische und diskriminierende Praktiken beobachten lassen. Eine Anbindung an bereits vorhandene klassische soziologische Arbeiten zum Fremden bleibt jedoch auch in den Veröffentlichungen internationaler Sportforschung aus.

1.2 Fremdheit als Defizit – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1970er und 1980er Jahre

In den 1970er bzw. 1980er Jahren bindet sich die Sportforschung zunehmend an öffentliche, gesellschaftspolitische und sozialwissenschaftliche Diskurse an. Als expliziter Gegenstand findet sich Fremdheit trotzdem weiterhin kaum in sportwissenschaftlichen Publikationen. Im Gegensatz zur sportwissenschaftlichen Forschung und Theoriebildung der 1950er und 1960er Jahre richtet sich das Forschungsinteresse in dieser Phase auf die sozial-integrativen Funktionen des Sports bei der Eingliederung ‚ausländischer‘ Mitbürger (vgl. Ader, 1983; Adolph, 1986; Bammel & Becker, 1985; Bröskamp & Gebauer, 1986; Cumart, 1987; Deutsche Sportjugend 1976; Gebauer, 1986; Harms, 1982; Rehwinkel, Schulz & Trosien, 1988). Typisch für die Sportforschung ist die semantische und inhaltliche Anbindung an Begriffe und Konzepte der „Ausländerforschung“.⁸ Vor dem Hintergrund der

⁷ Die Arbeit nimmt stark Bezug auf die „Black-Power-Bewegung“ und deren Widerstand im Rahmen des Sports – insbesondere der Olympischen Spiele 1968 in Mexiko.

⁸ In der Regel wird nicht mehr von ‚Gastarbeitern‘ sondern von ‚Ausländern‘, ‚ausländischen Mitbürgern‘ oder ‚Fremdarbeitern‘ gesprochen (vgl. dazu z.B. Mehrländer, 1987).

Entwicklung, dass viele der in den 1950er und 1960er Jahren angeworbenen ‚Gastarbeiter‘ nicht in ihre Herkunftsländer zurückkehren, sondern in der Bundesrepublik bleiben, beginnt die Sportwissenschaft allmählich damit, sich mit den Folgen dieser Entwicklung auseinanderzusetzen. In diesem Zuge wird auf einen „Mangel an ausreichenden wissenschaftlichen Vorarbeiten“ (Abel, 1984, S. 6) sowie auf das Fehlen „speziell auf bundesdeutsche Verhältnisse bezogene empirische Untersuchungen zu der Problematik der Integration oder Eingliederung von Ausländern durch Sport“ (Frogner, 1985a, S. 36) hingewiesen.

Integration ist nicht nur ein politischer und sozialwissenschaftlicher Schlüsselbegriff, sondern taucht auch immer häufiger in sportwissenschaftlichen Veröffentlichungen auf.⁹ Gemeinsam ist diesen Veröffentlichungen eine Perspektive, die Zuwanderung als Problem kennzeichnet und sich der Bearbeitung des sogenannten „Ausländerproblems“ verpflichtet sieht.¹⁰ Da die Anwesenheit ‚ausländischer Mitbürger‘ zum gesellschaftlichen Normalfall wird, rückt diese Gruppe zunehmend vor dem Hintergrund einer Defizitperspektive in den Blickpunkt des organisierten Sports und der Sportforschung. Die sportwissenschaftliche Integrationsforschung richtet ihren Blick zunehmend auf diese bis dato empirisch weitgehend unbeachtete Gruppe. In der Folge entstehen verschiedene empirische Arbeiten, die sich dem Thema über das Freizeitverhalten oder die Sportpartizipation von ‚ausländischen‘ Mitbürgern nähern (vgl. Anders, 1981; Bammel & Becker, 1985; Becher & Erpenbeck, 1977; Dietz, 1987; Frogner, 1985a, 1985b; Romann-Schüssler & Schwarz, 1985; Schwarz, 1987a, 1987b, 1987c; Timm, 1979; Trosien, 1988).

Im Mittelpunkt der entstehenden sportwissenschaftlichen Integrationsforschung steht die Frage, „welche Leistungen der Sport für die gesellschaftliche Integration der eingewanderten Minderheiten erbringen kann“ (Heckmann, 1985, S. 21). Über die Reichweite des Sports wird kontrovers diskutiert. So entstehen einerseits Arbeiten, die den Sport zum Medium einer „idealen Annäherung von Menschen verschiedener Kulturkreise“ (Harms, 1982; S. 6) erheben (vgl. Deutscher Sportbund 1981; Strüwe, 1984). Diese Strömung versieht den Sport bei der Lösung des ‚Ausländerproblems‘

⁹ Mit Integration ist jedoch kein einheitliches Konzept, sondern vielmehr ein schillernder Begriff mit großer Spannbreite bezeichnet. Die Sportforschung bindet sich dabei an dominante Paradigmen, Konzepte und Begrifflichkeiten der soziologischen Integrationsdiskussion an. Die daraus resultierenden Forderungen reichen von Assimilation im Sinne der bedingungslosen Anpassung bis hin zur Einbindung im Sinne eines pluralistischen Verständnisses von Integration (vgl. Elwert, 1982; Esser, 1980; Heckmann, 1981; Hettlage-Varjas & Hettlage, 1984).

¹⁰ Mit dieser problemfixierten Perspektive folgt der sportwissenschaftliche Diskurs einem sozialwissenschaftlichen Paradigma, das beispielsweise bei Hoffmann-Nowotny (1973) unter dem Begriff des „Fremdarbeiterproblems“ zum Ausdruck kommt.

mit einer herausragenden Stellung. So attestiert Harms (1982) dem Sport einen schicht-, bildungs- und kulturunabhängigen Charakter. Als „Kulturträger mit der einfachsten Symbolik“ (Harms, 1982, S. 6) und in Verbindung mit der Regelmäßigkeit des Sports liegt diesem gewissermaßen eine universelle, für alle Menschen verständliche Sprache zugrunde. Harms kommt darum zu dem Schluss, „daß sowohl Konflikte, die sich aus den kulturellen Unterschieden, als auch die, die sich aus den schichtspezifischen Situationen der Ausländer ergeben, durch das Medium Sport zu überwinden wären“ (Harms, 1982, S. 6). Diese Position wird auch beispielsweise vom *Deutschen Sportbund* (DSB) in seiner Grundsatzerklärung zum „Sport der ausländischen Mitbürger“ (Deutscher Sportbund 1981) geteilt.¹¹

Andere Autoren beziehen dagegen eine kritische Perspektive im Hinblick auf die Möglichkeiten des Sports bei der Integration von ethnisch Fremden (vgl. Frogner, 1985a; Gebauer, 1986). Die Mehrzahl an sportwissenschaftlichen Veröffentlichungen vermeidet allzu idealistische, mystifizierende Aussagen und übt Kritik an eindimensionalen Erklärungsmodellen. So warnt beispielsweise Heckmann (1985) im Rahmen einer soziologischen Analyse vor der Überschätzung der Integrationschancen des Sports. Auf der Grundlage einer empirischen Studie mit türkischen Migranten kommt Frogner (1985a, S. 39) zum Ergebnis, dass das in der Öffentlichkeit vornehmlich vertretene einheitliche Bild der integrativen Wirkungsweisen des Sports eine „unangemessene Verkürzung des Problems“ darstellt. Grundlegend bemängelt wird, dass grundlegende „Theorien etwa zu einer potentiellen Integrationsfunktion oder zu geeigneten Gestaltungsformen des Sports für und mit ethnischen Minderheiten fehlen“ (Abel, 1984, S. 7).

Mit wachsendem Forschungsinteresse werden vor allem (statistische) Zusammenhänge zwischen ‚Ausländern‘ und deren Beteiligung am (organisierten) Sport erörtert (vgl. Anders, 1981; Arweiler, 1970; Mehrländer, 1974; Timm, 1979). Entgegen dem ideellen Anspruch, einen ‚Sport für alle‘ zu gewährleisten (Deutscher Sportbund 1972), legen verschiedene Untersuchungen eine Unterrepräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund im (organisierten) Sportsystem offen (vgl. Frogner, 1985b; Romann-Schüssler & Schwarz, 1985; Schwarz, 1987a). Auf der Grundlage einer Fragebogenstudie zur Bedeutung von Sport für die

¹¹ In der Grundsatzerklärung wird dem Sport explizit die Fähigkeit zugeschrieben, die Isolierung von ‚ausländischen‘ Mitbürgern zu verringern und eine soziale Eingliederung zu erleichtern. In der Argumentation des DSB enthält der Sport die herausragende Chance, Integrationsbarrieren, wie sie im Alltag durch Sprache bestehen, zu überwinden. Deshalb fordert der DSB die Anpassungsleistung ‚ausländischer‘ Mitbürger kategorisch ein (vgl. Deutscher Sportbund 1981).

Freizeitbeschäftigung macht Abel (1984) darauf aufmerksam, dass Gastarbeiter und deren Angehörige zwar ein großes Sportinteresse aufweisen, dass sich dieses Sportinteresse allerdings statistisch nicht in der aktiven Sportbeteiligung widerspiegelt. Für die vergleichsweise geringe Sportbeteiligung werden vor allem migrationsbedingte „Isolation“ und „Passivität“ dieser Bevölkerungsgruppe verantwortlich gemacht.

Nicht nur in dieser Studie wird deutlich, dass die Gruppe der ‚ausländischen‘ Mädchen und Frauen im Vergleich mit männlichen ‚Ausländern‘ gewissermaßen ‚doppelt‘ unterrepräsentiert ist (vgl. Frogner, 1985a, Schwarz, 1987a). Diese Beobachtung führt zu einem verstärkten Interesse der sportwissenschaftlichen Integrationsforschung an dieser Gruppe (vgl. Arslan, 1989; Dönges, 1984; Temme, 1985). Es ist besonders die Gruppe der ‚türkischen‘ Kinder und Jugendlichen, die als Zielgruppe das Interesse der Sportwissenschaft weckt – und dies sowohl als Teilnehmer des Sportunterrichts als auch in der Gestalt potentieller Mitglieder des organisierten Sports (vgl. Abel, 1982; Ader, 1983; Cumart, 1987; Lymberopoulos, 1981; Paul, 1985). Aus den Ergebnissen der empirischen Untersuchungen leitet Frogner (1985a) die Feststellung ab, dass nicht von einer Integration *im* Sport im Hinblick auf die neue Zielgruppe der ‚ausländischen‘ Menschen gesprochen werden kann. Gleichzeitig macht die Autorin auf blinde Flecken der Diskussion aufmerksam, in dem sie nach Integrationsprozessen fragt, die *durch* Sport befördert werden können. Die damit eingeführte Unterscheidung zwischen Prozessen der Integration *im* Sport und jenen, die *durch* Sport in Gang gesetzt werden, erweitert den sportwissenschaftlichen Integrationsdiskurs in der Bundesrepublik erheblich.

Ein neues Forschungsfeld der Sportforschung entsteht vor dem Hintergrund der zunehmenden Gründung und Etablierung von sogenannten ‚ethnischen‘ Sportvereinen oder ‚Ausländersportvereinen‘. An dem neuen Organisationstyp entzündet sich eine kontroverse Diskussion um die Funktion und den integrativen Wert dieser neuen Organisationsform. Im Vergleich zur internationalen Sportforschung nimmt diese Kontroverse besonders in den 1980er Jahren eine prominente Rolle in der sportwissenschaftlichen Integrationsforschung der Bundesrepublik ein. Die Studien bedienen sich unterschiedlicher Erklärungen für die Ausbreitung dieser Strukturen. Anders (1981) stellt beispielsweise im Rahmen einer quantitativen Vereinsstudie fest, dass ‚deutsche‘ Sportvereine kaum Angebote für die Gruppe der ausländischen Mitbürger machen und unterstellt damit außerdem einen Bedarf spezifischer Sportangebote für diese Gruppe (vgl. Anders, 1981). Des Weiteren weist Frogner (1985a, S. 47) nach, „daß etwa ein Drittel der hier befragten

Türken und Türcinnen die Befürchtung hat, die Deutschen wollen die Ausländer nicht in ihrem Sportverein haben“. Hingewiesen wird damit auf die Relevanz organisationaler und gesellschaftlicher Barrieren für den Sport. In Anlehnung an diese Erkenntnis weist auch Abel (1984, S. 195) auf „für viele z.T. unüberwindbaren Eingangsbarrieren“ im Sport hin. Eine systematische soziologische Analyse dieser Eingangsbarrieren bleibt jedoch aus.

In einer Studie der ‚türkischen‘ Sportszene Berlins macht Schwarz (1987a, S. 3) darauf aufmerksam, „daß sich Ausländer in Berlin – speziell die türkische Bevölkerung – in den vergangenen Jahren ihre Freizeitmöglichkeiten selbst geschaffen haben“. Nachgewiesen wird eine Zunahme ethnischer Sportvereine und der Zahl an Mitgliedschaften in türkischen Sportvereinen seit 1965. Gleichzeitig steigt auch die Zahl an ‚türkischen Mitbürgern‘, die in traditionellen ‚deutschen‘ Sportvereinen organisiert sind. Im Hinblick auf die Altersstruktur zeigt sich, dass die Großzahl an türkischen Sportlern unter 15 Jahren in deutschen Vereinen Mitglied sind. Mit zunehmendem Alter nimmt die Mitgliedschaft türkischer Sportler in deutschen Sportvereinen ab. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, die Sportkarriere zu beenden oder aber in einen ethnischen Sportverein zu wechseln (vgl. Schwarz, 1987a).¹²

Inhaltlich folgt die Debatte der Frage, inwiefern ‚ethnische‘ Sportvereine der Eingliederung von Migranten in die Mehrheitsgesellschaft zu- oder aber abträglich sind. In der binären Logik dieses Diskurses werden diesen Organisationsformen entweder integrative oder segregative Funktionen zugewiesen. Während beispielsweise der Deutsche Sportbund (1981) diesen ‚ethnischen‘ Selbstorganisationen eher ablehnend gegenübersteht und sie lediglich als temporäre Übergangslösung verstanden wissen möchte, verweisen andere Arbeiten auf die integrativen Potentiale dieses neuen Organisationstypus (vgl. Frogner, 1984, 1985a, 1985b; Romann-Schüssler & Schwarz, 1985; Schwarz, 1987c). Heckmanns (1985) Analyse bindet beispielsweise integrative Prozessen an die Bedingung, dass keine nationalistische Abgrenzung betrieben wird.

Im Vergleich zu den zahlreichen empirischen Forschungsarbeiten bleibt die Zahl an theoretischen Analysen gering (vgl. Gebauer, 1986; Heckmann, 1985). Eine Ausnahme bildet Gebauers (1986) Artikel, der sich mit der „Illusion der Integration im Freizeitsport“ beschäftigt. Die Besonderheit dieses Artikels liegt in einem sozialtheoretischen Zugang, in dessen Rahmen Fremdheit als Begriff und als

¹² Obwohl sich dieses Phänomen auch in anderen Ländern beobachten lässt, finden sich kaum Veröffentlichungen, die ethnische Sportorganisation zum Gegenstand machen (vgl. Day, 1981).

sportwissenschaftlich relevantes Phänomen eingeführt wird. Im Zuge seiner Analyse folgert der Autor, dass im Sport „Fremdheit durch die körperliche Interaktion besonders hervorgehoben“ (Gebauer, 1986, S. 133f.) wird. Gebauer leitet daraus den Begriff der „körperlichen Fremdheit“ ab (Gebauer, 1986, S. 133). Fremdheit wird dabei in Zusammenhang mit kulturell differenten Praxen und Vorstellungen, Entwürfen von Zugehörigkeit und Andersheit als alltägliches Phänomen eines durch Zuwanderungsprozesse geprägten Sports gekennzeichnet. Eine Schlüsselrolle bei der Entstehung von Fremdheit im Sport spielt demnach der Körper als Träger ethnisch-kultureller Differenz. Im Ergebnis seiner theoretischen Analyse attestiert er dem Sport keine besonderen Möglichkeiten der Integration. Vielmehr sprechen die Erkenntnisse dieser Arbeit für ein im Sport erhöhtes Risiko für die Entstehung ethnisch-kultureller Konflikte. Aufgrund seiner kritischen und differenzierten Auseinandersetzung mit Fremdheitsphänomenen des (Freizeit-)Sports kommt diesem Artikel eine große Relevanz im sportwissenschaftlichen Integrations- und Fremdheitsdiskurs zu. Mit dem Begriff der ‚körperlichen Fremdheit‘ wird außerdem ein Terminus eingeführt, der die Diskussion um Migration, Integration, Fremdheit und Sport in erheblicher Weise prägt.

Die internationale Sportforschung konzentriert sich weiterhin auf Wirkungszusammenhänge zwischen Ethnizität und Sport (vgl. Allison, 1979, 1982b; Cheska, 1984; Curtis & Loy, 1979; Jarvie, 1985; Lewis, 1976). Darüber hinaus entdeckt die Minderheitenforschung in den USA zunehmend den Sport als Forschungsfeld (vgl. Freischlag, 1978; Pooley, 1976). In der Folge entstehen auch hier Arbeiten, die ideelle Vorstellungen vom Sport als Verständigungs- und Integrationsmedium kritisch bewerten (vgl. Czula, 1979). Fortgeführt wird außerdem die Forschungstradition, die sich mit Zusammenhängen zwischen Sport und Rasse beschäftigt (vgl. Archer & Bouillon, 1982; Birrell, 1989; Braddock, 1989; Cashmore, 1982; Edwards, 1976; Lapchick, 1984).¹³ Im Vordergrund stehen Arbeiten, die sich mit Begründungen für die Über- oder Unterrepräsentanz ‚schwarzer‘ Sportler in bestimmten Sportarten des amerikanischen Profisports beschäftigen und die Mechanismen rassistischer Diskriminierung nachzeichnen (vgl. Jarvie, 1985; Yetman & Eitzen, 1972). Für das Profi-Baseball liefern Loy & McElvogue (1970) sowie Smith &

¹³ Steinkamps (1976) Aufarbeitung der us-amerikanischen Forschungsarbeiten zum Themenbereich ‚Sport und Rasse‘ kann als Indiz für ein zunehmendes Interesse an Erkenntnissen aus der Sportforschung klassischer Einwanderungsländern betrachtet werden.

Seff (1989) empirische Daten, die deutlich machen, dass zentrale Positionen tendenziell von ‚weißen‘ Spielern besetzt werden, während ‚schwarze‘ Sportler eher periphere Positionen im Spiel einnehmen (vgl. Jibou, 1988; Mogull, 1979; Pascal & Rapping, 1970).¹⁴ Neben der kritischen Diskussion um Phänomene wie Rassismus und ethnische Diskriminierung im Sport findet ansatzweise eine Anbindung der internationalen Sportforschung an die sozialwissenschaftliche Stereotypen- und Vorurteilsforschung statt (vgl. Melnick, 1988; Pariente, 1976; Rainville & McCormick, 1977; Rees & Miracle, 1984). Eine vergleichbare empirische und theoretische Debatte, die Praxen und Zusammenhänge ethnischer Diskriminierungen, Vorurteile und Rassismus im Sport aufdeckt und darstellt, existiert in der Sportforschung der 1970er und 1980er Jahre in Deutschland nicht.

Zunehmendes Interesse entwickelt die deutsche Sportforschung dagegen an vergleichenden, kulturtheoretischen und ethnologischen Zugängen, die Sport in Abhängigkeit von dessen ethnisch-kulturellen Bedingungen, lokalen Voraussetzungen und Traditionen untersuchen (vgl. Allison, 1979, 1982c). Allison (1982a) ethnographische Studie des Basketball-Spiels der Navajo erlangt großen Einfluss auf den sportsoziologischen Diskurs in Deutschland.¹⁵ Allison (1982a) verweist auf kulturspezifische Besonderheiten des Sports und vertritt die These, dass Sport trotz universeller, internationaler Regelwerke grundsätzlich in gesellschaftliche bzw. lokale Strukturen, Kontexte, Traditionen, Werte und Lebenswelten von Menschen eingebettet ist. Wer Sport verstehen möchte, muss demzufolge den Blick auf die Kontexte und Verhältnisse richten, in denen er betrieben wird.

¹⁴ Vergleichbare Ergebnisse aus anderen Sportarten liefern Studien für Baseball (vgl. Schneider & Eitzen, 1986), Volleyball (vgl. Eitzen & Furst, 1989) sowie Fußball (vgl. Maguire, 1988).

¹⁵ Das in den 40er Jahren von Missionaren bei der indigenen Bevölkerung der Navajos in Amerika eingeführte Basketball-Spiel wird nach den offiziellen Regeln gespielt und trotzdem unterscheidet es sich fundamental vom Spiel der Angloamerikaner. So fällt auf, dass sich Konkurrenz- und Wettbewerbsorientierung bei den Navajos in gänzlich anderer Form äußert als beim angloamerikanischen Basketball-Spiel. So wird beispielsweise aggressives, für den Gegenspieler gefährliches Spiel streng sanktioniert. Das Basketballspiel der Navajos ist deshalb im Gegensatz zum angloamerikanischen Basketball fast körperlos. Der Gegner besitzt eher symbolische Bedeutung und steht nicht im Mittelpunkt der Aktivität, wie dies im körper- und gegnerorientierten Spiel der Angloamerikaner oder auch des europäischen Spielstils der Fall ist. Der oft zitierte „Killerinstinkt“, der in stark wettkampff- und konkurrenzorientierten Sportarten als zentrales Leistungsmerkmal auftaucht, findet bei dem Spiel der Navajos keinen Platz. Solidarität und Homogenität stehen im Vordergrund der Spielidee (vgl. Allison, 1982a; Allison & Lüschen, 1979).

1.3 Fremdheit als kulturelle Differenz – Der Beitrag des sportwissenschaftlichen Diskurses der 1990er Jahre

„Es gibt kaum einen gesellschaftlichen Bereich, dem hinsichtlich des Zusammenlebens von Ausländern und Deutschen derartig positive Auswirkungen nachgesagt werden wie dem Sport. Folgte man diesen Sichtweisen, wäre Fremdheit im Sport eine Fiktion, ein Phänomen, das es gar nicht geben dürfte“ (Bröskamp, 1994, S. 6).

In den 1990er Jahren beginnt ein expliziter sportwissenschaftlicher Fremdheitsdiskurs, der eng in Zusammenhang mit der sportwissenschaftlichen Migrations- und Integrationsforschung steht (vgl. Bröskamp, 1992, 1994; Gieß-Stüber, 1999). Die Leistung der in diesem Zeitraum entstehenden Veröffentlichungen besteht darin, kritische Fragen aufzuwerfen, blinde Flecken aufzudecken und dogmatische Integrationslogiken auf deren Reichweite hin zu prüfen (vgl. Gebauer, 1996; Rummelt, 1998; Sonnenschein, 1999; Thiele, 1999). Insbesondere die Sportsoziologie entdeckt das Thema zunehmend für sich. Charakteristisch ist die Einsicht in die Notwendigkeit, sich mit den Folgeerscheinungen von Zuwanderungsprozessen, aber auch mit Problembereichen von Sport in der Einwanderungsgesellschaft auseinanderzusetzen. Auch wenn der Diskurs um Migration, Integration, Fremdheit und Sport noch immer im Schatten anderer sportwissenschaftlicher Diskurse steht, etabliert sich ein Forschungsbereich, in dem Fremdheit als Phänomen identifiziert wird, das im Sport ebenso relevant ist wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen und das es theoretisch bzw. empirisch zu erfassen gilt (vgl. Alkemeyer & Bröskamp, 1996; Heckmann, 1998; Klein, 1998; Rummelt, 1993; Schwark, 1998).

Gesellschaftsgeschichtlich steht dieser Diskurs in Zusammenhang mit den Ereignissen, die unter den Ortsnamen *Hoyerswerda*, *Rostock-Lichtenhagen*, *Mölln* und *Solingen* in die Geschichtsbücher eingegangen sind.¹⁶ Die zeitliche Nähe zwischen diesen Ereignissen und der zunehmenden Zahl an sportwissenschaftlichen Publikationen, die sich mit Phänomenen von ‚Fremdenfeindlichkeit‘¹⁷,

¹⁶ Die Orte sind zum Sinnbild für die Renaissance rassistischer Vorfälle und Pogrome in Deutschland nach der NS-Zeit geworden. In *Hoyerswerda* finden im Jahr 1991 die ersten Pogrome der Nachkriegszeit statt. Betroffen sind Asylbewerber und Migranten. Unter dem Beifall zahlreicher Anwohner werden Unterkünfte von Asylbewerbern und Arbeitsmigranten in Brand gesetzt. Ein Jahr später erreicht die rassistische Gewalt den Rostocker Stadtteil *Lichtenhagen*, wo eine Flüchtlingsunterkunft angegriffen und in Brand gesetzt wird. Unterstützt von mehreren hundert deutschen Staatsbürgern und vor den Augen der Polizei kommt es tagelang zu rassistischen Angriffen auf Fremde und deren Unterkünfte. Noch im selben Jahr sterben drei Menschen in *Mölln* bei rassistisch motivierten Brandanschlägen auf ein von türkischen Mitbürgern bewohntes Haus. Im Mai 1993 wiederholen sich die Ereignisse in *Solingen*. Bei diesem Brandanschlag kommen fünf Frauen türkischer Herkunft ums Leben (vgl. Finkelstein, 2006, S. 30ff.; Mecheril, 2004, S. 86).

¹⁷ Obwohl der Begriff der Fremdenfeindlichkeit auch heute noch in öffentlichen Diskursen und wissenschaftlichen Texten auftaucht, wird in der aktuellen sozialwissenschaftlichen

‚Rechtsextremismus‘ oder Rassismus im Sport beschäftigen, legt einen Zusammenhang nahe. Vor dem Hintergrund der Präsenz dieser Ereignisse und der Feststellung einer unzureichenden Forschungslage etabliert sich ein Diskurs, der Entstehungsmechanismen, prekäre Praxen des Umgangs mit Anderen sowie „Fremdheitserfahrungen in Alltags- und Sportsituationen“ (Bröskamp, 1994, S. 13) zum Gegenstand macht.¹⁸

Die Gegenstandsbestimmungen und Kennzeichnungsbemühungen von Fremdheit bleiben jedoch vergleichsweise undifferenziert und abstrakt. So führen beispielsweise Alkemeyer & Bröskamp (1996) Fremdheit als Phänomen darauf zurück, dass das „kulturelle Hintergrundwissen der Handlungspartner sich als nicht kongruent erweist“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 12). Kennzeichnend für den Diskurs um Fremdheit ist der Verweis auf ethnisch-kulturelle Unterschiedlichkeit. Im Mittelpunkt zahlreicher sportbezogener Veröffentlichungen steht ein Kulturbegriff, der Unterschiedlichkeit entlang von Begriffen wie Nationalität oder Ethnie diskutiert. In der Konsequenz sind es ‚kulturell‘ unterschiedliche Sportverständnisse, Bewegungs- und Körperpraktiken, die Fremdheit produzieren. Kulturelle Differenz wird zum Erklärungsmodell für eine Vielzahl an Erscheinungsformen von Fremdheit im Sport (vgl. Beiersdorfer, 1993; Bröskamp & Alkemeyer, 1996; Erdmann, 1999; Klein & Kothy, 1998; Merkel, 1994; Merkel & Tokarski, 1996).

Grundlegend ist die Feststellung, wonach Migrationsprozesse „zu ethnisch-kulturellen Pluralisierungen der nationalen Sport-Räume komplexer Gesellschaften geführt“ (Bröskamp, 1998, S. 47) haben. Der kritische Anspruch dieses Diskurses äußert sich nicht zuletzt in der Frage, „ob die großen und kleinen Erzählungen vom ‚melting-pot‘ Sport so widerspruchlos hinzunehmen sind“ (Thiele, 1999, S. 23). Integration bleibt weiterhin ein Schlüsselbegriff dieses Diskurses. Jedoch dominieren Integrationsverständnisse, die assimilativen Konzepten kritisch gegenüber stehen und Integration als wechselseitigen, auf gleichberechtigter Teilhabe basierenden Prozess verstehen (vgl. Bröskamp, 1994; Klein, 1998; Thiele, 1999). Im Gegensatz zu jenen Veröffentlichungen, die es sich zum Auftrag machen, außergewöhnliche, universelle Potentiale des Sports zur Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft zu unterstreichen (vgl. z.B. Giebenhain, 1995), sieht

Auseinandersetzung auf die Problematik und Unschärfe des Begriffes verwiesen (vgl. Butterwegge, 2002, S. 55ff.; Heitmeyer, 2007b, S. 15ff.).

¹⁸ Es sind vor allem einzelne Artikel, die sich im Rahmen von Sammel- und Tagungsbänden (vgl. Bröskamp & Alkemeyer, 1998; Erdmann, 1999; Klein & Kothy, 1996) dem Gegenstand aus verschiedenen Blickwinkeln nähern.

beispielsweise Thiele (1999) in seiner theoretischen Analyse „keine Indikatoren dafür vorliegen, daß der Sport über besonders effiziente Mittel zur echten Integration, Tolerierung oder Konfliktlösung verfügt, die über den Sport hinaus auch Alltagstauglichkeit besäßen“ (Thiele, 1999, S. 35). Konstatiert wird vielmehr ein eklatanter Mangel an (sport-)wissenschaftlicher Grundlagenforschung im Hinblick auf mögliche Transferwirkungen zwischen im Sport gemachten Erfahrungen und der Lebenswelt von Menschen: „Die Versprechen sind hinreichend bekannt, über Wirkungen – insbesondere Transferwirkungen – wissen wir wenig“ (Thiele, 1999, S. 31).

Untersucht werden zunehmend auch negative Zusammenhänge zwischen Sport und Integration. In einer qualitativen Befragung von Aussiedlern und Sportvereinsmitgliedern geht Rummelt (1998, S. 99) der Frage nach, „ob denn z.B. im interethnischen Sport das integrative Potential des Vereinssports tatsächlich zur Wirkung kommt oder ob nicht umgekehrt interethnischer Sport sogar zur Segregation und damit zur Desintegration ethnischer Minderheiten beiträgt“. Nachgewiesen wird zum einen eine hohe Anziehungskraft des Sports ebenso wie eine hohe Integrationsbereitschaft bei der Gruppe der Aussiedler. Trotz dieses hohen Kontaktpotentials und trotz der Bedeutung, die beide Gruppen dem Sport als Medium der Integration zuschreiben, zeigen sich Hindernisse auf der Seite deutscher Sportvereinsmitglieder in der Gestalt einer „fiktiven Akzeptanzgrenze in Bezug auf den prozentualen Anteil von Zuwanderern im eigenen Verein“ (Rummelt, 1998, S. 108). Gleichzeitig zeigt die Studie, dass gesellschaftliche Phänomene wie Fremdenangst, Vorurteile und Stereotypen Sport in erheblicher Weise prägen und Prozesse der Exklusion in Gang setzen können.¹⁹

Vor diesem Hintergrund kommt Sonnenschein (1999) in einer gesellschaftshistorischen Analyse zu der Einsicht, dass eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Thema Sport und Integration die Rekonstruktion sportrelevanter Veränderungen im Laufe der Migrationsgeschichte sowie vor dem Hintergrund der nationalen Zuwanderungs- und Integrationspolitik voraussetzt. Entscheidend dabei ist die Schlussfolgerung, „dass die Möglichkeiten des Sports, zur sozialen Integration ausländischer Mitbürger beizutragen, nicht isoliert von deren allgemeinem gesellschaftlichem Status betrachtet werden können“ (Sonnenschein,

¹⁹ Auch Rummelt (1998, S. 100) ordnet seinen Artikel gesellschaftshistorisch in eine „Zeit zahlreicher fremdenfeindlich motivierter Gewalttaten, Gesetzesverletzungen und des offenen und versteckten Rassismus“ ein.

1999; S. 90). Die Erkenntnis ist grundlegend für die Migrations- und Integrationsforschung der 1990er Jahre.

Darüber hinaus etabliert sich im sportwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurs ein sozialtheoretischer Zugang, der den Körper in den Mittelpunkt von Fremdheitsphänomenen im Sport stellt. Mit Bröskamps (1994) Analyse „*Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport*“ entsteht ein erstes, soziologisches Referenzwerk, das den sportwissenschaftlichen Diskurs um ein sozialtheoretisch fundiertes Erklärungsmodell von Fremdheitsphänomenen im Sport erweitert und nachhaltig prägen sollte. Die Arbeit kann retrospektiv als eine der bedeutendsten theoretischen Analysen zu dem Themenbereich betrachtet werden, da sie eine paradigmatisch neue Perspektive in der sportwissenschaftlichen Fremdheitsdiskussion ausarbeitet.²⁰ Ausgehend von der Frage „ob kulturelle Verschiedenheiten durch Sportaktivitäten nicht neutralisiert, sondern dadurch vielleicht erst hervorgehoben, ob Vorurteile im Sport nicht unbedingt abgebaut, sondern hier – soweit vorhanden – auch bestätigt oder möglicherweise sogar erst erzeugt werden können“ (Bröskamp, 1994, S. 5), setzt sich Bröskamp das Ziel, Erkenntnisdefizite aufzuzeigen. Bröskamp schließt unmittelbar an die theoretischen Überlegungen von Gebauer (1986) an. Im Vordergrund des Erklärungsmodells steht der Körper als Darstellungsmedium des Sports sowie als Träger distinktiver Zeichen. Auf der Grundlage von Bourdieus Sozialtheorie stellt die Arbeit die allgemeine Behauptung vom kulturneutralen Charakter des Sports grundsätzlich in Frage. Fremdheit entsteht demzufolge im Sport primär auf der Ebene von Körperlichkeit. Die Verknüpfung von Körperlichkeit und ethnisch-kultureller Herkunft ist entscheidend für die Analyse. Zur Hypothese wird Fremdheit im Sport deshalb, weil „Unterschiede der Gebrauchsweisen des Körpers, der Körpertechniken und -verständnisse ... oft jenseits der Möglichkeit zu bewusster Reflexion“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 15) aufeinandertreffen. Das „Verstehen mittels des eigenen Körpers“ (Bourdieu, 1992, S. 205) wird dann zum Problem, wenn Umgangsweisen mit dem Körper als inkompatibel wahrgenommen werden (vgl. Bröskamp, 1994). An diese Überlegungen schließt Gebauer (1996) unmittelbar an, indem er feststellt, dass der Körper im Sport in dem Maße zum Ausgangspunkt von Fremdheitserfahrungen wird, als er zum

²⁰ Die Arbeit entwickelt Signalwirkung und markiert den Auftakt für eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, die auf den sozialtheoretischen Zugang Bröskamps zurückgreifen. Nahezu alle Arbeiten, die sich in der sportwissenschaftlichen Integrations- und Migrationsforschung verorten lassen, nehmen Bezug auf Bröskamps Analyse bzw. auf Erkenntniszusammenhänge zwischen Sport, Körperlichkeit und Fremdheit (vgl. dazu Amiroux & Bröskamp, 1996; Mihçiyazgan, 1996).

Symbol für ethnisch-kulturelle Besonderheiten avanciert und Leistungen als „Indikatoren ihrer ethnischen Natur“ (Gebauer, 1996, S. 82) wahrgenommen werden. Auf der Grundlage dieser Überlegungen kommt Gebauer zu der Einschätzung, dass speziell im Freizeitsport „gerade die Erfahrung kultureller Fremdheit“ (Gebauer, 1996, S. 83) wahrscheinlich ist.

Im Kontext dieses Diskurses etabliert sich eine Perspektive, die Sport als Austragungsort von ethnisch-kulturellen Konflikten identifiziert. Die Erkenntnisse dieses Diskurses decken sich insofern mit dem der ‚körperlichen Fremdheit‘ als in erster Linie kulturelle Inkompatibilitäten für die Entstehung „interkultureller“ bzw. „ethnisch-kultureller“ Konflikte im Sport verantwortlich gemacht werden. Im Mittelpunkt steht ein Denkparadigma, das Kultur und Ethnizität als zentrale Ursachen für die Entstehung von Konflikten und die Erklärung von Fremdheitsphänomenen im Sport heranzieht (vgl. Bröskamp, 1998; Heckmann, 1998; Klein, 1998; Kothy, 1998).²¹

Das zunehmende sportwissenschaftliche Interesse an muslimischen Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund macht außerdem deutlich, dass auch Religion als sportrelevantes Erklärungsmodell für Unterschiedlichkeit herangezogen wird (vgl. Amiroux & Bröskamp, 1996; Kleindienst-Cachay, 1990, 1998b; Mihçiyazgan, 1996; Pfister, 1998). Die Mehrzahl der Arbeiten, die sich mit dieser Gruppe und deren Rolle im Rahmen des (organisierten) Sports beschäftigen, schließt an die empirische Beobachtung der 80er Jahre an, dass Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund zumindest im organisierten Sport stark unterrepräsentiert sind. Die inhaltliche Auseinandersetzung findet verstärkt am Beispiel von Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund im Sportunterricht statt. Besonders das Phänomen der Sportverweigerung fungiert als Ansatzpunkt, um auf grundlegende „Differenzen im muslimischen Körperkonzept“ (Mihçiyazgan, 1996, S. 99) und darin enthaltene Konfliktpotentiale hinzuweisen. Die Auseinandersetzung neigt dazu, muslimische Frauen und Mädchen als homogene Gruppe zu charakterisieren, die infolge religiöser Vorgaben nur sehr geringen Handlungsspielraum hat. Im Gegensatz dazu machen einige Veröffentlichungen auf die Gefahr kulturalistischer Darstellungen aufmerksam. Angelegt ist dabei eine Kritik an Ursache-Wirkungslogiken, die Kultur als universelle Erklärungsgröße und Handlungsdeterminante heranziehen (vgl. Alkemeyer &

²¹ Damit schließt die sportwissenschaftliche Forschung an aktuelle sozialwissenschaftliche Denkmuster an. Insbesondere Huntingtons Buch „Kampf der Kulturen“ (1998) liefert eine Perspektive, über die Kultur als statisches Modell zum salonfähigen Paradigma sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzung avanciert und ‚kulturelle‘ Differenz als zentrale Ursache für Konflikte ausgemacht wird.

Bröskamp, 1996; Amiraux & Bröskamp, 1996). Anknüpfend daran stellt Kleindienst-Cachay (1998b) in einer Studie zum Sportmanagement muslimischer Frauen und Mädchen solche (methodischen) Zugänge infrage, die „subjektive Eindrücke mit kulturtypisierenden Verfahren“ (Kleindienst-Cachay, 1998b, S. 114) vermischen. Die Sportsoziologin plädiert stattdessen eher für einen reflektierenden Zugang, der die Entwicklung von Identität in der Einwanderungsgesellschaft sowie die Rolle von Sport im Rahmen von Sozialisationsprozessen in Zusammenhang setzt.

Eine weitere sportwissenschaftliche Debatte, die in den 1990er Jahren ihren Ursprung hat, knüpft unmittelbar an die erziehungswissenschaftliche Debatte um interkulturelle Bildung und Erziehung an.²² Dieser erziehungswissenschaftliche Diskurs, der in den 1990er Jahren die Defizitperspektive der ‚Ausländerpädagogik‘ ablöst, wird in der Sportforschung vor allem unter dem Begriff der „interkulturellen Bewegungserziehung“ geführt.²³ Inhaltlich geht es in erster Linie um eine theoretische Verortung der Möglichkeiten und Grenzen des Sports im Hinblick auf interkulturelle Erziehung (vgl. Dietrich, 1994; Gieß-Stüber, 1999; Michels & Schulz, 1999; Neuber, 1999; Thiele, 1999). Der bisweilen kritische Anspruch äußert sich in der Frage, „woher der Sport als Bewegungs-Mono-Kultur und Kolonialisierungsagent par excellence seinen Optimismus bezieht, für eine interkulturelle Erziehung als besonders brauchbares Medium dienlich sein zu können“ (Thiele, 1999, S. 24). Thiele (1999, S. 36) relativiert die Ansprüche des Sports auf interkulturelle Verständigung und plädiert stattdessen für eine „Veränderung der Zielkoordinaten interkultureller Bewegungsansprüche“. Als pädagogische Konsequenz fordert er eine interkulturelle Bewegungserziehung, die kulturelle Differenz zulässt und sich einen „angemessenen Umgang mit dem ‚Fremden‘ unter Bewahrung eigener und fremder Ansprüche“ (Thiele, 1999, S. 36) zum Ziel setzt. Auch Gieß-Stüber (1999, S. 58) kennzeichnet Sport nicht als universell geeignetes Setting für interkulturelle Lernprozesse. Dennoch versieht sie den Sport mit der Chance, „kulturelle Synthesen“ zu entwerfen. Die Identifikation konkreter Ansatzpunkte oder Möglichkeitsbedingungen sowie die Generierung empirischer

²² Zum erziehungswissenschaftlichen Diskurs vgl. u.a. Auernheimer (1995), Liegle (1998), Nieke (1995), Treptow (1995).

²³ In Anlehnung an den erziehungswissenschaftlichen Diskurs um interkulturelles Lernen und interkulturelle Kompetenz entsteht im Jahr 1999 ein Sammelband unter dem Titel „*Interkulturelle Bewegungserziehung*“ (Erdmann, 1999). Im Mittelpunkt der Artikel steht die Auseinandersetzung mit Möglichkeiten und Grenzen von Sport und Bewegung im Rahmen einer interkulturellen Erziehung. Im Zuge dieser Auseinandersetzung werden Phänomene der Differenz, Identitätsprozesse sowie Praktiken von Zugehörigkeit und Ausgrenzung im Sport betrachtet.

Daten bleibt der Diskurs ebenso schuldig wie die Erarbeitung einer systematischen Theorie der interkulturellen Erziehung im Sport.

Während Rassismus in der interkulturellen Pädagogik von Beginn an ein wichtiges Thema ist und als Phänomen des Sports in internationalen Arbeiten bereits früh zum Gegenstand gemacht wird, findet in der Bundesrepublik erst in den 1990er Jahren eine sportwissenschaftliche Rassismus-Debatte statt. Es sind vor allem sporthistorische Analysen, die Antisemitismus, Rassismus und Rassen-Ideologien als Erscheinungsformen des Sports in Deutschland, Europa oder den USA sichtbar machen (vgl. Alkemeyer & Bröskamp, 1996; John & Schulze-Marmeling, 1993; Taylor & Toohey, 1995; Tokarski, 1998; Volkwein, 1996). Im Rahmen einer qualitativen Fallstudie legt Schwark (1998) rassistische und ethnozentristische Praktiken auf der Ebene des organisierten Sports offen. Gegenstand der Analyse ist ein ‚türkischer‘ Sportverein in Duisburg. Die Studie deckt Praxen von Rassismus und Ethnozentrismus als alltägliche Phänomene des organisierten Vereinsports auf. Im Mittelpunkt steht der „alltägliche, alle Lebenslagen umfassende, latent vorhandene und geduldete Rassismus großer Teile der Bevölkerung“ (Schwark, 1998, S. 84), der sich im Breitensport anhand von verschiedensten Erscheinungsformen nachweisen lässt. Herausgearbeitet werden nicht nur rassistische Praktiken im alltäglichen Sportbetrieb wie verbale Provokationen, sondern außerdem institutionalisierte Rassismen, stereotype Vorstellungen über ‚Ausländer‘ sowie assimilative Anpassungserwartungen von Seiten der Vertreter deutscher Sportvereine. Zugleich kommt auf Seiten der ethnisch fremden Sportler die „latente Befürchtung zum Ausdruck, daß nicht den in deutschen Sportvereinen geltenden Normen entsprochen werden könnte“ (Schwark, 1998, S. 79). Hochrelevant ist die Erkenntnis, dass Rassismus und Ethnozentrismus im Sport keine spontanen Oberflächenphänomene, sondern Ausdruck gesellschaftlich geteilter Vorstellungen, Ordnungen und Wissensbestände sind. Die Analyse macht ferner auf die exklusive Funktion asymmetrischer Machtverhältnisse zwischen deutschen und ‚ausländischen‘ Sportlern aufmerksam. Obwohl die empirischen Ergebnisse darauf verweisen, dass traditionelle Sportvereine trotz ihres ideellen Anspruchs Zugangsbarrieren für Menschen mit Migrationshintergrund bereit halten, bleibt eine weitere organisationstheoretische Verortung exklusiver Mechanismen und Ordnungen weitgehend aus.

Die Studie Schwarks (1998) ist außerdem bedeutend für die seit den 80er Jahren geführte Debatte um die gesellschaftliche Funktion ethnischer Sportvereine. Im Vordergrund steht vor allem die Aufarbeitung politischer und gesellschaftlicher

Entstehungsbedingungen (Blecking, 1995; Fijalkowski & Gillmeister, 1997; Schwarz, 1998; Sonnenschein, 1999). Mit Blick auf ethnische Sportvereine wird beobachtet, „wie sehr mit der Dauer und Intensität ihrer Arbeit die Organisations- und Führungsstrukturen an das ‚deutsche Modell‘ angepaßt werden“ (Schwarz, 1998, S. 92). Des Weiteren kommen Amiroux & Bröskamp (1996, S. 111) im Rahmen einer qualitativen Studie von Angeboten islamischer Sportorganisationen in Berlin zu dem Ergebnis, dass es sich bei diesen Strukturen um „spezifische Produkte der deutschen, nicht aber der Herkunftsgesellschaft“ handelt. Die empirische Beobachtung, dass ethnische Vereine „vor allem junge männliche Ausländer [rekrutieren], die zum Teil ihre Sportkarriere in deutschen Vereinen begonnen haben und im Alter zwischen 16 und 18 Jahren in ethnische Organisationen wechseln“ (Schwarz, 1998, S. 87), ist kennzeichnend für das deutsche Sportsystem.²⁴

Ein weiterer Trend zeigt sich in der Anbindung an Erkenntnisse der internationalen Sportforschung. Es sind dabei vorwiegend us-amerikanische Veröffentlichungen, auf die Bezug genommen wird (vgl. Bröskamp, 1994; Volkwein, 1996). Festgestellt wird, „daß entsprechende Arbeiten der nordamerikanischen für die deutsche Sportforschung wichtige Orientierungsfunktionen hatten“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 9). Im Gegensatz zur deutschen Sportforschung, in der mit dem Ansatz der „körperlichen Fremdheit“ ein neuer Erklärungsansatz für Fremdheitsphänomene im Sport entsteht, setzen sich im internationalen Diskurs bestehende Forschungstraditionen fort. Dazu gehören insbesondere Forschungsarbeiten, die in der Tradition der Race-Relation-Analysen bzw. der sportwissenschaftlichen Ethnizitäts- und Minderheitenforschung stehen. Es dominieren weiterhin amerikanische Studien, die sich auf populäre Sportarten wie Football, Baseball oder Rugby beziehen (vgl. Hallinan, 1991; Hobermann, 1997; Jarvie & Reid, 1997; Lomax, 1999; Murrell & Curtis, 1994). Die Analysen machen Spezifika der jeweiligen Sportarten im Hinblick auf Chancengleichheit, Diskriminierung und Ungleichheiten zwischen ethnischen Minderheiten und Mehrheitsbevölkerung sichtbar. Im Gegensatz zum Diskurs in Deutschland beziehen sich die meisten dieser Arbeiten auf den Leistungssport und berücksichtigen kaum den Breiten- und Freizeitsport als Forschungsfeld. Eine thematische Annäherung zwischen deutscher und internationaler

²⁴ Auffällig ist generell, dass in dem Maße, in dem Bezug auf eine konkrete sportliche Praxis genommen wird, in der Regel der Fußballsport als Beispiel dient (vgl. dazu z.B. Gebauer 1996; Kothy 1998; Schwark, 1998; Tokarski 1998). Problematisch ist dies insofern, als ein Transfer der Erkenntnisse auf andere Sportarten und Sportfelder nicht ohne weiteres möglich ist.

Forschung findet insofern statt, als in beiden Diskursen rassistische Praktiken und ethnische Diskriminierungen offen gelegt werden (vgl. Eisen & Wiggins, 1994; Jarvie, 1991; Sabo, Curry Jansen, Tate, Carlisle Duncan & Leggett, 1996; Verma & Darby, 1994).

Darüber hinaus beschäftigt sich die internationale Sportforschung zunehmend mit Aspekten von ethnischer Identität und Nationalismus im Sport (vgl. Bairner, 1996; MacClancy, 1996; Maguire, 1994; Rowe, McKay & Miller, 1998). Daneben liegt ein Schwerpunkt auf der Eruiierung von Wirkungszusammenhängen zwischen Globalisierung und Sport. Im Gegensatz zur Diskussion in der Sportforschung der Bundesrepublik (vgl. Bröskamp, 1998; Trosien, 1997) zielen die Studien der nordamerikanischen Sportforschung stark auf Prozesse der Arbeits- bzw. Eliten-Migration im Bereich des Profisports ab (vgl. Bale & Maguire, 1994; Harvey, Rail & Thibault, 1996; Maguire & Stead, 1998). Schließlich entsteht eine Reihe von internationalen Veröffentlichungen, die ‚kulturelle Vielfalt‘ und den Umgang mit ihr als zukunftsträchtiges Thema der Sportforschung entdecken (vgl. Anderson, 1993; Doherty & Chelladurai, 1999; Taylor & Toohey, 1999). Damit besetzt die internationale Sportforschung einen Themenbereich, dem in der Sportforschung der Bundesrepublik bis dato so gut wie kein Interesse geschenkt wird.

1.4 Fremdheit als Partizipationsproblem – Zur Bedeutung des sportwissenschaftlichen Diskurses seit 2000

Obwohl die Sportforschung der Bundesrepublik seit 2000 an die thematischen Diskurse der 1990er Jahre anknüpft, etablieren sich neue Zugänge, Themenfelder und Forschungstraditionen. So setzt sich der Trend einer zunehmenden Anbindung an Konzepte und Erkenntnisse anderer sozialwissenschaftlicher Disziplinen fort. Thematisch ist der sportwissenschaftliche Diskurs weiterhin eng an die gesellschaftlichen Diskurse um Zuwanderung und Integration gebunden.²⁵ Obwohl Fremdheit im Sport nach wie vor nicht zu den zentralen Themen der

²⁵ Dies lässt sich darauf zurückführen, dass Zuwanderung und Integration noch immer allgegenwärtige Themen sozialwissenschaftlicher, politischer und öffentlicher Diskurse sind (vgl. dazu u.a. Hamburger, Badawia & Hummrich, 2005; Han, 2010; Mecheril, 2004; Meier-Braun, 2002). Dies schlägt sich im Jahr 2000 durch eine Reform des Staatsbürgerschaftsrechts und 2004 in einem neuen Zuwanderungsgesetz nieder. Im Jahr 2006 findet der erste „*Nationale Integrationsgipfel*“ statt. Ein Jahr später folgt ein „Nationaler Integrationsplan“, in dem Sport als ein wesentlicher „Integrationsmotor“ benannt wird (vgl. Bundesregierung, 2007, S. 139ff.).

Sportwissenschaft gehört und nur selten explizit zum Gegenstand gemacht wird (vgl. Gieß-Stüber, 2003; Noethlichs, 2005; Seiberth & Thiel, 2007, 2010), bringt die sportwissenschaftliche Migrations-, Integrations- und Ungleichheitsforschung Arbeiten hervor, die relevante empirische und theoretische Erkenntnisse beinhalten (vgl. dazu u.a. Blecking, 2001, 2006a, 2007; Boos-Nünning & Karakaşoğlu, 2003; Kalter, 2003, 2005; Klein, Kothy & Cabadag, 2000; Rittner & Breuer, 2000; Soeffner & Zifonun, 2006, 2008a, 2008b; Stahl, 2009; Thiel & Seiberth, 2007; Zifonun, 2008a; Zifonun & Cindark, 2004). Zudem zeigt sich weiterhin eine thematische Annäherung zwischen deutscher und internationaler Sportforschung. Insbesondere die europäische Sportforschung bringt eine vergleichsweise große Zahl an Veröffentlichungen rund um das Themenfeld hervor.²⁶

In Anbetracht der öffentlichen Debatte um Einbürgerungstests, Integrationskurse und den ‚Nationalen Integrationsplan‘ bleibt in der Sportforschung die Frage nach den Partizipationsmöglichkeiten des Sports hochaktuell (vgl. Baur & Braun, 2003; Kalter, 2003; Nobis & Baur, 2007; Thiel & Seiberth, 2007). Im öffentlichen und politischen Diskurs wird weiterhin universell auf besondere integrative Wirkungen des Sports verwiesen (vgl. Bundesregierung, 2007), „während über den Modus dieser integrativen Leistung vergleichsweise wenig zu finden ist“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 148). Im Zuge einer Analyse zur „Gemeinwohlorientierung des Sports“ erstellen Rittner & Breuer (2000) einen Überblick über die aktuelle Erkenntnislage. Sie kommen dabei zum Ergebnis, „daß es aus wissenschaftlicher Sicht eine Fülle offener Fragen und ungeklärter Zusammenhänge gibt, die im Kontrast zum Gewißheitsanspruch der programmierten Formeln stehen“ (Rittner & Breuer, 2000, S. 86). Grundsätzlich festgestellt wird ein Mangel an tragfähigen theoretischen Grundlagen, sozialtheoretischen Erklärungsmodellen und Konzepten, die der Komplexität und Vielschichtigkeit des Bereiches gerecht werden. Daraus wird die Notwendigkeit der Bearbeitung spezifischer Fragen abgeleitet.

Es sind in besonderer Weise Ansätze der sozialen Ungleichheitsforschung, die den Integrationsdiskurs mit neuen Perspektiven versorgen und die Ansicht vertreten, dass die Beteiligung am Sport nicht nur mit der ethnischen Herkunft einer Person, sondern

²⁶ Vgl. dazu die Arbeiten von Collins & Kay (2003), Elling & Claringbould (2005), Kay (2006), Long, Robinson & Spracklen (2005), Rowe (2003), Taylor (2004), Van Sterkenburg & Knoppers (2004), Walseth (2006a, 2006b), Walseth & Fasting (2003; 2004).

auch mit Dimensionen sozialer Ungleichheit in Zusammenhang steht.²⁷ Forschungsgegenstand sind einmal mehr Menschen mit Migrationshintergrund. Untersucht werden Partizipationsbedingungen und Ausschlussmechanismen des Sports (vgl. Baur & Braun, 2003; Elling & Claringbould, 2005; Kalter, 2005; Nobis & Baur, 2007). Die Analyse von Wirkungszusammenhängen und Mechanismen sozialer Selektivität im Sport und in Bezug auf Kinder- und Jugendliche mit Migrationshintergrund wird als eine der zentralen Aufgaben der Sportsoziologie identifiziert (vgl. Boos-Nünning & Karakaşoğlu, 2003; Thiel & Cachay, 2003).

Bei der Suche nach Erklärungen für die geringe Sportbeteiligung von Menschen mit Migrationshintergrund zeigt sich in der Sportforschung ein Abrücken von klassischen schichttheoretisch geprägten Ansätzen. Stattdessen fokussieren verschiedene Analysen auf Prioritätensetzungen und lebensstilbedingten Präferenzen (vgl. Scheerder, Vanreusel & Taks, 2005; Seiberth & Thiel, 2010; Thiel & Cachay, 2003). Die empirische Klärung der Frage, mit welchen Konsequenzen diese Faktoren Einfluss auf den Sport nehmen, steht jedoch noch weitgehend aus. Cachay & Thiel (2003) setzen diese Entscheidungen sowohl in Zusammenhang mit den organisationalen Strukturen als auch mit individuellen Selbstzuordnungsprozessen. Um die geringe Beteiligung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund am organisierten Sport zu erklären, sind Bedingungen und Mechanismen von ‚Fremdexklusion‘ ebenso zu untersuchen wie Phänomene von ‚Selbstexklusion‘ (vgl. Thiel & Cachay, 2003, S. 289ff.).

Im Fokus der deutschen und internationalen Sportforschung stehen dabei erneut Mädchen mit Migrationshintergrund (vgl. Boos-Nünning & Karakaşoğlu, 2004; Klein & Kleindienst-Cachay, 2004; Kleindienst-Cachay, 2000, 2005, 2007; Kleindienst-Cachay & Kuzmik, 2006). Kleindienst-Cachay (2006) weist in einer Expertise mit Blick auf diese Gruppe erneut auf eine defizitäre Datenlage hin und attestiert der Sportwissenschaft in Deutschland ein geringes Interesse an dieser Gruppe. Ergänzt wird dieser Diskurs durch Forschungsarbeiten, die sich mit Implikationen zwischen Islam und Sport befassen. Entgegen populärer Vorstellungen, nach welchen sich Sport und Islam für muslimische Frauen ausschließen, weisen verschiedene qualitative Studien nach, dass sich sportliche Betätigung und Islam aus Sicht von gläubigen muslimischen Frauen keineswegs ausschließen müssen. Zugleich geben

²⁷ Der Erste Kinder- und Jugendsportbericht (Schmidt, Hartmann-Tews & Brettschneider, 2003) diskutiert speziell die Bedeutung sozialer Ungleichheit für die Partizipation von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Sport.

die Arbeiten Anlass zur Annahme, dass es sich um eine heterogene Gruppe handelt, für die bei der Konzeption von Sportangeboten nach konkreten Möglichkeitsbedingungen zu fragen ist. Dem Wunsch nach geschlechtsspezifischer Trennung und Organisation von Sportangeboten für orthodoxe Muslime muss somit Rechnung getragen werden. Gleichzeitig wird auf die Bedeutung von familiären Strukturen für den Zugang von Mädchen und jungen Frauen zum Sport hingewiesen. In vielen dieser Arbeiten kommt der Anspruch zum Ausdruck, stereotype Zusammenhänge, wie sie den populären Diskurs über Islam, muslimische Mädchen und sportliche Aktivität dominieren, kritisch zu hinterfragen (vgl. Kay, 2006; Nakamura, 2002; Pfister, 2000; Walseth, 2006a; Walseth & Fasting, 2003).

Abseits der Diskussion um Frauen mit Migrationshintergrund im Sport wird der Blick auf strukturelle Bedingungen und Barrieren von Integration im Sport gerichtet. Eine der wohl umfangreichsten empirischen Studien ist die „Mannheimer Fußballstudie“ (Kalter, 2003). Grundlage ist eine regional auf Mannheim begrenzte Querschnittsbefragung, die nach „Mechanismen der strukturellen Assimilation im Ligenystem des deutschen Fußballs“ (Kalter, 2003, S. 140) fragt. Bei der Auswertung der statistischen Daten konzentriert sich Kalter (2003) auf die Gruppe der „Migranten im deutschen Ligenfußball“ (Kalter, 2003). Forschungsleitend ist die Frage „ob die Migranten auch im Sport – ähnlich wie im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt – auf Hindernisse und Barrieren in ihren Karrieren stoßen“ (Kalter, 2005, S. 40). Die Studie weist den Fußball insofern als besonderes Feld aus, als sich für den organisierten Fußballsport entgegen anderer Sportarten sogar eine leichte Überrepräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund nachweisen lässt. Die Heterogenität dieser Personengruppe wird beispielsweise entlang von Unterschieden im Sportverhalten sowie der Partizipationsbereitschaft in Sportvereinen für einzelne ethnische Minderheiten nachgewiesen. Die Analyse unterscheidet nach ethnischer Herkunft. Für die „Gruppe der Türken ist ein Zusammenhang zwischen Segregationsneigung und ethnischer Konzentration überhaupt nicht nachweisbar“, während bei den anderen ethnischen Minderheiten „die Segregationspräferenz einen signifikant positiven Einfluss auf die Ausländerquote in der Mannschaft“ (Kalter, 2003, S. 237) zu haben scheint. Die Untersuchung bestätigt außerdem die Wettkampfhypothese, wonach mit zunehmendem Leistungsniveau die Bedeutung von leistungsfernen Merkmalen, wie Ethnie, Nationalität, Sprachkenntnisse abnimmt. Mit zunehmendem Leistungsniveau sinkt außerdem die soziale Distanz zwischen ‚deutschen‘ Spielern und Spielern anderer ethnischer Herkunft. Gleichzeitig macht die

Studie auf die Bedeutung von Diskriminierungspraxen und subjektiv empfundenen Benachteiligungen im Ligensystem aufmerksam, von denen beispielsweise Spieler türkischer Herkunft in niedrigen Ligen besonders stark betroffen sind. Dass diese Diskriminierungspraktiken deutlich in Zusammenhang mit der Bedeutung stehen, die Trainer dem sportlichen Erfolg beimessen, gibt einen Hinweis auf die Relevanz von organisationalen Strukturen des Sports.

Ein Forschungsbereich, der sich im Vergleich zunehmend ausdifferenziert, ist der der Sportvereinsforschung. Ausgehend von der Feststellung eines Mangels an empirischer und theoretischer Grundlagenforschung macht die sportvereinsbezogene Integrationsforschung sowohl traditionelle ‚deutsche‘ Sportvereine (vgl. Nobis & Baur, 2007; Baur & Braun, 2003; Baur, 2003) als auch auf *Migrantensportvereine* (vgl. z.B. Stahl, 2009) zum Forschungsgegenstand. Im Rahmen einer Sekundärstudie (Nobis & Baur, 2007) zur sozialen Integrationskraft von Sportvereinen werden aus verschiedenen Datensätzen statistische Zusammenhänge generiert, die Erkenntnisse über Partizipationsprozesse, Einbindung in Peergruppen sowie zur politischen Orientierung von sportvereinsorganisierten Jugendlichen mit Migrationshintergrund liefern (vgl. Fussan, 2007; Fussan & Nobis, 2007; Nobis, 2007a, 2007b; Nobis & Fussan, 2007).

In Bezug auf die Untersuchungsgruppe weisen Fussan & Nobis (2007) statistisch nach, dass der Sportverein auch für Jugendliche mit Migrationshintergrund eine äußerst beliebte und attraktive Organisationsform darstellt. Gleichzeitig scheint der Zugang zum Sportverein für Jugendliche mit Migrationshintergrund beschwerlicher zu sein als für Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Und nicht zuletzt „scheinen insbesondere für türkische Jugendliche ... höhere Barrieren im Zugang zum Sportverein zu bestehen“ (Fussan & Nobis, 2007, S. 291). Die Auswertung macht zudem auf einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Partizipation am organisierten Vereinssport und den Kategorien Bildung und Geschlecht aufmerksam. Wenig aussagekräftig für die weitere Bindung an einen Sportverein erweist sich dagegen die Aufenthaltsdauer (vgl. Fussan & Nobis, 2007). Hinsichtlich der Einbindung in Netzwerke Gleichaltriger stellt Fussan (2007, S. 313) fest: „Sportvereinsgebundene und nicht vereinsgebundene Jugendliche mit Migrationshintergrund unterscheiden sich zumindest tendenziell im Hinblick auf ihre Einbindung in die Peerkultur“. Nachgewiesen wird jedoch eine höhere Intensität der Beziehungen zwischen Gleichaltrigen auf Seiten sportvereinsorganisierter Jugendlicher. Zu dieser Erkenntnis passt die Beobachtung, „dass vereinsgebundene

Jugendliche mit Migrationshintergrund sowohl politisch interessierter als auch weniger politisch entfremdet sind als nicht vereinsorganisierte Jugendliche mit Migrationshintergrund“ (Nobis, 2007a, S. 324). Die Ergebnisse der Studie lassen den Schluss zu, „dass die Mitgliedschaft in einem Sportverein womöglich eher als ‚zusätzliche Ressource‘, denn als notwendige Bedingung politischer Sozialisation fungiert“ (Nobis, 2007a, S. 325).

Relevant ist darüber hinaus die Analyse der Einstellung von jugendlichen Sportvereinsmitgliedern zu Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Den Ausgangspunkt der Analyse bildet die Frage, „ob die vergleichsweise niedrigen Beteiligungsquoten von Jugendlichen mit Migrationshintergrund am vereinsorganisierten Sport ... auch ein Resultat mangelnder Offenheit der aufnehmenden Sportvereinsgemeinschaft sind“ (Nobis, 2007b, S. 331). Statistisch nachgewiesen wird, dass sportvereinsorganisierte Jugendliche grundsätzlich weniger häufig ‚ausländerfeindlichen‘ Aussagen zustimmen als ihre Altersgenossen, die keine Sportvereinsmitglieder sind. Gleichzeitig offenbaren die Daten der sportvereinsorganisierten Jugendlichen eine hohe Ablehnung gegenüber bestimmten gesellschaftlichen Gruppen und Minderheiten – allen voran gegenüber türkischen Jugendlichen, Aussiedlern oder Asylsuchenden. Die Studie geht davon aus, dass diese Einstellungen Interaktionsprozesse im Sport beeinflussen und eine Erklärung dafür geben, warum Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht Mitglied im Sportverein werden oder diesen nach gewisser Zeit verlassen. Gegenstand einer sportvereinsbezogenen Integrationsforschung – so die Folgerung – muss deshalb nicht zuletzt die Einstellung der etablierten Mitglieder gegenüber der Gruppe ethnisch Anderer sein (vgl. Nobis, 2007b).

Die organisationstheoretische Auseinandersetzung mit der Organisationsform Sportverein eröffnet weitere Ansatzpunkte für die Analyse von Fremdheitsphänomenen im Sport (vgl. Braun & Hansen, 2004; Emrich, Pitsch & Papathanassiou, 2001; Meier & Thiel, 2006; Nagel, Conzelmann & Gabler, 2004; Slack & Parent, 2006; Thiel & Meier, 2004). Im Zentrum steht der Sportverein als spezifische Organisationsform, die sich durch charakteristische Strukturmerkmale, Ordnungen und Logiken auszeichnet. Im Zuge ihrer Analysen kennzeichnen Meier & Thiel (2004) Sportvereine als tendenziell veränderungsfeindliche Organisationsformen, die kollektive Identität über Bewährtes produzieren. Der Rückgriff auf vertraute Praxen sichert Systemstabilität und Erwartbarkeit. Sportvereine sind diesen Analysen zufolge „träge Organisationen“, die nicht darauf angewiesen

sind, auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren. Neben den formellen Strukturen wird vor allem auf die Bedeutung von informellen Strukturen hingewiesen, die vor allem mit dem Begriff der *Organisationskultur* beschrieben werden (vgl. Thiel & Meier, 2004, Meier & Thiel, 2006).

Wie bedeutsam diese organisationalen Besonderheiten für den Diskurs um Fremdheit im Sport sind, verdeutlicht überdies eine englische Studie von Spracklen, Hylton & Long (2006). Die Studie kommt zu dem Schluss, dass für einen produktiven Umgang mit Vielfalt und Fremdheit im Sport organisationale Veränderungs- und Lernprozessen von Nöten sind, die in der Struktur von Sportorganisationen häufig nicht angelegt sind. Die Erkenntnisse der organisationstheoretischen Analysen sind insofern von Bedeutung, als sich daraus strukturelle Grenzen der Integration und des Umgangs mit Fremden in Sportorganisationen ableiten lassen. Und auch wenn die Mehrzahl dieser Arbeiten nicht direkt auf Fremdheitsphänomene Bezug nimmt, so liefern sie doch theoretische Erklärungsmodelle dafür, warum (sport-)politische Forderungen nach Integration von Menschen mit Migrationshintergrund bei Vereinen selbst nicht selten auf ‚taube‘ Ohren stoßen. Die theoretische Übertragung der Erkenntnisse auf das Phänomen Fremdheit im Sport steht noch weitgehend aus (vgl. Seiberth & Thiel, 2007, 2010).

Eine andere sportwissenschaftliche Forschungstradition, die seit 2000 weiter ausgebaut wird, untersucht ethnische bzw. migrantische Sportvereine und -strukturen in Deutschland (vgl. Blecking, 2006b; Halm, 2003; Soeffner & Zifonun, 2006; Stahl, 2009, 2010; Zifonun, 2008b; Zifonun & Cindark, 2004). Herauszuheben ist dabei vor allem Stahls (2009) qualitative Studie zur „*Selbstorganisation von Migranten im deutschen Vereinssport*“. Auf der Grundlage der Feststellung eines Forschungsdefizits und entlang eines umfangreichen qualitativen Designs legt Stahl eine empirische Grundlagenarbeit vor, die stark an Erkenntnisse der aktuellen soziologischen Migrations- und Integrationsforschung anschließt und den Diskurs um ‚ethnische‘ Sportvereine mit wesentlichen Informationen und Zusammenhängen versorgt. Im Zuge der Untersuchung von Formen, Strukturen und Konfliktfeldern der Selbstorganisation wird dargelegt, dass die „Pauschalkritik an eigenständigen Migrantensportvereinen“ (Stahl, 2009, S. 106) grundsätzlich zu relativieren ist. Stahl weist außerdem darauf hin, dass die populäre Darstellung vom ethnisch homogenen Sportverein der Vielfalt an verschiedenen Formen migrantischer Sportorganisationen

nicht gerecht wird.²⁸ Kennzeichnend für diese Organisationsform ist eine fundamentale Unterrepräsentation von Mädchen und Frauen sowie „gravierende Organisationsdefizite“ (Stahl, 2009, S. 125). Neben partiellen segregativen Tendenzen weist Stahl insofern ausdrücklich auf die Potentiale der Organisationsformen hin, als „sie Personen in das Sportsystem integrieren, die sonst gar keinem Verein beitreten würden“ (Stahl, 2009, S. 125).

Inhaltlich kompatibel sind diese Erkenntnisse mit verschiedenen Fallanalysen, die sich mit Prozessen ethnischer Gruppenbeziehungen im Kontext des Fußballsports beschäftigen. Auf der Grundlage eines wissenssoziologischen Zugangs werden Handlungslogiken, Deutungsmuster und Wissensbestände der Sozialwelt Fußball analysiert (vgl. Soeffner & Zifonun, 2006, 2008a; Zifonun, 2008a, 2008b). Die Artikel liefern differenzierte Skizzen des Amateur-Fußballmilieus und setzen Sinnkonstruktionen in Zusammenhang mit ethnischen Grenzziehungsprozessen. Insbesondere die Analyse von Soeffner & Zifonun (2008a) veranschaulicht, dass es in hohem Maße Erwartungen, Zuschreibungen und etablierte Wissensbestände sind, welche die Auseinandersetzungen zwischen ethnischen Gruppen und autochthoner Bevölkerung im Amateurfußball prägen. Die Fallstudien, die zwischen ‚ethnischen‘, ‚gemischten‘ und ‚traditionellen‘ Sportvereinen unterscheiden, bringen unterschiedliche, gegensätzliche und bisweilen ambivalente Praktiken im Umgang mit und der Bewertung von Ethnizität zum Ausdruck. Die Auswertung des empirischen Materials führt zur Erkenntnis, dass das Handeln in der Sozialwelt des Fußball-Amateursports für Menschen mit Migrationshintergrund „prekäre inszenatorische Balanceakte“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 154) beinhaltet. Im Kontext dieser Auseinandersetzungen prägen Stereotypisierungen, gesellschaftliche Zuschreibungen und geteilte Wissensbestände auf erhebliche Weise Interaktionsprozesse im Sport. Die symbolische Dimension dieser Zuschreibungsprozesse veranschaulicht Zifonun (2008a) exemplarisch am Beispiel des Stereotyps vom ‚heißblütigen‘ Südländer. Im Zuge dessen gibt er Einblicke in die Funktion solcher Wissensbestände, indem er auf symbolische Klassifikationen hinweist, die besonders im Sport ihre Wirkung entfalten und in der Lage sind, „feste Selbst- und Fremdbilder sowie klare ethnische Grenzen zu konstituieren und aufrechtzuerhalten (vgl. Zifonun, 2008a, S. 172). Die Beharrlichkeit, mit der öffentlich auf die integrativen Funktionen des Sports verwiesen

²⁸ Stahl unterscheidet zwischen *ethnischen* und *Tendenzsportvereinen*, *multi-* und *supraethnischen* Sportvereinen sowie *Aussiedlersportvereinen* und *instrumentellen Integrationssportvereinen* (vgl. Stahl, 2009, S. 23ff.).

wird, erklären Soeffner & Zifonun (2008a, S. 149) mit der Annahme, dass „die Öffentlichkeit vor allem an einer ‚symbolischen‘ (Schein-)Lösung des Integrationsproblems im Fußballmilieu interessiert ist und an einer Offenlegung der Integrationsprobleme in dieser scheinbar ‚heilen Welt‘ nur geringes Interesse hat“.

Ergänzt werden diese Analysen durch eine niederländische Studie, die ebenfalls interethnische Gruppenprozesse und Zuschreibungspraktiken zum Erkenntnisgegenstand macht. Nach Ansicht von Krouwel, Boonstra, Duyvendak & Veldboer (2006) scheint gerade die ethnische Herkunft im niederländischen Freizeitsport zentraler Ansatzpunkt für binäre Klassifikationen zu sein. Krouwel et al. (2006) kommen zu ähnlichen Ergebnissen wie Schwarz (1998) wenn sie zeigen, dass Angehörige ethnischer Minderheiten mit Beginn oder Abschluss der Pubertät zunehmend Gelegenheiten wahrnehmen, um in ethnisch homogenen Kontexten Sport zu treiben. Mehr noch: Der Sport stellt sich für viele Menschen mit Migrationshintergrund in Holland als (Rückzugs-)Raum dar, an dem sie teilhaben möchten, ohne sich mit den alltäglichen Zuschreibungen, Diskriminierungen oder Stereotypisierungen auseinandersetzen zu müssen. Eine Strategie besteht deshalb darin, sich auf Gemeinsamkeiten und Traditionen (wie z.B. die gemeinsame Sprache) zurückzuziehen, um im Bereich des Vertrauten Sport treiben zu können.

Ein anderer Forschungsbereich, der die Tradition der 1990er Jahre fortsetzt, ist der der Konfliktforschung. Für den Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind vor allem solche Arbeiten relevant, die sich mit sogenannten ‚interkulturellen‘ Konflikten beschäftigen (vgl. Halm, 2000; Klein, Kothly & Cabadag, 2000; Pilz, 2006; Ribler, 2008; Ribler & Pulter, 2010; Sauer & Halm, 2003; Thiel & Ribler, 2005). Schwerpunkt sind Gewaltphänomene im Kontext interethnischer Sportbegegnungen. Konstatiert wird eine erhöhte Gefahr von gewalttätigen Eskalationen bei Sport-Begegnungen mit ethnisch heterogener Zusammensetzung – insbesondere im Fußballsport. Pilz (2006, S. 36) kommt beispielsweise bei einer Auswertung von Sportgerichtsurteilen im niedersächsischen Fußball zum Ergebnis, „dass zwei Drittel aller verhandelten Spielabbrüche von nicht-deutschen Spielern verursacht werden“. Im Zuge der Schlussfolgerungen wird dem Sport eine „Stellvertreterfunktion für den Kampf um soziale Anerkennung und Gleichbehandlung“ (Pilz, 2006, S. 37) zugewiesen.²⁹

²⁹ Dass es sich bei der Unterscheidung ‚Deutsche‘ versus ‚Nicht-Deutsche‘, um eine (analytisch) äußerst fragwürdige und selektive handelt, wird hingegen nicht reflektiert.

Ebenfalls bei der Auswertung von Sportgerichtsurteilen kommen Pulter, Pulter & Ribler (2006) sowie Scherer & Winands (2010) zu dem Ergebnis, dass Menschen mit Migrationshintergrund für vergleichbare Vergehen in der Regel höhere Strafen erhalten als Sportler ohne Migrationshintergrund. Die Ergebnisse dieser Studien verweisen auf Mechanismen institutioneller Diskriminierung. Bei genauerer Betrachtung lässt sich außerdem erkennen, dass Konflikte im Sport häufig auch dann mit dem Label ‚interkultureller Konflikt‘ versehen werden, wenn es sich um Ressourcenkonflikte handelt (z.B. Konflikte um die Benutzung von Sportplätzen); d.h. um Konflikte, wie sie auch zwischen ‚deutschen‘ Sportlern oder Vereinen vorkommen (vgl. Stahl, 2009).

Der sportpädagogische Diskurs, in dessen Kontext Phänomene von Fremdheit, Andersheit und Differenz zum Gegenstand gemacht werden, knüpft inhaltlich ebenso an die Arbeiten der 1990er Jahre an, indem er sich schwerpunktmäßig mit den Möglichkeiten interkultureller Lern- und Erziehungsprozesse im Sport beschäftigt (vgl. Dietrich, 2000; Gieß-Stüber, 2005a; Gieß-Stüber & Blecking, 2008). Fremdheit wird dabei in sehr allgemeiner Weise als Phänomen gekennzeichnet, das auf Differenzerfahrungen, Wahrnehmungs- und Zuschreibungsprozesse zurückgeht. Wenn im Rahmen des Diskurses um interkulturelle Erziehung im Sport auf Fremdheit rekurriert wird, geht es in der Regel um die Darstellung von spezifischen Potentialen der Begegnung, des Dialogs und der produktiven Verarbeitung von Vielfalt und Unterschiedlichkeit (vgl. Blecking & Dembowski, 2010; Blecking & Gieß-Stüber, 2006; Gieß-Stüber, 2003; Gieß-Stüber & Grimminger, 2008; Gramespacher, 2005; Noethlich, 2005). Zwar wird der Umgang mit Fremdheit zur zentralen Herausforderung des Sportunterrichts erhoben. Die pädagogischen Folgerungen bleiben jedoch relativ abstrakt. Der Diskurs produziert kaum theoretische oder empirische Erkenntnisse, die über die der 1990er Jahre hinausgehen.

Im Gegensatz zur Diskussion um interkulturelle Erziehung nimmt die sportbezogene Rassismusforschung verstärkt Zuschauer- und Fangruppen im Fußballsport in den Blick (vgl. Dembowski, 2007; Dembowski & Scheidle, 2002; Pilz et al., 2006). Trotz des medialen Interesses an rassistischen Vorfällen und trotz der zahlreichen Berichte über rassistische Provokationen auf und abseits des Platzes besitzt das Thema Rassismus in der Sportforschung der Bundesrepublik lediglich eine marginale Stellung.

Dagegen verzeichnet die internationale und deutsche Sportwissenschaft eine Zunahme an Veröffentlichungen, die sich mit Phänomenen der Globalisierung im

Kontext des modernen Sports befassen (vgl. Allison, 2005; Bairner, 2001; Maguire, 2004a, 2004b; McGovern, 2002; Miller, Lawrence, McKay & Rowe, 2001; Riedl, Cachay & Thiel, 2005; Rowe, 2003; Stevenson, 2002). Im Fokus steht der Spitzensport in dessen lokalen und globalen Implikationen. Im Rahmen einer Studie zur Nachwuchsrekrutierung kennzeichnen Riedl, Cachay & Thiel (2005) den Spitzensportbereich als globales System des Leistungsvergleichs, in dem „Fremdrekrutierung“ und ethnischer Pluralismus zum Normalfall geworden sind. Sport fungiert demzufolge als globales Wettkampfsystem, das nach spezifischen (Markt-)Logiken funktioniert und sich die hohe Mobilität zunutze macht. Rowe (2003) dagegen kommt auf der Basis einer phänomenologischen Betrachtung zu der Erkenntnis, dass Sport trotz einer zunehmenden wirtschaftlichen Globalisierung auf dem Gebiet kultureller Austauschprozesse kein Beispiel für Globalisierung im weitesten Sinne ist. Am Beispiel der Fußball-WM 2002 macht Rowe (2003) deutlich, dass es im Sport vor allem lokal und national gefärbte Identitäten sind, die der Vorstellung vom Sport als Vehikel kultureller Globalisierung entgegenstehen.³⁰

Bezogen auf den Gegenstand dieser Arbeit stehen in der internationalen Sportforschung weiterhin Konstruktionen von Rasse und Ethnizität in ihren exklusiven Folgen für den Sport im Zentrum. Die Studien nehmen sowohl Bezug auf den Schul- bzw. Collegesport als auch auf den Profisport und *Sportorganisationen* (vgl. Goldsmith, 2003; Knoppers & Anthonissen, 2001; Long, Robinson & Spracklen, 2005; Scraton, Caudwell & Holland, 2005). Ein vergleichsweise neuer Forschungsaspekt dieses Diskurses ergibt sich durch den Fokus auf die mediale Sportberichterstattung und deren Umgang mit Kategorien wie Rasse, Ethnie oder Geschlecht. Beobachtet werden rassistische Zuschreibungen, ethnische Stereotypen und Naturalisierungen, die den medialen Sportdiskurs prägen und Einfluss auf die Generierung von stereotypen Wissensbeständen im Sport ausüben (vgl. Andersson, 2007; Claringbould, Knoppers & Elling, 2004; McCarthy, Jones & Potrac, 2003). Auf der Grundlage einer Inhaltsanalyse kommt Billings (2004) zu dem Schluss, dass die mediale Berichterstattung auf solche Darstellungen zurückgreift, die ethnische Differenzen naturalisieren.

³⁰ Die Einsicht, dass sich Sport in besonderer Weise zur Inszenierung und Abgrenzung nationaler Identität eignet, wird beispielsweise auch von Bairner (2001) und Eichberg (2001) vertreten.

1.5 Forschungsdefizite und -desiderate

Im Forschungsstand kommt eine wesentliche Spezifik des Diskurses um Aspekte und Phänomene von Fremdheit im Sport zum Ausdruck. Fremdheit bzw. der Diskurs über Facetten von Fremdheit im Sport steht in untrennbarem Zusammenhang mit den zeit- und gesellschaftsgeschichtlichen ebenso wie mit den wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklungen. Aus diesem Grund kann der sportwissenschaftliche Diskurs nicht unabhängig von den Zuwanderungsprozessen und deren Einfluss auf Gesellschaft und Sport reflektiert werden. Gleichzeitig haben auch die sozialwissenschaftlichen Denkparadigmen und -traditionen Entwicklungen durchlaufen und den sportwissenschaftlichen Diskurs maßgeblich beeinflusst. Trotz einer über 50-jährigen Migrationsgeschichte und trotz des wiederholten Verweises auf die Relevanz des Phänomens im bzw. für den Sport, ist dem Thema vergleichsweise wenig Platz in der Sportforschung der Bundesrepublik eingeräumt worden. Dies lässt sich nicht zuletzt darauf zurückführen, dass der Mythos vom universellen Integrationsmedium Sport ‚Wahrheiten‘ produziert hat, die kritische Perspektiven überlagert haben. Konsens besteht in der sportwissenschaftlichen Diskussion vor allem dahingehend, dass Differenz, Andersheit und Fremdheit Aspekte des Sports sind und diesen in nicht unerheblicher Weise prägen. Die verschiedenen Facetten, unter denen das Phänomen zumindest ansatzweise diskutiert wird, geben Aufschluss darüber, dass der Sport ein erkenntnisträchtiges Forschungsfeld darstellt, dessen systematische Erschließung noch weitgehend aussteht. Die aktuelle Forschungslage ist in verschiedener Hinsicht unbefriedigend.

Folgende Forschungsdefizite lassen sich aus dem Forschungsstand ableiten:

- *Fremdheit im Sport* repräsentiert einen Gegenstand der Sportforschung, der kaum explizit bearbeitet wird, sondern in der Regel als sekundärer Aspekt in den sportwissenschaftlichen Diskursen um Migration, Integration und sozialer Ungleichheit auftaucht. Nur wenige Beiträge benennen *Fremdheit im Sport* als Thema und versuchen sich an einer grundlegenden Kennzeichnung. Obwohl die Sportforschung vielfältige Erkenntnisse generiert hat, die für die Kennzeichnung und Erklärung des Phänomens herangezogen werden können, besteht ein Mangel an tragfähigen Analysen, die der Komplexität von Fremdheitsphänomenen im Sport Rechnung tragen. Eine differenzierte Analyse, die Entstehungsbedingungen,

Bezugspunkte und Ordnungen von Fremdheit im Kontext von Sport systematisch darlegt sowie aktuelle Erscheinungsformen und Erkenntnisse einbezieht, fehlt.

- Dies ist zum großen Teil der Tatsache geschuldet, dass es die Sportwissenschaft bisher weitgehend versäumt hat, Fremdheit als wissenschaftlichen Gegenstand theoretisch zu kennzeichnen. Eine Heuristik, die es erlaubt, Fremdheit als gesellschaftliches und gleichzeitig als sportspezifisches Phänomen zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären, liegt nur in Ansätzen vor. Fremdheit bleibt daher als Gegenstand und Begriff zumeist vage und unkonkret. In der Mehrzahl der sportwissenschaftlichen Veröffentlichungen bleibt zum einen unklar, wovon konkret gesprochen wird, wenn von Fremdheit die Rede ist. Zum anderen werden die Spezifika des Sozialraums Sport für die Entstehung von Fremdheit nicht in angemessener Weise theoretisch reflektiert.
- Ferner fällt auf, dass sich in den verschiedenen Diskursen des Forschungsstands zwar eine Anbindung an aktuelle sozialwissenschaftliche Paradigmen erkennen lässt. Die Anbindung an die sozialwissenschaftliche Fremdeheitsdiskussion findet jedoch nur sporadisch statt. Obwohl *Fremdheit* zu den klassischen Themen der Geistes- und Sozialwissenschaften gehört, greift die Sportforschung kaum auf grundlegende sozialwissenschaftliche Analysen zurück.
- Darüber hinaus besteht ein Mangel an sportpädagogischen Arbeiten, die auf der Grundlage aktueller erziehungswissenschaftlicher Diskurse sowie auf der Grundlage einer systematischen Analyse nach Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit im Sport fragen. Obwohl der Umgang mit Fremdheit, Vielfalt und Differenz eines der zentralen Themen der gegenwärtigen Sozialwissenschaften ist, steht die sportwissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Aspekt noch am Anfang. Dies gilt in besonderem Maße für die Sportpädagogik. Pädagogische Implikationen zum Umgang mit Fremdheit im Sport werden kaum erarbeitet.

Eine Theorie der Fremdheit im Sport ist die Sportforschung bislang schuldig geblieben. Die Analyse der relevanten Forschungsarbeiten offenbart einen erheblichen Bedarf an theoretischer Grundlagenforschung, die neben einem begrifflichen Diskurs eine systematische Analyse von Fremdeheitsphänomenen im Sport liefert.

Ausgehend von den aufgezeigten Defiziten sind im Folgenden drei Schritte zu vollziehen:

In einem ersten Schritt ist Fremdheit als Phänomen zunächst theoretisch zu kennzeichnen und auf verschiedenen Entstehungs- und Erscheinungsebenen zu verorten. In diesem ersten Schritt müssen grundlegende Entstehungsprozesse theoretisch reflektiert werden, um allgemeine Kennzeichen von Fremdheit abzuleiten. Ziel muss die Erstellung einer Heuristik sein, auf deren Grundlage Fremdheit beobachtet, beschrieben und in ihrer Komplexität angemessen erklärt werden kann. Es geht also um die theoretische Reflexion des Phänomens Fremdheit. Die Fragen, die im Rahmen dieser Analyse beantwortet werden sollen, lauten: *Wodurch lässt sich Fremdheit kennzeichnen, wie entsteht sie und welche gesellschaftliche Funktion besitzt sie?*

Auf der Grundlage der erarbeiteten Heuristik sind in einem zweiten Schritt alle sportbezogenen Erkenntnisse zu systematisieren. Im Sinne einer *Theorie der Fremdheit im Sport* sind generative Mechanismen von Fremdheit im Sport in den Fokus des Forschungsinteresses zu stellen. Da sich das Feld *Sport* durch eine Vielzahl an Interaktions-, Ordnungs- und Organisationsstrukturen auszeichnet, sind spezifische Bezugspunkte und Entstehungsbedingungen von Fremdheit im Sport zu unterscheiden, die eine Verortung des Phänomens auf verschiedenen Ebenen von Sport ermöglicht. Betrachtet werden individuelle und kollektive Konstruktionen von Fremdheit, die Einfluss auf die Partizipation am Sport haben und das Handeln von Personen im Sport beeinflussen. Ferner ist zu klären, ob bzw. in welcher Weise Sportorganisationen, wie z.B. Sportvereine aufgrund ihrer strukturellen Verfasstheit an der Generierung von Fremdheit beteiligt sind. Um Fremdheit im Sport sichtbar, verstehbar und erklärbar zu machen, erscheint es außerdem von grundlegender Bedeutung, vorliegende Erklärungsansätze auf deren Reichweite hin zu prüfen und gegebenenfalls mit differenzierteren Erklärungen zu ergänzen. *Zu fragen wäre daher, wodurch sich Fremdheitsphänomene im Sport auszeichnen, inwieweit sie spezifischen Gesetzmäßigkeiten unterliegen und welche Konsequenz diese für den Sport haben.*

Ein dritter Schritt sollte nun darin bestehen, die erarbeiteten Erkenntnisse nutzbar zu machen und an pädagogische Diskurse anzuschließen. Die Ergebnisse der Analysen

sind daraufhin zu prüfen, inwieweit sich pädagogische Konsequenzen ableiten lassen, die den aktuellen (sport-) pädagogischen Diskurs erweitern. Im Zuge dessen sind pädagogische Implikationen darzustellen. Dieser Schritt impliziert die Suche nach Möglichkeitsbedingungen und Ansatzpunkten für einen konstruktiven Umgang mit Fremdheit im Sport.

2 Erkenntnistheoretische Vorüberlegungen

„Da die Welt nicht nur das ist, was Praktiker von ihr zu sehen bekommen, versuchen Sozialwissenschaftler jene verdeckten Mechanismen transparent zu machen, die sich dem Zugriff lebensweltlicher Einschätzungen entziehen. Denn jenseits der Oberflächenstrukturen und -erscheinungen sprechen komplexe soziale Phänomene in der Regel nicht für sich selbst. Sie müssen vielmehr durch sozialwissenschaftliche Analyse zum Sprechen gebracht werden. Routinen und bislang nicht hinterfragbare Habitualisierungen und Kausalunterstellungen sind hierfür aufzubrechen. Die Funktion eines Sozialwissenschaftlers lässt sich angesichts dessen in einem sehr allgemeinen Sinne als die eines externen Beobachters beschreiben, der zu sehen versucht, was andere von sich selbst und ihrer sozialen Umwelt aufgrund ihrer Operationalisierungsbedingungen nicht zu sehen bekommen können“ (Bette & Schimank, 2006, S. 20f.).

Wer es sich zum Ziel macht, Fremdheit im Sport zum Gegenstand einer sozialwissenschaftlichen Analyse zu machen, darf nicht versäumen, grundlegende erkenntnistheoretische Zugänge offen zu legen, anhand derer ‚verdeckte Mechanismen‘ und ‚Kausalunterstellungen‘ systematisch betrachtet und reflektiert werden können. Der Anspruch, eine Theorie der Fremdheit zu entwickeln, macht es nötig, die theoretischen Grundlagen zu bestimmen, die der folgenden Analyse zugrunde liegen. Denn das Thema Fremdheit im Sport erschließt sich dem Beobachter nicht unmittelbar, sondern bedarf der Auswahl konkreter Beobachtungsschemata.

2.1 Der soziologische Blick als Zugang zum Gegenstand

Im Forschungsstand wurde dargelegt, dass mit ‚Fremdheit im Sport‘ ein hochkomplexes Phänomen bezeichnet ist, dem einfache Ursache-Wirkungs-Relationen nicht gerecht zu werden scheinen. Dies ist zum einen darauf zurückzuführen, dass im alltäglichen Sport Fremdheit als Phänomen kaum benannt wird – wohl auch deshalb, weil es vergleichsweise abstrakt bleibt. Zum anderen ist das öffentliche Bild von Sport tendenziell eher von Integrationserwartungen als von einem reflektierten Blick auf Grenzen und Barrieren der Integration geprägt. Die zahlreichen Hinweise auf Zuschreibungsprozesse und spezifische Entwürfe von Zugehörigkeit, aber auch die Hinweise, die Sport als Raum ausweisen, in dem Stereotype und Diskriminierungspraxen beobachtet werden können, geben Anlass zur

Annahme, dass Fremdheit als Phänomen den Bereich Sport ebenso betrifft wie andere gesellschaftliche Sphären. Unabhängig davon, ob man nun die hohe Eskalationsdynamik zwischen Mannschaften unterschiedlicher Nationalität im Breitenfußball oder die vielfältigen sportspezifischen Nationalstereotypen oder andere Phänomene aus dem Feld des Sports heranzieht: Im Mittelpunkt steht die Herausarbeitung generativer Mechanismen und Prozesse von Fremdheit im Sport bzw. in dessen Kontext. Gerade weil Phänomene von Fremdheit im Sport allgegenwärtig sind und systematische soziologische Analysen lediglich ansatzweise vorliegen, ist es angebracht, das Phänomen dem „sezierenden Blick der Soziologie“ (Bette & Schimank, 2006, S. 10) auszusetzen. Denn:

„Trotz der enormen Aufmerksamkeit, die der Sport sowohl in den Lebenswelten individueller Akteure als auch auf der Ebene von Organisationen und gesellschaftlichen Teilsystemen hervorruft, gehört er nicht zu jenen Sozialbereichen, die auf eine lange Tradition der wissenschaftlichen Analyse zurückblicken können. Dies gilt in besonderer Weise für die soziologische Durchdringung dieses Handlungsfeldes“ (Bette, 2010, S. 9f.).

Der dieser Arbeit zugrunde liegende Anspruch, unter die Oberfläche des Phänomens zu blicken und zur ‚Durchdringung‘ des Handlungsfeldes‘ Sport beizutragen, legt einen soziologischen Zugang nahe. Um differenzierte theoretische Erklärungsmodelle entwickeln zu können, bedarf es Beobachtungsschemata, über die es möglich ist, verschiedene Ebenen und Bezugspunkte von Fremdheit im Sport zu berücksichtigen. Denn obwohl der öffentliche Diskurs in der Regel solche Erklärungsmodelle heranzieht, die Fremdheit exklusiv aus der fehlenden Bereitschaft von Individuen zur Partizipation am Sport ableiten, besteht aus soziologischer Sicht vor allem die Notwendigkeit, soziale Prozesse sowie eventuelle organisationale Ausschlussmechanismen des Sports zu reflektieren. Die in der Öffentlichkeit allgegenwärtige Vorstellung einer sich kollektiv dem Sportunterricht verweigernden Gruppe muslimischer Mädchen mit Migrationshintergrund macht somit nicht nur auf Erkenntnishindernisse aufmerksam, sondern unterstreicht die Bedeutung einer systematischen Analyse für die Präzisierung der Möglichkeiten und Möglichkeitsbedingungen des Sports schlechthin. Eine solche systematische Analyse setzt neben der Berücksichtigung von personalen Aspekten die Frage nach gesellschaftlichen und organisationalen Zusammenhängen voraus. Im Vordergrund der folgenden Analyse steht darum der kritische Anspruch, „Selbstverständlichkeiten des Alltags zu hinterfragen und mittels theoretischer Konzepte neu zu deuten“ (Bette & Schimank, 2006, S. 20).

Dies setzt einen Zugang voraus, der über die Analyse von Oberflächenphänomenen hinausgeht. Die Besonderheit des Gegenstandes ergibt sich aus einem doppelten Erkenntnisanspruch, nämlich zum einen Fremdheit als Phänomen zu kennzeichnen und es gleichzeitig vor dem Hintergrund der Sozialwelt Sport zu reflektieren. Um der daraus entstehenden Komplexität Rechnung zu tragen, erscheint ein soziologischer Zugang insofern besonders geeignet, als dieser distanziert und jenseits von moralischen Bewertungsansprüchen beobachtet, beschreibt und erklärt. Denn der Soziologe möchte „die soziale Welt so klar wie möglich durch wohlgeordnete Ausdrücke beschreiben, und zwar in Übereinstimmung mit den wissenschaftlichen Idealen der Kohärenz, der Konsistenz und der analytischen Konsequenz“ (Schütz, 1972, S. 54). Davon verspricht sich die Analyse Einblicke in Zusammenhänge, die bislang in Anbetracht idealisierender und moralisierender Betrachtungen wenig Beachtung gefunden haben. Der Reflexion und Neuordnung bestehender Erkenntnisse kommt dabei eine zentrale Funktion zu.

Der Fixierung auf individualisierende Erklärungsmodelle wird dadurch vorbeugt, dass soziale und organisationale Handlungsprozesse mit berücksichtigt werden. Dennoch folgt die vorliegende Arbeit der soziologischen Erkenntnis, wonach Individuen mehr repräsentieren als die sozialen Verhältnisse, in denen sie leben (vgl. Bette & Schimank, 2006, S. 27; Reich, 2001, S. 257; Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 139). Vielmehr ist davon auszugehen, „dass die Menschen, auch wenn sie durch übermächtig erscheinende Strukturen bestimmt scheinen, (potentiell) ihre Geschichte selbst (mit-) machen und die Verhältnisse selbst (mit-)bestimmen können“ (Leiprecht, 2001, S. 20). Mit dieser Erkenntnis schließt die Arbeit an die erkenntnistheoretische Tradition des *sozialen Konstruktivismus* an.

2.2 Der Konstruktivismus als Denkparadigma

„Aufschlussreich ist, dass das Thema Fremdheit besonders Autoren beschäftigt, die dem Konstruktivismus in der einen oder anderen Variante verpflichtet sind, was seine Logik hat; denn wenn ich Selbst und Welt als Konstrukte behandle, dann verdient das nicht einzuordnende Widerständige besondere Aufmerksamkeit. Außerdem muss ich davon ausgehen, dass neben meiner Weltkonstruktion andere, auch völlig andersgeartete Konstruktionen existieren“ (Auernheimer, 2007, S. 105f.).

Mit Konstruktivismus ist eine erkenntnistheoretische Tradition bezeichnet, die Wirklichkeit als Konstruktion betrachtet.³¹ Grundlegend für diese Perspektive ist die „These, daß wir die Welt, die wir erleben, unwillkürlich aufbauen“ (Glaserfeld, 2007, S. 17). Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozesse finden demzufolge statt vor dem Hintergrund komplexer Interaktions- und Konstruktionsprozesse zwischen Beobachter und Welt. In diesem Sinne betrachtet der Konstruktivismus „Vorgänge nicht getrennt von der zu erkennenden Welt, sondern als Teil von ihr, d.h., er versucht den Blick auf die Wechselbeziehungen zwischen beidem, Erkenntnis und Erkanntem, zu richten“ (Simon, 2007, S. 12). Den Ausgangspunkt bildet die Einsicht, wonach „Erkennen und Wissen nicht der Niederschlag eines passiven Empfangens sein können, sondern als Ergebnis von Handlungen eines aktiven Subjekts entstehen“ (Glaserfeld, 2007, S. 30). Realität stellt sich dar als relative, beobachterabhängige Konstruktion von Wirklichkeit. Wahrheit besteht demnach nicht als objektiver Sachverhalt, sondern als Ergebnis von Interaktionen, Deutungen und Interpretationen. Menschen konstruieren Wirklichkeit, indem sie Bedeutungen in Interaktionen mit anderen Menschen herstellen (Zielke, 2004, S. 196ff.; Watzlawick, 2007a, S. 48ff.).

„Nur durch Deutungen und Interpretationen werden aus an und für sich bedeutungslosen Ereignissen oder Verhaltenseinheiten sinn- und bedeutungshaltige Konstruktionen. Entsprechend muss der Zugang zu dieser sinnhaft strukturierten Wirklichkeit ein interpretativer Zugang sein“ (Zielke, 2004, S. 198).

Charakteristisch für konstruktivistische Zugänge ist zum einen die Einsicht in die „Relativität von Wahrheits- und Konstruktionsbehauptungen“ (Reich, 2001, S. 357). Zum anderen zeichnen sich die Ansätze aus durch ein „prinzipielles Misstrauen gegenüber jeder Art von Allgemeingültigkeit beanspruchendem Wissen“ (Zielke, 2007, S. 23). Wer individuelle Konstruktionen von Wirklichkeit verstehen möchte, muss Entwürfe von Sinn und Ordnung rekonstruieren (vgl. Watzlawick, 2007a, S. 62ff.).

Dies gilt auch aus Sicht des *sozialen Konstruktivismus*. Sozialkonstruktivistische Zugänge blicken auf gesellschaftliche Konstruktionen von Wirklichkeit und fragen danach, „wie soziale Ordnung als kollektiv produzierte zustände kommt“ (Knorr-Cetina, 1989, S. 87). Gefragt wird nach der Beschaffenheit gesellschaftlicher Wirklichkeiten. Das Hauptinteresse gilt den Konstruktionsmechanismen sozialer Phänomene. In der Logik dieser Tradition lässt sich „Gesellschaft als von den sozialen

³¹ Gleichzeitig darf nicht unerwähnt bleiben, dass diese Denktradition unterschiedliche Varianten und Spielarten hervorgebracht hat. Neben philosophischen, (sozial-)psychologischen und soziologischen Zugängen (vgl. Berger & Luckmann, 1966; Berger & Luckmann, 2007; Reich, 2001; Simon, 2007; Watzlawick, 2007a) finden sich auch Perspektiven aus Physik und Neurobiologie (vgl. Foerster, 2007; Maturana, 2000; Maturana & Varela, 1990).

Akteuren in Interaktionsprozessen fortlaufend konstruiert“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 139) betrachten. Soziale Wirklichkeit entsteht als „Produkt von menschlichen (kollektiven) Handlungen und Gedanken“ (Collin, 2008, S. 87). Gleichzeitig ist zu reflektieren „dass die Möglichkeit zur spezifischen sozialen Konstruktion stets in jeweils besonderen historisch-gesellschaftlichen Konstellationen und Bewegungen begründet ist“ (Leiprecht, 2001, S. 24) Um menschliche Handlungen zu rekonstruieren, sind gesellschaftliche Strukturen, Verhältnisse und Wissensbestände zu reflektieren (vgl. Berger & Luckmann, 2007).

„Wird dieser Sichtweise gefolgt, so ist es fast schon eine Selbstverständlichkeit, sich bei der Frage nach der Wirksamkeit sozialer Konstruktionen und Kategorisierungen klar zu machen, dass es sich hierbei keineswegs um bloße Hirngespinnste oder ‚irreale‘ Angelegenheiten handelt. Das Gegenteil ist der Fall: Soziale Konstruktionen greifen überaus nachhaltig und wirksam in gesellschaftliche Prozesse und soziale Beziehungen ein“ (Leiprecht, 2001, S. 24f.).

Dies gilt auch für das soziale Konstrukt *Fremdheit*, welches nicht nur nachhaltig in alltägliche Interaktionen einzugreifen vermag, sondern eben auch in solche, die dem Feld des Sports zugeordnet sind. Hinzu kommt, dass der Sport eine Sinnwelt mit spezifischen Logiken und Strukturbedingungen zur Verfügung stellt, vor deren Hintergrund Konstruktionen von Wirklichkeit entstehen. Die theoretische Auseinandersetzung mit Fremdheit im Sport eröffnet Gelegenheiten zur „Rekonstruktion der vielfältigen Sinnschichten des Handelns und Deutens“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S. 25).

Dennoch darf an diesem Punkt der Vorüberlegungen nicht der Hinweis fehlen, dass jeder theoretische Zugang selektiv in seiner Perspektive und begrenzt in seiner Reichweite ist. Mit der Festlegung auf einen (sozial)konstruktivistischen Zugang eröffnen sich vielfältige Analysemöglichkeiten und Anschlussoptionen. Gleichzeitig geraten andere Phänomene aus dem Blick. Grundlegende Voraussetzung für die Wahl des Zugangs ist somit die Einsicht, dass der jeweilige theoretische Zugang grundsätzlich nur das beobachten und reflektieren kann, was in dessen Sichtbereich liegt.

„Wissenschaftliche Theorien fungieren somit als Beobachtungsinstrumente für die analytische Durchdringung der Wirklichkeit. Sie unterscheiden sich untereinander dadurch, daß sie die Realität – bildlich gesprochen – mit unterschiedlichen Objektiven, Blenden und Lichtstärken wahrnehmen. Theorien ordnen die Welt nach eigenen Gesichtspunkten und legen fest, was sie als ihren Gegenstand definieren und was sie vernachlässigen. Aufgrund ihrer selektiven Perspektiven bekommen sie folgerichtig nur das zu sehen, was ihre Voraussetzungen an Sichtweisen zulassen. Jede Theorie hat insofern ihre spezifischen Möglichkeiten und Grenzen“ (Bette & Schimank, 2006, S. 21).

Die erkenntnistheoretischen Vorüberlegungen legen für die vorliegende Arbeit ein interpretatives Paradigma nahe und grenzen sich ab von universalistischen, normativen Zugängen. Im Zuge dieser „analytischen Tiefenbohrungen“ (Bette, 2010, S. 10) ist ein (sozial-)konstruktivistischer Zugang nahezu alternativlos. Dem Hinweis, wonach „die Soziologie nicht notwendigerweise bei einem rein verstehenden Nachvollzug sozialer Prozesse und Strukturen stehenbleiben muß“ (Bette & Schimank, 2006, S. 16), wird insofern Rechnung getragen, als aus den theoretischen Reflexionen pädagogische Konsequenzen abgeleitet werden. Damit liefert die vorliegende Arbeit nicht nur Anschlusspunkte an (sport-)soziologische, sondern auch an (sport-)pädagogische Perspektiven. Um dem Anspruch einer präzisen, kohärenten und mehrdimensionalen, aber auch kritischen Betrachtung gerecht zu werden, sollen ‚blinde Flecken‘ beleuchtet, Erkenntnishindernisse identifiziert und Konstruktionsprinzipien von Fremdheit im Sport aufgedeckt werden. Schließlich ist es ein Anliegen der vorliegenden Arbeit, „neue Fragen zu entwickeln, die die gesellschaftlichen und subjektiven Wirklichkeiten in besonderer Weise aufschließen“ (Leiprecht, 2001, S. 24) und Erklärungsmodelle zu erarbeiten, an welche empirische Forschung zukünftig anknüpfen kann.

Die folgenden Analysen schließen unmittelbar an die Forschungsdesiderate des Forschungsstandes an.

3 Theorie der Fremdheit

Am Anfang der Analyse steht der Versuch, zunächst das Phänomen *Fremdheit* näher zu bestimmen und greifbar zu machen. Die theoretische Kennzeichnung des Phänomens erweist sich in mehrfacher Hinsicht als anspruchsvoll. Im alltäglichen Sprachgebrauch zeichnet sich der Begriff durch eine Vielfalt an Verwendungszusammenhängen aus. Gleichzeitig finden sich auch in der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fremdheitsdiskussion zahlreiche Perspektiven auf und Kennzeichnungsversuche von Fremdheit. Trotz der Unterschiede in der Bestimmung des Phänomens lassen sich jedoch Übereinstimmungen herausarbeiten, die es erlauben, das Phänomen näher zu bestimmen. Auf der Grundlage einer theoretischen Analyse soll abschließend eine Heuristik entwickelt werden, über die sich das Phänomen kohärent beschreiben lässt. Diese bildet das Gerüst für die weiteren Analysen. Mit der Erarbeitung einer *Theorie der Fremdheit* wird somit die Voraussetzung für eine spätere Analyse von Fremdheitsphänomenen im Sport geschaffen.

3.1 Fremdheit als Alltagsphänomen

„Die Rede von ‚dem Fremden‘ verkörpert eine nahezu universelle historische Semantik, für die wir in einer Vielzahl von Kulturen und Literaturen Beispiele finden. Fast jede historische Gesellschaft hat sich mit der Zuweisung von Rollen und Mitgliedschaftsstatus für Fremde befasst“ (Stichweh, 2010, S. 163).

Wenn im Alltag von *Fremdheit* gesprochen wird, so geschieht dies in Bezugnahme auf mitunter sehr unterschiedliche Situationen, Kontexte und Ebenen. Mit *fremd* können Personen und Gruppen, Lebensgewohnheiten und Traditionen, Gefühle und Dinge bezeichnet werden. *Der Fremde* ist auf andere Weise präsent als *das Fremde*. Und doch fällt es schwer zu darzulegen, wodurch der Andere zum Fremden wird. Deutlich wird, dass der Begriff der Fremdheit in der Alltagssemantik einen festen Platz hat. Mal ist mit *fremd* das Unbekannte, mal das Unverständliche oder das Undurchschaubare umschrieben. Bis sich Personen an eine unbekannte Person in ihrem Umfeld gewöhnen, kann diese *fremd* sein. Umgekehrt können sich auch Beziehungspartner

fremd werden, obwohl sie sich sehr vertraut sind. Fremdheit und Vertrautheit schließen sich also im alltäglichen Sprachgebrauch nicht notwendigerweise aus.

Fremdheit tritt ferner in Erscheinung, wenn Personen etwas nicht verstehen wie z.B. eine unbekannte Sprache. Der langjährige Nachbar kann daher auf andere Weise *fremd* sein, als die gerade erst zugezogene griechische Familie, deren Sprache unverständlich ist und deren Wertvorstellungen und Traditionen sich eventuell nicht auf den ersten Blick erschließen. Im alltäglichen Sprachgebrauch wird ferner von *fremden* Ländern, Kontinenten und Kulturen gesprochen. *Befremdlich* oder *fremdartig* erscheint etwas, wenn Personen eigentümlich oder auch skurril erscheinen. Kinder ‚fremdeln‘, wenn sie beginnen, zwischen vertrauten und unvertrauten Personen zu unterscheiden. In der Kunst bezeichnet *Verfremdung* eine Form der Darstellung, die von bekannten, herkömmlichen Formen der Darstellung abweicht.

Besonders die Diskussion um Zuwanderung ist in Deutschland mit einer inflationären und bisweilen restriktiven Verwendung des Fremdheitsbegriffes verbunden. In der öffentlichen Wahrnehmung sind es „Ausländer“, „Asylbewerber“, „Migranten“, „Zuwanderer“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“, die zu den zentralen Figuren des Fremden avanciert sind.³² Charakteristisch für das öffentliche und mediale Bild von dieser Gruppe ist, dass Menschen mit Migrationshintergrund selbst dann, wenn sie einen deutschen Pass besitzen, nicht selten als Fremde wahrgenommen werden. Bezeichnungen wie ‚Türke mit deutschem Pass‘ sind typisch für diese Vorstellungen von Fremdheit und machen auf spezifische konstitutive Logiken in der Bezeichnung des Fremden aufmerksam, die sich dem Beobachter, aber auch dem Fremden nicht unmittelbar erschließen. Dass sich Fremdheit nicht der Bewertung entziehen kann, offenbart sich außerdem in öffentlichen, medialen und politischen Debatten, die in regelmäßigen Abständen auf die Gefahr einer „Überfremdung“ hinweisen. Der Bewertung liegt dabei die Annahme von der Möglichkeit einer Überdosierung von Fremdheit für eine Gesellschaft zugrunde.³³

³² Bei den Begriffen handelt es sich um Bezeichnungen, die kritisch zu reflektieren sind. Dieser Erkenntnis wird im weiteren Verlauf dieses ersten Kapitels Rechnung getragen. Im Folgenden wird in erster Linie auf die Bezeichnung *Menschen mit Migrationshintergrund* zurückgegriffen – wohl wissend, dass auch diese Bezeichnung kontrovers diskutiert wird. Obwohl es wohl begrifflich präziser wäre, von „Menschen mit identitär bedeutsamem und sozial salientem Migrationshintergrund“ (Mecheril, 2003a, S. 12) zu sprechen, wird im Folgenden im Sinne der Lesbarkeit die Kurzbezeichnung *Menschen mit Migrationshintergrund* gewählt (vgl. Mecheril, 2003a, S. 9ff.; Sökefeld, 2007, S. 26ff.).

³³ Zum medialen, politischen und öffentlichen Diskurs um Migration und Fremdheit vgl. Bonfadelli & Moser (2007); Butterwegge & Hentges (2006), Butterwegge, Cremer, Häusler, Hentges, Pfeiffer & Reißlandt (2002).

Obwohl sich Fremdheit als Phänomen durch die gesamte Menschheitsgeschichte zieht, scheint die alltägliche Verwendung mehr Fragen aufzuwerfen als Antworten zu liefern. Im alltäglichen und öffentlichen Sprachgebrauch rekurriert der Begriff weniger auf klar eingrenzbar denn auf uneindeutige und bisweilen kontingente Zusammenhänge. Beim Terminus *Fremdheit* handelt sich offensichtlich um einen Sammelbegriff für mitunter äußerst unterschiedliche Perspektiven, Erfahrungsebenen und Deutungszusammenhänge. Weil die Verwendungskontexte so vielfältig sind und die Entstehungslogiken häufig im Verborgenen bleiben, liefert die Betrachtung der Alltagsemantik zwar relevante Hinweise, lässt jedoch eine konkrete, trennscharfe Kennzeichnung des Phänomens nicht zu. Die sich daraus ergebende Schwierigkeit besteht darin, ein Phänomen in dessen gesamter Komplexität zu erfassen, das auf den ersten Blick ‚ungreifbar‘ und unscharf erscheint. Es ist daher angebracht, den Blick vom Alltagsbegriff Fremdheit auf Fremdheit als Erkenntnisgegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen zu richten. In einem ersten Schritt soll deshalb danach gefragt werden, welche Blickwinkel den geistes- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten zugrunde liegen. Gleichzeitig bleibt zu klären, welche Erklärungsmodelle, Systematiken und Kennzeichnungsversuche zur Verfügung stehen und wie tragfähig diese sind.

3.2 Fremdheit als sozialwissenschaftlicher Gegenstand

Die Geistes- und Sozialwissenschaften haben im Laufe ihrer Wissenschaftsgeschichte etliche Kennzeichnungs- und Systematisierungsversuche unternommen. Dies liegt wohl zum einen daran, dass Fremdheit schon seit langer Zeit als Thema im geisteswissenschaftlichen Diskurs auftaucht. Zum anderen rührt die Einsicht in die sozialwissenschaftliche Relevanz des Themas aus der grundlegenden Erkenntnis, dass Andersheit als potentielle Fremdheit grundsätzlich jeder sozialen Interaktion anhängig ist. Sie betrifft in dieser Universalität jeden anderen Menschen (vgl. Stichweh, 2010, S. 162).

„Ein Einzelner ist dem anderen ein Anderer. Formale Andersheit: Das eine ist nicht das andere, ganz abgesehen vom Gehalt. Jeder ist jedem ein Anderes. Jeder schließt alle anderen aus und ist für sich da, und ist um seinen willen da. Rein logische, austauschbare (reziproke) Negativität in der Gemeinsamkeit des Genus“ (Lévinas, 1995, S. 229).

Mit dem Verweis auf die ‚Negativität in der Gemeinsamkeit des Genus‘ wird auf eine universelle Dimension alltäglicher Interaktion hingewiesen: Jeder ist dem Anderen ein potentiell Fremder. Diese Erkenntnis deckt sich mit der Einsicht, „daß ein Grund für den relativ großen Spielraum für die Definition, die jemanden zum Fremden macht, mit der Tatsache zusammenhängt, daß uns alle anderen Menschen (ja sogar wir uns selbst) nur in Grenzen vertraut sind“ (Hahn, 2000, S. 33). Andersheit ist somit eine „universelle soziale Erfahrung“ (Stichweh, 2010, S. 162). Um Fremdheit in ihrer Entstehung und ihrer gesellschaftlichen Relevanz systematisch beschreiben, erklären und verstehen zu können, taugt diese Erkenntnis allerdings nur in begrenztem Maße; liefert sie doch lediglich eine sehr vage Skizze des Phänomens. Um Kennzeichen und konstitutive Merkmale von Fremdheit herauszuarbeiten, empfiehlt sich daher ein Blick in den sozialwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurs. Vor allem der klassische soziologische Fremdheitsdiskurs gibt Einblicke in Entstehungsprozesse, generative Mechanismen, Erscheinungsformen und Ausgangspunkte von Fremdheit.

3.3 Die soziologische Fremdheitsdiskussion der Klassiker

Georg Simmel (1908) hat mit seinem „*Exkurs über den Fremden*“ eine der ersten und bedeutendsten Skizzen zum Phänomen von Fremdheit geliefert. William Thomas & Florian Znaniecki (1918) haben mit „*The Polish Peasant*“ ebenso Pionierarbeiten geliefert wie Robert Park (1928) und Everett Stonequist (1935) mit ihrer Feldforschung zum „*Marginal Man*“. Nicht zuletzt hat Alfred Schütz (1944) mit seinem wissenssoziologischen Aufsatz „*Der Fremde*“ eine für den soziologischen Fremdheitsdiskurs grundlegende Arbeit verfasst. Darüber hinaus haben Norbert Elias & John L. Scotson (1965) mit ihrer Studie „*The Established and the Outsiders*“ in den 60er Jahren wichtige Erkenntnisse in die Diskussion eingebracht.

Nun würde es dem Anspruch dieser Arbeit nicht gerecht werden, den ohnehin schon zahlreichen Sekundäranalysen zu den Klassikern des Fremdheitsdiskurses eine weitere umfassende Analyse hinzuzufügen. Dennoch erscheint es an dieser Stelle notwendig, auf wesentliche theoretische und historische Grundlagen der Diskussion zu verweisen. Zu diesem Zweck sollen die Arbeiten von Georg Simmel (1908), Alfred Schütz (1944) sowie von Elias & Scotson (1965) herangezogen werden. Begründet

wird die Auswahl mit der Relevanz, die den Referenzarbeiten für den Fremdeheitsdiskurs (in Deutschland) zukommt. Es sind in vielerlei Hinsicht noch immer diese Skizzen, an deren Zugänge, Erkenntnisse und Perspektiven die aktuelle sozialwissenschaftliche Diskussion anknüpft. Gleichzeitig eröffnen die unterschiedlichen soziologischen Zugänge vielfältige Perspektiven auf das Phänomen der *Fremdheit*. Für die theoretische Kennzeichnung des Fremden erweisen sich die Arbeiten auch insofern als lohnend, weil sie im Blick auf den gemeinsamen Gegenstand spezifische Paradigmen und Analysekatoren heranziehen, welche die sozialtheoretische Auseinandersetzung mit Fremdheit geprägt haben.³⁴

Die Skizzierung der drei ausgewählten Arbeiten ermöglicht eine – für die Kennzeichnung des Fremden unerlässliche – erste Sondierung zentraler Begrifflichkeiten und theoretischer Zusammenhänge.

3.3.1 *Fremdheit in der raumsoziologischen Perspektive –* *Georg Simmels „Exkurs über den Fremden“ (1908)*

Georg Simmel hat mit seinem „Exkurs über den Fremden“ (1908) zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine der wohl bedeutendsten soziologischen Skizzen des Fremden geliefert. Charakteristisch für die Arbeit ist ein Zugang, der den sozialen Raum zum Ansatzpunkt der Überlegungen zum Fremden macht. Zum Gegenstand wird Fremdheit bei Simmel in ihrem *Verhältnis zum gesellschaftlichen Raum*.

„Wenn das Wandern als die Gelöstheit von jedem gegebenen Raumpunkt der begriffliche Gegensatz zu der Fixiertheit an einem solchen ist, so stellt die soziologische Form des ‚Fremden‘ doch gewissermaßen die Einheit beider Bestimmungen dar - freilich auch hier offenbarend, daß das Verhältnis zum Raum nur einerseits die Bedingung, andererseits das Symbol der Verhältnisse zu Menschen ist“ (Simmel, 1908/1992, S. 764).

Ziel des Aufsatzes ist es, das Verhältnis des Fremden zum gesellschaftlichen Raum in seiner Wechselwirkung zu bestimmen, ohne allerdings einen Anspruch auf erschöpfende Bestimmung des Fremden zu vertreten (vgl. Simmel, 1992, S. 765). Simmels Beschreibung des Fremden stellt die ambivalente Rolle der Figur eindrücklich heraus. Fremd ist der, „der heute kommt und morgen bleibt - sozusagen der potenziell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat“ (Simmel 1992, S. 764). Der

³⁴ Ergänzend sei an dieser Stelle ausdrücklich darauf verwiesen, dass es sich bei der folgenden Darstellung um eine Auswahl handelt. Der Auswahl liegt jedoch kein Anspruch auf erschöpfende Darstellung zugrunde. Eine umfassende Analyse und Einordnung klassischer Werke finden sich u.a. in den Arbeiten von Geenen (2002), Breckner (2005) und Reuter (2002).

Grund dafür, warum bis heute so häufig auf Simmels Kennzeichnungsversuch zurückgegriffen wird, liegt wohl insbesondere darin, dass Fremdheit nicht an Eigenschaften von Personen oder an Begriffen wie Kultur ansetzt, sondern in Zusammenhang gebracht wird mit der Position, die der Fremde in einem gesellschaftlichen Raum einnimmt. Auf diese Weise entzieht sich Simmel normativen und moralisierenden Definitionen von Fremdheit.

Die raumsoziologische Perspektive Simmels konstruiert Raum in doppelter Weise als *physischen* und als *sozialen* Raum (vgl. Reuter, 2002, S. 82ff.). Vor dem Hintergrund dieses Konzeptes wird das Paradoxon erklärbar, dass der Fremde gleichzeitig nah und fern sein kann. Fremdheit bedeutet demnach „daß der Ferne nah ist“ (Simmel, 1992, S. 765). Die Rückbindung von Fremdheit an das Konzept des physischen und sozialen Raums setzt Fremdheit in einen ursächlichen Zusammenhang mit Migrations- und Wanderungsprozessen. Es ist die „Synthese von Nähe und Ferne, die die formale Position des Fremden ausmacht“ (Simmel, 1992, S. 766). In dieser ambivalenten Position ist der Fremde im gesellschaftlichen Raum verortet (vgl. Simmel, 1992, S. 764ff.). Das Verhältnis zeichnet sich vor allem dadurch aus, „daß man mit dem Fremden nur gewisse allgemeinere Qualitäten gemein hat, während sich das Verhältnis zu den organischer Verbundenen auf der Gleichheit von spezifischen Differenzen gegen das bloß Allgemeine aufbaut“ (Simmel, 1992, S. 768). Das grundlegendste Merkmal dieses Verhältnisses ist die *Ambivalenz* aus Nähe und Ferne. Eine besondere Qualität schreibt Simmel dem Fremden gerade aufgrund dieser ambivalenten Position zu. Im Gegensatz zu den Nicht-Fremden zeichnet sich die Position des Fremden durch *Objektivität* aus. Für den Fremden ergibt sich so die Möglichkeit, aus einer „Vogelperspektive“ auf eine Gesellschaft zu blicken. In der Denktradition Georg Simmels ist Fremdheit als positiver Aspekt angelegt. Fremdheit steht für eine „positive Beziehung“ (Simmel, 1992, S. 765). Im Gegensatz zu anderen Arbeiten ist bei Simmel das für Gesellschaften produktive Potential des Fremden herausgestellt – als wechselseitige Auseinandersetzung, als positive Beziehung und als Chance objektiver Rückmeldung. Fremdheit zeigt sich im Kontext von Simmels Kennzeichnung als besondere *Qualität* und Ressource, von der Gesellschaften profitieren können (vgl. Simmel, 1992, S. 766f.).

Weitgehend unbeachtet in der Rezeption des Exkurses ist der Hinweis Simmels auf die Bedeutung von Gefühlen. Auch wenn dieser Aspekt in der Arbeit Simmels keine zentrale Bedeutung einnimmt, so ist diese Erkenntnis für die Kennzeichnung des Phänomens hochrelevant. Macht sie doch deutlich, dass bei der Bestimmung des

Verhältnisses die Ebene der Gefühle deshalb nicht außer Acht zu lassen ist, weil diese die Beziehung maßgeblich prägen.

„Der Fremde ist uns nah, insofern wir Gleichheiten nationaler oder sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen; er ist uns fern, insofern diese Gleichheiten über ihn und uns hinausreichen und uns beide nur verbinden, weil sie überhaupt sehr Viele verbinden (Simmel, 1992, S. 769).

Simmels Exkurs ermöglicht eine allgemeine, wenn auch abstrakte soziologische Kennzeichnung, in deren Mittelpunkt der Begriff der Ambivalenz steht. Die Erkenntnisse, die Simmel im Hinblick auf den nicht weitergezogenen Wandernden und dessen Verhältnis zum Raum generiert, sind anschlussfähig an post-migratorische Fremdheitsphänomene, wie sie sich bis heute in der Bundesrepublik anhand der Gruppe der Menschen mit Migrationshintergrund zeigen. Simmel liefert mit dieser frühen Skizze eine Perspektive, die Fremdheit als Ressource darstellt und sich damit abhebt von solchen Ansätzen, die Fremdheit primär als gesellschaftliches Problem kennzeichnen (vgl. Geenen, 2002, S. 39ff.; Reuter, 2002, S. 82ff.; Breckner, 2005, S. 77ff.).

3.3.2 Fremdheit in der wissenssoziologischen Perspektive – Alfred Schütz' „Der Fremde“ (1944)

Alfred Schütz (1944) hat mit seiner phänomenologischen Arbeit „Der Fremde“ eine Perspektive in den soziologischen Fremdheitsdiskurs eingebracht, die sich mitunter grundlegend von der Arbeit Simmels unterscheidet. Dem aus Deutschland emigrierten Soziologen geht es primär darum, „die typische Situation [zu] untersuchen, in der sich ein Fremder befindet, der versucht, sein Verhältnis zur Zivilisation und Kultur einer sozialen Gruppe zu bestimmen und sich in ihr neu zurecht zu finden“ (Schütz, 1944/1972, S. 53). Das Interesse der Analyse gilt der Figur des Immigranten und deren Chancen, zum Teil einer ihm bislang unbekannteren Gesellschaft zu werden. Gesellschaft tritt in der Analyse in Erscheinung als Arrangement von Wissensformen und sozial geteilten Wissensbeständen. Schütz legt seiner Analyse einen wissenssoziologischen Zugang zugrunde, der Wissensordnungen in Verbindung bringt mit den ‚Kultur- und Zivilisationsmustern‘ einer Gesellschaft. Im Zuge der Analysen kommt der Kategorie *Kultur* eine besondere Bedeutung bei der Erklärung von Fremdheit zu.

„Und gerade der Fremde, aufgrund seiner persönlichen Krisis, teilt die oben erwähnten Grundannahmen nicht. Er ist wesentlich der Mensch, der fast alles, das den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, unfraglich erscheint, in Frage stellt. Für ihn haben die Zivilisations- und Kulturmuster der Gruppe, welche er sich annähert, nicht die Autorität eines erprobten Systems von Rezepten, und nur deshalb ..., weil er nicht an der lebendigen geschichtlichen Tradition teilnimmt, durch die diese Muster gebildet wurden“ (Schütz, 1972, S. 59).

Der Fremde befindet sich Schütz zufolge in einer problematischen Situation, die durch Differenz gekennzeichnet ist. Diese Differenz leitet Schütz aus der Beobachtung ab, dass dem Immigranten das Wissen um gesellschaftlich relevante Wissensbestände fehlt. Aus der Sicht der Mehrheitsmitglieder stellt sich der Immigrant daher dar als „Mensch ohne Geschichte“ (Schütz, 1972, S. 60).

Fremdheit entsteht auf der Grundlage der Inkompatibilität von (Wissens-)Ordnungen und stellt sich dar als grundlegendes Verstehensproblem. In der Analyse von Schütz konkretisiert sich Fremdheit ferner als prekäres Verhältnis sowie als krisenträchtige Konstellation, in der bisherige Selbstverständlichkeiten und „Konturen der Relevanz“ (Schütz, 1972, S. 55) ihre Verbindlichkeit verlieren (vgl. Schütz, 1972, S. 67). Das gesellschaftlich relevante „Denken-wie-üblich“ (Schütz, 1972, S. 58), das Grundlage sozialer Interaktionen ist, erschließt sich dem Fremden nicht. Zur „Logik des Alltagsdenkens“ (Schütz, 1972, S. 57) hat der Fremde keinen Zugang und damit erschließen sich die gesellschaftlichen Kategorien bei der Auslegung der Welt nur begrenzt. Der Zugang zu gesellschaftlich etablierten Konstruktionen von Sinn und die Partizipation an alltäglichen Interaktionsprozessen sind demzufolge stark eingeschränkt (vgl. Schütz, 1972, S. 53ff.). Im Zuge dieses krisenhaften Prozesses weicht Vertrautheit der Erfahrung von Fremdheit. Fremdheit entsteht aufgrund der Inkommensurabilität kultureller Wissensbestände und entfaltet exklusive Wirkungen.

„Fremdheit und Vertrautheit sind nicht auf das soziale Feld beschränkt, sondern sind allgemeine Kategorien unserer Auslegung der Welt. Wenn wir in unserer Erfahrung etwas zuvor Unbekanntes entdecken, das deshalb aus der gebräuchlichen Wissensordnung herausragt, beginnen wir mit dem Prozess der Untersuchung. Zuerst definieren wir die neue Tatsache; wir versuchen ihren Sinn zu erfassen; wir verwandeln dann Schritt für Schritt unser allgemeines Auslegungsschema der Welt auf solche Weise, daß die fremde Tatsache und ihr Sinn mit all den anderen Tatsachen unserer Erfahrung und mit deren Sinnbedeutungen verträglich werden und zusammengehören können“ (Schütz, 1972, S. 69).

Der Hinweis auf die Relevanz von Wissens- und Bedeutungszusammenhängen ist in der Analyse allgegenwärtig. Grundlegend für die Arbeit ist die Erkenntnis, dass gesellschaftliche Wissensordnungen nicht zwangsläufig auf kohärenten und konsistenten Wissensbeständen beruhen. Vielmehr ziehen gesellschaftliche Wissensordnungen ihre Verbindlichkeit aus dem „Schein *genügender* Kohärenz,

Klarheit und Konsistenz“ (Schütz, 1972, S. 57). Soziale Realitäten sind somit in hohem Maße Deutungsvorgängen unterworfen. Die hinter diesen Realitäten stehenden Ordnungen sorgen für Routinen und ‚sinnhafte‘ Auslegungen der Welt und sorgen dafür, dass bestimmte Wissensbestände nicht mehr hinterfragt werden (müssen).

Im Gegensatz zu Simmel zieht Schütz das Merkmal der *Objektivität* heran, um die Tragik der Position des Fremden kenntlich zu machen. Tragisch ist sie deshalb, weil der Fremde im Prozess der Annäherung an die gesellschaftlichen Wissensbestände eben diese objektive Position beseitigen möchte. Dem Soziologen Schütz geht es eben darum, den externen Blick auf gesellschaftliche Wissensstrukturen durch einen internen Blick zu ersetzen, der es ihm ermöglicht, an gesellschaftlichen Zusammenhängen zu partizipieren. Der Fremde möchte gerade nicht als kritischen Beobachter wahrgenommen, sondern in seiner Devianz unsichtbar werden. Nur im Zuge assimilativer Prozesse tritt ein Zustand der Anonymität ein und der Status des Fremden wird ersetzt (vgl. Schütz, 1972, S. 68).

Findet diese Anpassung nicht statt, so verweist das nach Ansicht des Soziologen auf eine „zweifelhafte Loyalität des Fremden“ (Schütz, 1972, S. 68), d.h. auf die Unwilligkeit oder Unfähigkeit von Fremden, die altvertrauten durch ‚neue‘ Zivilisationsmuster zu ersetzen. Findet keine Anpassungsleistung durch den Immigranten statt, so bleibt der Status des Fremden durch Marginalität gekennzeichnet. Der Immigrant tritt in Erscheinung als „kultureller Bastard an der Grenze von zwei verschiedenen Mustern des Gruppenlebens, der nicht weiß, wohin er gehört“ (Schütz, 1972, S. 68). Im Gegensatz zu Simmel, der Fremdheit grundsätzlich als ambivalentes Verhältnis von Nähe und Entferntheit darstellt, vertritt Schütz die Auffassung, dass Entferntheit mit zunehmendem Einblick in gesellschaftliche Wissensstrukturen in Nähe übergehen kann. Es gibt demzufolge einen Zustand, in dem Fremdheit aufgelöst werden kann (vgl. Schütz, 1972, S. 60f.).

Kennzeichnend für Schütz ist eine Problemperspektive, die Fremdheit zum prekären, krisenhaften Phänomen inmitten divergierender Wissensordnungen werden lässt. Die Leistung der Skizze besteht nicht nur darin, auf die Relevanz sozialer Wissensbestände für die Identifikation von Fremdheit hinzuweisen, sondern außerdem auf die selektive Auslegung von Sinn (vgl. Geenen, 2002, S. 54ff.; Reuter, 2002, S. 104ff.; Breckner, 2005, S. 67ff.).

3.4 *Fremdheit in der machtsociologischen Perspektive – Elias & Scotsons „Etablierte und Außenseiter“ (1965)*

„Wenn einmal das Problem der Verteilung von Machtchancen, das im Zentrum der Spannungen und Konflikten zwischen Etablierten und Außenseitern steht, in den Blick gerückt ist, wird es leichter, darunter ein anderes Problem zu entdecken, das oft übersehen wird. Gruppen, die in der Form einer Etablierten-Außenseiter-Figuration aneinander gebunden sind, werden von individuellen Menschen gebildet. Die Frage ist, wie und warum Menschen sich als zur selben Gruppe zugehörig betrachten und einander in die Gruppengrenzen einschließen, die sie aufrichten, wenn sie das Wort ‚Wir‘ gebrauchen, während sie gleichzeitig andere Menschen als einer anderen Gruppe zugehörig ausschließen, zu der sie kollektiv ‚Sie‘ sagen“ (Elias & Scotson, 1965/1990, S. 36).

Mehr als 20 Jahre nach der Erstveröffentlichung von Schütz' Skizze veröffentlichten Elias & Scotson eine soziologische Studie, die erhebliche Bedeutung für die Analyse von Fremdheitsphänomenen hat. Ausgehend von der Studie über die von Arbeitern bewohnte englische Vorortsiedlung *Winston Parva* entsteht unter dem Titel „The Established and the Outsiders“ (1965) ein empirisch fundiertes Erklärungsmodell, welches das Phänomen Fremdheit entlang von ungleichen Status- und Machtverhältnissen zu kennzeichnen sucht. Fremdheit resultiert bei Elias & Scotson aus Kämpfen um Status und Macht zwischen Gruppen. Eine besondere Erkenntnis der Studie besteht darin, dass es weniger Aspekte wie Herkunft, Nationalität oder Religion, sondern die Qualität des Verhältnisses und die Machtverteilung zwischen Gruppen sind, aus denen Fremdheitsphänomene hervorgehen. In dem Maße, in dem eine Gruppe den Status des Etablierten beansprucht und einer anderen der Status des Außenseiters zugewiesen wird, werden Mechanismen und Prozesse in Gang gesetzt, anhand welcher die jeweils andere Gruppe mit dem Etikett des Fremden belegt wird. Bezeichnenderweise laufen diese Prozesse selbst zwischen Gruppen mit ähnlichem Bildungs- und Einkommensniveau sowie vergleichbarem beruflichen Status ab. Es ist die Festlegung qualitativer Unterschiede, die zur Unterscheidung von *Etablierten* und *Außenseitern* führt und erhebliche Konsequenzen für das Zusammenleben und die Interaktion zwischen den Gruppen besitzt. Elias & Scotson machen auf die Relevanz von „Machtdifferentialen“ (1990, S. 11) aufmerksam und stellen diese in ihrer Funktion für die „Soziodynamik der Stigmatisierung“ (1990, S. 13) eindrücklich dar.

Bei der Untersuchung dieser generativen Mechanismen stoßen Elias & Scotson nicht nur auf charakteristische Zuschreibungs- und Bewertungspraktiken, sondern darüber hinaus auf exklusive soziale Kontrollmechanismen, die das Verhältnis zwischen den Gruppen erheblich beeinflussen. Bei ungleicher Status- und Machtverteilung tritt die etablierte Gruppe als dominantes Kollektiv auf. Die Vormachtstellung und

Überlegenheit, welche die etablierte, ‚alteingesessene‘ Gruppe gegenüber den ‚Außenseitern‘ zum Ausdruck bringen, zeigen sich in einer Vielzahl von Herabwürdigungen, negativen Stigmatisierungen und Etikettierungen gegenüber der anderen Gruppe. Die Idealisierung des ‚Wir‘ geht einher mit der moralischen Überhöhung der eigenen Gruppe und einer grundlegenden Abwertung der anderen. Verwiesen wird in der Regel auf „eine Art kollektives Charisma“ (Elias & Scotson, 1990, S. 7), das der eigenen, etablierten Gruppe zu- und der anderen, fremden Gruppe abgesprochen wird. Die Zuweisung negativer (Charakter-)Eigenschaften ist charakteristisch für Prozesse der Erzeugung von Fremdheit im Rahmen von Etablierten-Außenseiter-Figurationen.

„Immer wieder läßt sich beobachten, daß Mitglieder von Gruppen, die im Hinblick auf ihre Macht anderen, interdependenten Gruppen überlegen sind, von sich glauben, sie seien im Hinblick auf ihre menschliche Qualität besser als die anderen“ (Elias & Scotson, 1990, S. 7).

Erklärt wird dieses Phänomen nicht nur auf der Grundlage ungleicher Machtbalancen, sondern auch über das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zur Gruppe. Zugehörigkeit und Gruppenidentität sind gebunden an den „Grad an Gruppenzusammenhalt, kollektiver Identifizierung und Gemeinsamkeit der Normen“ (Elias & Scotson, 1990, S. 11). Elias & Scotson weisen darauf hin, dass die klare Abgrenzung gegenüber der anderen Gruppe interne Prozesse von Kohärenz stärken könne. Aus dieser Beobachtung heraus wird erklärbar, warum die negativen Attribuierungen der anderen Gruppe einen positiven Einfluss auf das Selbstbildnis und den Selbstwert der stigmatisierenden Gruppe ausüben können. Einen anderen psychosozialen Effekt weist die Studie ferner insofern nach, als auch die stigmatisierte Gruppe mit zunehmender Zeit die Rolle des Außenseiters akzeptiert und den Etikettierungen zu entsprechen versucht. Kontur erlangt Fremdheit im Rahmen dieses Erklärungsmodells in erster Linie als Gegenentwurf zum Etablierten. Die Manifestation und Aufrechterhaltung dieses Status ebenso wie das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur etablierten Gruppe führen im Beispiel der Studie bis zur Kontaktverweigerung.

Die besondere Leistung der Studie besteht darin, Konstruktionsmechanismen von Fremdheit und soziale Schließungsmechanismen jenseits von Kategorien wie ethnische Herkunft, Nationalität oder Religion sichtbar gemacht zu haben. Auf der Grundlage der Untersuchung gelingt es den beiden Soziologen, Figurationen aufzudecken und Erklärungen zu liefern, die über das Beispiel *Winston Parva* hinausgehen. Von grundlegender Bedeutung ist die Erkenntnis, dass Fremdheit in

fundamentaler Weise an Prozesse der Zuschreibung und Etikettierung gebunden ist. Machtungleichheiten sorgen für Legitimation. Die Untersuchung legt generative Logiken bei der Entstehung von Fremdheit offen und veranschaulicht eindrucksvoll, dass diese Logiken nicht zwangsläufig an ethnisch Fremde gebunden sind. Der soziologische Wert der Studie beruht vor allem auf der Übertragbarkeit der Erkenntnisse auf unterschiedliche gesellschaftliche Handlungsräume (vgl. Geenen, 2002, S. 66ff.; Breckner, 2005, S. 89ff.).

Merkmale des Fremden in den klassischen Kennzeichnungsversuchen

Die skizzenhafte Darstellung der drei klassischen Arbeiten gibt einen ersten Hinweis auf die Vielfalt an Perspektiven, über die sich der Diskurs dem Phänomen Fremdheit nährt. Zugleich verweisen die Arbeiten auf spezifische historische Kontexte und Gesellschaftsmodelle, die sich mitunter erheblich von der aktuellen gesellschaftlichen Gegenwart unterscheiden. So sind die historischen Bezüge zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei Simmels ‚Exkurs‘ sowie am Ende des Zweiten Weltkriegs bei Schütz‘ Analyse kaum zu vergleichen mit denen der Gegenwart. Schütz‘ Analyse, in der Gesellschaft als relativ klar abgrenzbarer Raum von zivilisations- und kulturbedingten Wissensordnungen dargestellt wird, kann zu ihrem Entstehungszeitpunkt noch nicht auf Prozesse eingehen, die für die heutige Gesellschaft so charakteristisch sind und mit Schlagworten wie *Globalisierung*, *Pluralisierung* oder *Weltgesellschaft* gekennzeichnet werden (vgl. Breckner, 2005, S. 66).

Dennoch bringen die Arbeiten auch überhistorische Aspekte zum Ausdruck, die für eine systematische Kennzeichnung des Phänomens relevant sind.

- Charakteristisch für alle drei Arbeiten ist eine Perspektive, die Fremdheit vor dem Hintergrund eines spezifischen Verhältnisses betrachtet. Als Bezugspunkt fungieren Personen oder Gruppen in ihrem Verhältnis zu anderen Personen, Gruppen oder Ordnungen. So kennzeichnet Simmel (1908) den Fremden in dessen Verhältnis zum sozialen Raum und macht dessen ambivalente Position in dem Verhältnis sichtbar. Mit dem Verweis darauf, dass Nähe und Ferne, Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit zwei Seiten derselben Medaille sind, wird eine grundlegende Paradoxie des Phänomens benannt. Dagegen setzt Schütz

(1944) den Immigranten als Nicht-Verstehenden ins Verhältnis zu den geteilten Wissensbeständen der Aufnahmegesellschaft und beschreibt dieses Verhältnis als ein für den Fremden prekäres. Bei Elias & Scotson (1965) sind es Beziehungen zwischen Etablierten und Außenseitern, die den Gegenstand der Analyse bilden. Fremdheit ist in ihrer Entstehung relational zu denken. Da Fremdheit offensichtlich nicht ohne die Reflexion von Beziehungen und Verhältnissen denkbar ist, kann *Relationalität* als ein grundlegendes Merkmal von Fremdheit abgeleitet werden.

- Ungeachtet dessen, welchen soziologischen Zugang die Arbeiten wählen, wird in den ‚Klassikern‘ deutlich, dass die Identifikation von Fremdheit in Zusammenhang zu stehen scheint mit der Feststellung von Differenz, Devianz oder Unterschiedlichkeit. Am deutlichsten wird dies bei der Studie von Elias & Scotson (1965), in der die Darstellung von Unterschiedlichkeit zum zentralen Aspekt der Beziehung zwischen Etablierten und Außenseitern werden. Die Qualität des Verhältnisses wird mit Begriffen ausgedrückt, die in der Regel auf Differenz verweisen. Erst mit der Einführung von Unterscheidungen wie *vertraut* und *fremd* oder *nah* und *fern* nimmt Fremdheit als Phänomen Konturen an und wird klassifizierbar.
- Trotz dieser beiden konvergenten Aspekte kommen die Arbeiten hinsichtlich der Bewertung des Phänomens zu unterschiedlichen Schlüssen. Während Simmel ausdrücklich die *Chancen* von Fremdheit für eine Gesellschaft herausstellt und die Position des Fremden als konstruktive darstellt, ist Fremdheit in der Perspektive von Schütz als individuelles (*Wissens-*)*Problem* angelegt. Das darin zum Ausdruck kommende Spektrum an Bewertungsmöglichkeiten findet sich eindrucksvoll in den öffentlichen und medialen Diskursen um Zuwanderung und Integration wieder. Obwohl die Analysen Fremdheit in ihrer Konsequenz für die Person, die Gruppe oder den gesellschaftlichen Raum unterschiedlich bewerten, verweisen die Arbeiten auf die gesellschaftliche Relevanz des Phänomens, die auch für aktuelle Diskurse charakteristisch ist.

Die aktuelle sozialwissenschaftliche Forschung hat die Erkenntnis der klassischen Arbeiten in vielerlei Hinsicht aufgegriffen, weiterentwickelt und vor dem Hintergrund konkreter gesellschaftlicher und globaler Entwicklungen kritisch reflektiert. Die im Zuge dieser Kennzeichnungsversuche abgeleiteten allgemeinen Aspekte von Fremdheit ergänzen die vorausgegangene Darstellung.

3.4 Fremdheit in der gegenwärtigen soziologischen Diskussion

„Von Fremden ist immer dort die Rede, wo sozial Andere auftauchen, mit denen sich das Moment des Unerwarteten und der Überraschung verknüpft, und wo für diese Überraschung zunächst keine gesicherten Routinen der Bearbeitung und des Umgangs mit ihnen zur Verfügung stehen“ (Stichweh, 2010, S. 75)

Der Grund dafür, warum Fremdheit sowohl in der Migrations- und Integrationsforschung, als auch beispielsweise in der Rassismus- und Vorurteilsforschung als relevanter Erkenntnisgegenstand identifiziert wird, rührt nicht zuletzt daher, dass sich mit der Beschreibung des Phänomens und dessen Zustandekommens alltägliche Aspekte der Interaktion und des Zusammenlebens rekonstruieren lassen. Es ist die alltägliche Relevanz dieses Phänomens, mit welcher sich die ‚Soziologie der Fremdheit‘ beschäftigt.³⁵ Bei näherer Betrachtung von relevanten Arbeiten lassen sich konstitutive Aspekte herausarbeiten, die zur weiteren Kennzeichnung des Phänomens herangezogen und im Folgenden benannt werden.

Im Kontext aktueller Kennzeichnungsversuche kommt dem „Problem der Perspektivität“ (Reuter, 2002, S. 123) erhebliche Bedeutung zu. Die Einsicht, dass Fremdheit in Abhängigkeit von der Position des Betrachters entsteht, impliziert die Erkenntnis „dass es sich bei Aussagen über Andere und Fremdes um Interpretationen und Konstruktionen handelt, nicht um sie selbst als solche“ (Wimmer & Schäfer, 2006, S. 10). Über den Aspekt des *Relationalen* geht diese Erkenntnis insofern hinaus, als Fremdheit nicht nur in Abhängigkeit von einem Bezugspunkt entsteht, sondern zudem in Abhängigkeit von der Perspektive des Betrachters. In Anlehnung an diese konstruktivistische Grunderkenntnis lässt sich Fremdheit als *wahrnehmungs- und beobachterabhängiges Phänomen* bestimmen. In diesem Sinne ist der „Beobachter von Fremdheit als strukturierendes Prinzip der Fremdsetzung“ (Reuter, 2002, S. 123) zu begreifen.

Ein wesentliches allgemeines Kennzeichen von Fremdheit besteht folglich in der *Relativität* und *Selektivität*. Relativ ist Fremdheit insofern, als sie lediglich im Auge des Betrachters bzw. entlang von Ordnungen generiert wird. Voraussetzung für eine

³⁵ Für den aktuellen sozialwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurs sind vor allem die soziologischen Analysen von Alois Hahn (2000), Zygmunt Bauman (2000a, 2000b, 2005), Bernhard Waldenfels (1998, 1999a, 1999b, 2006), Rudolf Stichweh (1997a, 1997b, 2002, 2005, 2010) und Armin Nassehi (1995, 2003), die den aktuellen soziologischen Fremdheitsdiskurs prägen. In allen Fällen handelt es sich um differenzierte Versuche, Fremdheit als sozial relevanten Entwurf von Realität sichtbar, erklärbar und verstehbar zu machen.

differenzierte Auseinandersetzung mit Fremdheit ist demzufolge die Erkenntnis, dass es Fremdheit nicht als objektive Tatsache, sondern lediglich als *soziales Artefakt* gibt. Fremdheit *ist* nicht, sondern wird im Rahmen vielfältiger Kommunikationszusammenhänge erzeugt. Die gesellschaftliche Generierung des Fremden erweist sich bei näherer Betrachtung als komplexer Prozess, an dem Individuum und Gesellschaft gleichermaßen beteiligt sind:

„Die Gesellschaft hat eine doppelgründige Wirklichkeit. Sie ist eine objektive Gegebenheit infolge der Objektivierung der menschlichen Erfahrung im gesellschaftlichen Handeln, in sozialen Rollen, Sprache, Institutionen, Symbolsystemen. Obwohl die letzteren Produkte menschlichen Handelns sind, gewinnen sie eine Quasi-Autonomie. So übt Gesellschaft auf den einzelnen Zwang aus, während sie zugleich Bedingung seiner menschlichen Existenz ist. Denn Gesellschaft ist auch eine subjektive Wirklichkeit: sie wird vom Einzelnen in Besitz genommen, wie sie von ihm Besitz ergreift“ (Berger & Luckmann, 2007, S. VI).

Die Wahrnehmung und Auslegung der Welt ist demzufolge nicht beliebig. Wer oder was fremd ist, entspringt subjektiven oder gesellschaftlichen Wahrnehmungs- und Interpretationsprozessen. Die Wahrnehmung von Wirklichkeit und somit auch die Konstruktion von Fremdheit unterliegen einem Prozess der „doppelten Strukturierung“ (Bourdieu, 1992, S. 146). ‚Doppelt strukturiert‘ ist dieser Prozess in dem Sinne, als dass er sowohl durch gesellschaftliche Bedingungen als auch durch subjektive Entwürfe von Wirklichkeit beeinflusst ist. Personen treten somit ebenso als Konstrukteure von Fremdheit auf wie die Gesellschaft als Raum spezifischer Wahrnehmungsoptionen, Ordnungs- und Bedeutungszusammenhänge. In der „Wirklichkeit der Alltagswelt“ (Berger & Luckmann, 2007, S. 24) repräsentiert Fremdheit eine Unterscheidung, die in hohem Maße wahrnehmungsrelevant ist und Einfluss auf gesellschaftliche Interaktionsprozesse hat. Die Vielschichtigkeit und Komplexität dieser Konstruktionsprozesse erschwert die theoretische Kennzeichnung des Phänomens. Die Vielfalt an analytischen Kategorien, Typologien und Klassifikationen, die das Phänomen zu ordnen versuchen, ist eben dieser Herausforderung geschuldet (vgl. Geenen, 2002, S. 20ff.; Reuter, 2002, S. 120ff.).

Am Beispiel der historischen Semantik des Fremden lassen sich soziale Konstruktionsprozesse in ihrer Selektivität und Veränderbarkeit im Kontext unterschiedlicher historischer Verhältnisse nachzeichnen.³⁶ Stichweh (1997a) verweist

³⁶ Als historische Figur taucht der Fremde im Laufe der Menschheitsgeschichte in verschiedener Gestalt auf: als ‚Gast‘, ‚Gastgeber‘, ‚Freund‘, ‚Feind‘ und vieles mehr. Der Blick in die bundesrepublikanische Zuwanderungsgeschichte seit Beginn der 50er Jahre zeigt nicht nur Veränderungen in der Bezeichnung der Menschen, die im Zuge von Anwerbeabkommen in die

bei seiner semantischen Analyse insbesondere darauf, dass der Begriff des Fremden *erstens* durch Mehrdeutigkeit, *zweitens* durch Unbestimmtheit bzw. Unbestimmbarkeit und *drittens* durch Wandelbarkeit von Konnotationen gekennzeichnet ist.

„Wer der Fremde jeweils ist, ist wesentlich auch ein Resultat von Aushandlungsprozeduren, in denen über andere Ressourcen – Macht, Argumentationschancen, Selbstdarstellungsmöglichkeiten – mitentschieden wird“ (Stichweh, 1997a, S. 53).

Die Wandelbarkeit der Semantik des Fremden gibt Anlass zur Feststellung, dass es sich bei Begrifflichkeiten zur Bezeichnung des Fremden weder um zeitlich noch um inhaltlich stabile Festlegungen handelt. Es sind in erster Linie Zuschreibungs- und Zuordnungsprozesse, die im Kontext konkreter geschichtlicher und gesellschaftlicher Situationen stattfinden, vor deren Hintergrund sich Begriffe und Bedeutungen des Fremden erschließen lassen. Folglich kann es „von minimalen Situations- oder Kontextverschiebungen abhängen, ob jemand einer Wir-Gruppe oder dem Fremdstatus zugerechnet wird, und diese Zurechnungen sind insofern variabel“ (Stichweh, 1997a, S. 52).

Ableiten lässt sich aus dieser Erkenntnis, dass das Phänomen Fremdheit vor dem Hintergrund variabler, selektiver Mechanismen der Zuweisung entsteht. Die Beobachtung, dass Menschen mit Migrationshintergrund trotz deutscher Staatsbürgerschaft im Alltag als Fremde wahrgenommen werden, unterstreicht die Bedeutung selektiver Zuweisungen für die Konstruktion von Sinn (vgl. Hahn, 2000, S. 32ff.).

„Oder, in einer anderen Terminologie, es geht immer um die Relevanz der Figur des Fremden für die Sozialdimension des Sinns, während eine Fragestellung, die sich auf ‚das Fremde‘ richtet, primär mit Unterschieden befaßt ist, die mit Erfahrungen in der Sachdimension zu tun haben“ (Stichweh, 1997a, S. 46).

Unabhängig von der Qualität der Zuweisungen werden mit der Identifikation von Fremdheit Unterschiede eingeführt, die dem gesellschaftlichen Raum in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Welt Ordnung verleihen. Gleichzeitig darf nicht unterschlagen werden, dass die Zuweisung des Attributs *fremd* scharfe Trennungslinien und stereotype Bilder etablieren und speziell für die Etikettierten

Bundesrepublik immigrierten. Wesentlich bedeutender für die Kennzeichnung von Fremdheit sind die Wandlungsprozesse hinsichtlich der Attribuierung und Wertschätzung dieser Menschen. Der Wandel in den Bezeichnungen der Menschen macht dies eindrucksvoll deutlich. Während der Begriff des *Gastarbeiters* noch vergleichsweise positiv besetzt war, verweisen die späteren Begriffe des *Fremdarbeiters* und schließlich des *Ausländers* auf negative Perspektiven (vgl. Finkelstein, 2006, S. 1ff.; Frey, 2001, S. 14ff.; Mecheril, 2004, S. 7ff.; Meier-Braun, 2002; Sökefeld, 2004, S. 11ff.).

problematische Konstellationen nach sich ziehen kann (vgl. Bauman, 2000a, S. 61ff.; Beck-Gernsheim, 2007, S. 51ff.).

Als Konsequenz aus dieser Einsicht wird der vorliegenden Arbeit der Anspruch zugrunde gelegt, eine Perspektive zu liefern, in der Fremdes und Eigenes ins Verhältnis gesetzt werden, ohne Fremdheit einfach nur als Gegenentwurf zum Eigenen zu kennzeichnen. Mehr noch: Es geht darum, „die Arbeit an der Grenze vertrauter Ordnungen nicht in ihr übliches Machtgefälle kippen zu lassen, das den Fremden auf das ‚Schattenbild‘ des Eigenen reduziert“ (Reuter, 2002, S. 7). Diesem Anspruch wird im Folgenden dadurch Rechnung getragen, als versucht wird, eine Heuristik zu entwerfen, die Fremdheit auf verschiedenen Ebenen ihrer Entstehung analytisch erschließt, Konstruktionslogiken benennt, systematisiert und zu einem konsistenten Erklärungsmodell zusammen fügt.

3.5 Ein systematisches Analysemodell von Fremdheit

„In diesem Sinn ‚ist‘ niemand fremd, sondern befindet sich permanent im Brennpunkt von Konstruktionsprozessen, in die allgemeine gesellschaftliche Wirklichkeitsvorstellungen einfließen“ (Reuter, 2002, S. 35).

Die Erkenntnis, dass Fremdheit eine soziale Konstruktion darstellt, die sich durch Selektivität, Variabilität und Relationalität auszeichnet, trägt erheblich zur allgemeinen Kennzeichnung des Phänomens bei. Dennoch stellt sich die Frage nach spezifischen Entstehungsbedingungen, Konstruktionsmechanismen und Bedeutungszusammenhängen von Fremdheit. Eine Soziologie des Fremden muss sich folglich auch mit der Frage beschäftigen „wie Fremdheitserfahrungen und wie Zuschreibungen von Fremdheit zu einem kompakten sozialen Objekt verdichtet werden“ (Stichweh, 1997a, S. 46). Um diese Erkenntnisse zu generieren ist eine tragfähige Systematik zu entwickeln, die Fremdheit in ihren generativen Mechanismen konsistent darzustellen vermag.

Für das weitere Vorgehen dieser Arbeit ist diese systematische Ordnung des Phänomens auch deshalb von grundlegender Bedeutung, weil sie den Unterbau für die theoretische Analyse von Fremdheitsphänomenen *im Sport* bildet. Die folgende Systematik kennzeichnet Fremdheit in drei unterschiedlichen Zusammenhängen:

Fremdheit wird analysiert als *Beziehungserfahrung*, als *Ordnungstifter* und als *Symbolträger*.

- Die Analyse von *Fremdheit als Beziehungserfahrung* trägt den inter- und intra-subjektiven Prozessen Rechnung, die der Konstruktion von Fremdheit vorausgehen. Denn die Feststellung von Fremdheit ist zuallererst ein Vorgang, der die Interaktions- und Erfahrungsebene betrifft. Daher ist Fremdheit zunächst als Beziehungs- sowie als Erfahrungsphänomen zu analysieren.
- Der Blick auf *Fremdheit als Ordnungstifter* ermöglicht es, Ordnungskonstruktionen in ihrer Relevanz für den sozialen Raum sowie für Personen sichtbar zu machen. Im Mittelpunkt dieser Analyse stehen Kategorisierungen und Unterscheidungsvorgänge sowie Selektions- und Schließungsmechanismen.
- Um hinter die Ordnungen des Fremden blicken zu können, sind Bedeutungen zu dekonstruieren. Die Darstellung von *Fremdheit als Symbolträger* trägt diesem Anspruch Rechnung, indem sie sich auf symbolische Verweisungszusammenhänge konzentriert, welche der Konstruktion von Fremdheit zugrunde liegen.

3.5.1 *Fremdheit als Beziehungserfahrung*

Das Kompositum ‚Beziehungserfahrung‘ stellt zwei fundamentale Möglichkeitsbedingungen von Fremdheit in den Vordergrund. *Beziehung* als interaktionaler ebenso wie *Erfahrung* als subjektiver Aspekt menschlicher Kommunikation sind Bedingungen dafür, dass Fremdheit überhaupt erst entstehen kann. Es sind folglich der Konstruktion des Fremden vorgängige Settings. In der Synthese beider Aspekte ergibt sich das, was unter dem Begriff der *Beziehungserfahrung* die erste Analyseebene von Fremdheit repräsentiert. Obwohl die Aspekte *Beziehung* und *Erfahrung* wechselseitig aufeinander bezogen sind, wird eine analytische Darstellung gewählt, die zwischen Fremdheit als Beziehungs- und Fremdheit als Erfahrungsphänomen unterscheidet.

Fremdheit als Beziehungsphänomen

„Die Beziehungen, die irgendeine Gruppe von Handelnden routinemäßig zueinander und zu spezifischen Klassen von Objekten hat, scheinen allgemein Grundregeln restriktiver oder ermöglichender Art unterworfen zu sein“ (Goffman, 1974, S. 10).

Die Bezeichnung von Fremdheit setzt eine wie auch immer geartete Beziehung voraus. Denn ohne einen Kontakt mit bzw. ohne Relationierung zum Anderen besteht kein Anlass für Fremdheit. Um eine Person, einen Gegenstand oder eine Handlungsweise als fremd zu bezeichnen, braucht es einen Bezugspunkt, auf dessen Grundlage sich Personen in Beziehung setzen und von dem aus sie Fremdheit ableiten können. Menschen müssen also in einer Beziehung zueinander stehen und interagieren, um Fremdheit zu erfahren. So weist George Herbert Mead (1969; 1995) in seinen Überlegungen zum ‚generalisierten und signifikanten Anderen‘ auf Andersheit als Voraussetzung für menschliche Entwicklungsprozesse hin. Der Andere tritt in Erscheinung als Bedingung von sozialer Interaktion schlechthin. Folgern lässt sich daraus, dass die primäre Voraussetzung für die Entstehung von Fremdheit soziale Interaktionen sind (vgl. Mead, 1969, S. 280ff., 1995, S. 177ff.).

Die soziologische Kennzeichnung von Fremdheit als „Beziehungsprädikat“ (Reuter, 2002, S. 12) und „Beziehungsqualität“ (Hahn, 2000, S. 40) trägt dieser grundlegenden Erkenntnis Rechnung. Dabei wird der Fokus auf die Qualität von Beziehungen gelenkt. Ob es sich um verbale oder nonverbale Interaktionen handelt, ob eine Beziehung von Affekten oder rationalen Abwägungen dominiert wird oder ob zwischen den Interaktionspartnern Machtunterschiede bestehen, ist relevant für den Prozess der Generierung von Fremdheit. Insbesondere Hahns Begriff der ‚Beziehungsqualität‘ macht darauf aufmerksam, dass es nicht Beziehungen als solche sind, die Fremdheit zum Thema werden lassen, sondern vielmehr die qualitative Besetzung von Beziehungen mit dem Label des Fremden, (vgl. Reuter, 2002, S. 27ff.).

„Fremdheit ist keine Eigenschaft, auch kein objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen, sondern die Definition einer Beziehung“ (Hahn, 2000, S. 31).

Am Beispiel kommunikationstheoretischer Überlegungen lässt sich die Relevanz von *Beziehung* für soziale Interaktions- und Kommunikationsprozesse unterstreichen. Zu den grundlegenden Erkenntnissen der Kommunikationstheorie gehört, dass Kommunikationsprozesse neben einer Inhaltsebene immer auch eine Beziehungsebene implizieren. Die Qualität dieser Beziehung hat maßgeblichen Einfluss auf den Kommunikationsprozess (vgl. Schulz von Thun, 2004, S. 156ff.; Watzlawick, Beavin & Jackson, 2007, S. 53ff.).

„Ein Beispiel: Wenn ich sage, dieser Apfel ist rot, dann habe ich in der Objektsprache eine Eigenschaft dieses Objektes bezeichnet. Sage ich dagegen, dieser Apfel ist größer als jener, dann habe ich eine Aussage über die Beziehung gemacht, die sich nicht mehr auf den einen oder den anderen Apfel zurückführen lässt“ (Watzlawick, 2007b, S. 32).

Übertragen auf die Figur des Fremden lässt sich die Aussage in leicht abgewandelter Form folgendermaßen wiedergeben: Wenn ich sage, dieser Mensch ist groß, dann habe ich eine beobachtbare Eigenschaft dieses Menschen bezeichnet. Sage ich dagegen, dieser Mensch ist mir fremd, so habe ich eine Aussage über die Beziehung (zu ihm) gemacht.

Bei der Reflexion dieser Aussage wird darüber hinaus die exponierte Stellung deutlich, die Bewertungen und Zuschreibungen im Rahmen dieser Beziehung einnehmen. Insbesondere die Modi der Kommunikation prägen die Beziehung und beeinflussen die Qualität der Beziehung. So wird im Rahmen von verbalen Kommunikationsvorgängen in anderer Weise interagiert, als bei non-verbalen Interaktionen – beispielsweise, wenn von Körper- oder Bewegungspraktiken auf den Charakter einer Person geschlossen wird. Ferner spielt auch die emotionale Qualität einer Beziehung eine bedeutende Rolle im Rahmen von Kommunikationsprozessen. Luc Ciompi (2005) hat in seinem „Entwurf einer fraktalen Affektlogik“ ausführlich auf diesen Aspekt von Kommunikation verwiesen.³⁷ Obwohl Ciompi nicht explizit auf das Phänomen Fremdheit rekurriert, so geben die Überlegungen wichtige Hinweise auf Fremdheitspotentiale in alltäglichen Beziehungen; stützten sie doch die Vermutung, dass „Affekte als Energielieferanten und Organisatoren des sozialen Raums“ (Ciompi, 2005, S. 244) eben auch eine nicht unerhebliche Rolle bei der Generierung von Fremdheit spielen. Zur Soziologie der Fremdheit leistet Ciompis Werk (2004, 2007) auch deshalb einen wichtigen Beitrag, weil sie nicht nur individuelle, sondern insbesondere kollektive Affekte und Gefühle in den Blick nimmt und darstellt, dass diese Wahrnehmungs- und Erfahrungsprozesse sowie alltägliche Beziehungen in hohem Maße beeinflussen (vgl. Ciompi, 2005, S. 237ff.). In dem Maße, in dem Fremdheit in Erscheinung tritt als „Gefühl, das jeder Reflexion und jedem Argument vorausgeht“ (Bauman, 2000a, S. 65), kommen affektlogischen Dimensionen von Beziehung und Interaktion eine erhebliche Bedeutung zu:

„Das sind die Gefühle, die wir haben, wenn Wir von ‚uns‘ sprechen – auch wenn wir dies nicht so weitschweifig formulieren. Oder es nie für uns selbst in Worte gefasst haben sollten. Wir fühlen so; was zählt ist dieses Gefühl, und nicht das, was all die Menschen, die wir diesem ‚Wir‘ zurechnen, wirklich tun“ (Bauman, 2000a, S. 65).

³⁷ Für die Entstehung von Widersprüchen und Divergenzen sind diese affektlogischen Implikationen hochrelevant – insbesondere in solchen Interaktionsräumen, in denen Affekte und Emotionen einen wesentlichen Teil der Aufmerksamkeit binden (vgl. Thiel, 2003, S. 65ff.).

Neben dieser Dimension von Beziehung spielt auch der Kontext der Interaktion eine Rolle bei der Konstruktion von Fremdheit. In formalen, funktionalen Beziehungen, wie sie den organisationalen Arbeitsalltag bestimmen, kann Fremdheit etwas anderes bezeichnen, als im Freizeitbereich, in dem Personen präferierte Interaktionsräume und Beziehungskonstellationen auswählen können. Beobachten lässt sich dabei, dass sich unterschiedliche soziale Systeme in Abhängigkeit vom Systemzweck auch jeweils spezifischer Logiken bedienen (vgl. Luhmann, 2006, S. 45ff., 302ff.). Die unterschiedlichen Räume, die Gesellschaft konstituieren, nehmen somit Einfluss auf die Qualität der Beziehungen und Interaktionen. In diesem Sinne sind soziale Räume nie neutral, sondern immer vorstrukturiert. In ihrer Strukturiertheit stellen sie Möglichkeiten und Grenzen für die Qualität von Beziehung zur Verfügung. Entsprechend können sich auch organisationale Realitäten etablieren, die auf Unterschiede in Bezug auf Organisationsstruktur und -kultur hinweisen. In globalen Wirtschaftsorganisationen, die im Sinne ihres Systemzwecks auf die positive Bewertung und Nutzung von Vielfalt ausgelegt sind, wird mit Menschen anderer Nationalität aller Voraussicht nach in anderer Weise umgegangen als in gesellschaftlichen Settings, in denen die Beziehung zu ethnisch Fremden von negativen Bewertungen dominiert wird. Deutlich wird an dem Beispiel, dass Fremdheit als ‚Beziehungsqualität‘ nicht zu trennen ist von den jeweiligen Interaktions- und Erfahrungsräumen.

„Die Konstruktion des Fremden hängt davon ab, welche Bedeutungs- und Erfahrungsebene die Etikettierenden als Grundlage für die Beschreibung des Beziehungsverhältnisses zwischen dem Eigenen und dem Fremden heranziehen“ (Reuter, 2002, S. 32).

In Abhängigkeit vom jeweiligen Kontext und der qualitativen Bewertung des ‚Beziehungsverhältnisses‘ durch die Beteiligten kommen spezifische Konstruktionsprozesse in Gang. Um Fremdheit als Beziehungsphänomen kennzeichnen zu können, ist der Fokus auf die qualitative Dimension von Beziehungen zu richten. Dies setzt allerdings voraus, die konkreten Sozialzusammenhänge zu berücksichtigen, in denen tatsächlich interagiert wird (vgl. Stichweh, 1997a, S. 45; Reuter, 2002, S. 27ff.).

Fremdheit als Erfahrungsphänomen

„Eine zentrale Wurzel für die Erfahrung von Fremdheit, so könnte man sagen, basiert wesentlich auf der Konfrontation mit dem Unvertrauten. Die intellektuelle Konstruktion, die aus einigen anderen essentiell Fremde macht, findet hier einen Ansatzpunkt: Die relative Undurchschaubarkeit des anderen macht Konstruktionen, die das Undurchschaubare definieren, unfalsifizierbar. Gerade weil man im Dunkeln gar nicht sehen kann, kann man alles hineinsehen“ (Hahn, 2000, S. 34).

Mit der Fokussierung auf die Relevanz von Beziehungen ist eine inter-subjektive Möglichkeitsbedingung von Fremdheit benannt worden. Fremdheit setzt Interaktion grundlegend voraus. Und doch geht aus Interaktionen nur dann Fremdheit hervor, wenn Individuen die Erfahrung von Fremdheit machen. Beziehungen schaffen einen Möglichkeitsraum für die Generierung von Fremdheit. Die Auseinandersetzung des Individuums mit Fremdheit betrifft die Erfahrungsebene. Wenn mit Erfahrung jener Prozess bezeichnet wird, „in dem sich Sinn bildet und artikuliert und in dem die Dinge Struktur und Gestalt annehmen“ (Waldenfels, 1999a, S. 19), so sind Fremdheitserfahrungen Vorgänge, in deren Rahmen Fremdheit als Erkenntnisgegenstand sinnhaft erschlossen wird. Trete ich mit anderen Menschen in Interaktion, so hat das immer etwas mit Erfahrung zu tun. Erfahrungen transportieren das, was im Zuge von sozialen Interaktionen und im Rahmen von Kommunikationsprozessen geschieht, in den Bereich des Subjektiven. Daher betrifft Fremdheit Individuen in ihrer Erfahrungswelt; d.h. Fremdheit „ist nie nur Ergebnis sachlicher Arrangements von alltäglicher Wirklichkeit, sondern hinterläßt deutliche Spuren auf der Ebene des Erlebens“ (Reuter, 2002, S. 24).

In Erscheinung tritt Fremdheit, „wenn die Andersheit eines Alter ego als Irritation oder Störung empfunden wird“ (Stichweh, 2010, S. 162). Fremdheit wird erst durch die spezifische Erfahrung zum Gegenstand subjektiver Konstruktionen. Diese Erfahrungen sind primär auf den Anderen oder das Andere gerichtet und enthalten eben dadurch immer auch Anlässe für Erfahrungen meiner selbst. Denn auf der Grundlage von Erfahrungen setzt sich das Individuum ins Verhältnis zum Anderen und reflektiert bei der Interaktion mit Anderen sich selbst. Insofern ist die Erfahrung von Fremdheit nie nur Feststellung von Andersheit, sondern immer auch Erfahrung von Selbst und Eigenem (vgl. Hahn, 2000, S. 34ff.; Schwemmer 2000, S. 327f.; Wimmer & Schäfer 2006, S. 9ff.).

„Das Eigene schließt einen Kontrast von Eigenem und Fremden ein. Das Eigene erscheint als das Zugängliche und Zugehörige, das Fremde das Unzugängliche und Unzugehörige. Wäre es mit dieser negativen Kennzeichnung getan, so gäbe es keine originäre Form der Fremderfahrung“ (Waldenfels, 1999a, S. 89).

Im Rahmen von Fremdheitserfahrungen treten Individuen als Konstrukteure ihrer eigenen Wirklichkeit auf. Sie ziehen Diskurse und Klassifikationen heran und greifen auf Konstruktionen von Sinn zurück, die gesellschaftlich angelegt sind und subjektiv angeeignet wurden. Ob etwas oder jemand als fremd wahrgenommen und bezeichnet wird, liegt jedoch zunächst einmal im Ermessen eines Individuums. Wenn ich das *Eigene* als nicht passend zum *Eigenen des Anderen* erfahre, so wird dabei auf Erfahrungsstrukturen zurückgegriffen, die es mir ermöglichen, qualitativ zwischen mir und dem als fremd Wahrgenommenen zu unterscheiden (vgl. Waldenfels, 1999a, S. 89ff.).

In dieser Hinsicht provoziert Fremdheit gewissermaßen einen „Widerstreit auf der Ebene der Erfahrung, der tiefer gelagert ist als der Widerspruch, der auf der Ebene theoretischer und praktischer Stellungnahmen auftritt“ (Waldenfels, 1999a, S. 10). Auf der Erfahrungsebene tritt das Fremde also vorwiegend in Erscheinung als Phänomen, das Widerspruch, Irritation und Ambivalenz impliziert (vgl. Stichweh, 2010, S. 162). Dieser Widerspruch kann an unterschiedliche wahrnehmungsrelevante Merkmale gebunden sein. So können Sprache, Weltanschauung oder Hautfarbe ebenso zum Ausgangspunkt von Fremdheitserfahrungen werden wie religiöse Gewohnheiten, Lebensstil, Körperpraktiken und vieles mehr. Die Liste an Merkmalen, die im Alltag für die Zuschreibung von Fremdheit herangezogen werden, ist somit nahezu beliebig (vgl. Waldenfels, 1999a, S.36; Stichweh, 2010, S. 59ff.).

Bei der Manifestation von Fremdheit im Rahmen von Erfahrungsprozessen tritt ein weiteres Kennzeichen des Phänomens zutage, das eine Rekonstruktion von Fremdheitsphänomenen erschwert. Denn obwohl Fremdheitserfahrungen Einfluss auf die subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen sowie auf Interaktionsprozesse haben, ist die kommunikative Mitteilung dieser Erfahrung nicht zwingend nötig. In dem Maße, in dem Fremdheit allerdings im Verborgenen der individuellen Erfahrungswelt verhaftet bleibt, ohne mitgeteilt zu werden, bleibt sie für die Außenwelt als Konstruktion weitgehend unsichtbar. Fremdheit beispielsweise als Widerspruchserfahrung bleibt für das soziale Miteinander irrelevant, solange der Widerspruch nicht kommunikativ mitgeteilt wird. Denn erst mit der kommunikativen Bezeichnung, z.B. durch den Verweis auf antagonistische Erfahrungen mit dem Anderen, wird Fremdheit subjektiv bezeichnenbar, empirisch beobachtbar und damit gesellschaftlich relevant. Beeinflusst werden Fremdheitserfahrungen nicht zuletzt durch gesellschaftlich geteilte „Konsensunterstellungen und Gemeinsamkeitsfiktionen“ (Hahn, 2000, S. 39). Die in Fremdheitserfahrungen angelegte Differenzierung zwischen Eigenem und Fremden

kommt in Akten der Selbstzuordnung und der Fremdzuschreibung zum Ausdruck (vgl. Wimmer & Schäfer, 2006, S. 9ff.).

Die genauere Betrachtung dieser Zuordnungsprozesse bringt allerdings nicht nur subjektive Konstruktionen zum Vorschein, sondern erlaubt außerdem Rückschlüsse auf solche Ordnungen und Logiken, die an der Konstruktion von Fremdheit beteiligt sind. Für eine soziologische Analyse von Fremdheitsphänomenen ergibt sich daraus die Chance, Logiken, Unterscheidungen und Fiktionen von Realität zu rekonstruieren, die der Erfahrung von Fremdheit zugrunde liegen. Denn letztendlich „verweist die Erfahrung auf Ordnungen, die in bestimmten Grenzen variieren“ (Waldenfels, 1999a, S. 19). Wird das Fremde bezeichnet und wird über Fremdheit gesprochen, so wird auf Kategorien und Klassifikationen zurückgegriffen, die Sinn stiften. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, „der Frage nachzugehen, in welchen sozialen Strukturen und Prozessen, vor allem aber in welcher Art und Weise, also wie Personen oder Personengruppen als fremd behandelt werden“ (Reuter, 2002, S. 13). Die Rekonstruktion von gesellschaftlichen Ordnungen erweist sich dabei als eine der wesentlichen Herausforderungen im Rahmen einer soziologischen Theorie der Fremdheit. Wenn die grundlegenden Möglichkeitsbedingungen von Fremdheit benannt sind, so ist im Weiteren die Frage nach den operativen Ordnungen zu stellen, die der Konstruktion von Fremdheit zugrunde liegen.

3.5.2 Fremdheit als Ordnungsstifter

„Unter den Voraussetzungen begrenzter Ordnungen macht sich das Fremde bemerkbar in Form eines Außer-ordentlichen, das auf verschiedene Weise an den Rändern und in den Lücken der diversen Ordnungen auftaucht“ (Waldenfels, 1999a, S. 10f.).

Fremdheit als Ordnungsstifter sichtbar zu machen, setzt zunächst einmal voraus, die Relevanz von Ordnungen im Rahmen von sozialen Konstruktionsprozessen zu skizzieren. Ausgangspunkt dafür ist die sozialtheoretische Erkenntnis, wonach sich „die soziale Welt als eine in hohem Maße strukturierte Realität“ (Bourdieu, 1992, S. 146) darstellt. In gesellschaftlichen Räumen kommt den Ordnungen strukturierende Funktion zu. Im Alltag sind diese Ordnungen allgegenwärtig, ohne dass sie immer wieder neu auf ihre Sinnhaftigkeit geprüft werden müssten. Ordnungen regeln das gesellschaftliche Zusammenleben. Sie sorgen für Orientierung und Erwartbarkeit, strukturieren Erfahrungsräume und stellen Vorstellungen von Normalität zur Verfügung. Bezogen auf das Phänomen Fremdheit treten relevante Ordnungen immer

dann zutage, wenn zwischen Eigenem und Fremden unterschieden wird. Denn dem „Prozeß, etwas oder jemandem als fremd zu bezeichnen, liegt immer eine soziale Konstruktion oder Kategorisierung zugrunde“ (Reuter, 2002, S. 77). Immer dann, wenn Fremdheit zum Gegenstand von Kommunikationsprozessen wird, treten soziale Kategorisierungen und Klassifizierungen auf den Plan, die dem gesellschaftlichen Raum Ordnung verleihen (vgl. Bauman, 2000a, S. 61ff.; Hahn, 2000, S. 36ff.; Reuter, 2002, S. 9ff., Wimmer & Schäfer, 2006, S. 11f.).

„Fremdheit ist damit aber kein objektiver Tatbestand der sozialen Wirklichkeit, sondern das Resultat einer Ordnung der Alltagswelt. Mit ihr unterscheiden wir Sphären der Vertrautheit, in denen wir uns sicher und routiniert bewegen, von den Bereichen, über die wir nichts sagen können, entweder weil sie uns gänzlich unbekannt sind, oder weil wir keinen Zugang zu ihnen besitzen (Reuter, 2002, S. 23).

Es sind formelle und informelle Regeln, Mitgliedschaftserwartungen und Typisierungen, aber auch Pauschalisierungen, Unterstellungen und Abgrenzungspraktiken, entlang derer gesellschaftliche Ordnungen des Fremden Gestalt annehmen. Die Ordnungen, die immer dann in Erscheinung treten, wenn zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, Homo- und Heterosexuellen, ‚Deutschen‘ und ‚Ausländern‘, Christen und Muslimen oder dem Westen und der ‚arabischen Welt‘ unterschieden wird, prägen gesellschaftliche Interaktions- und Kommunikationsprozesse in nicht unerheblicher Weise. Vor allem aber etablieren sie Grenzlinien. Primär sind es „Praktiken der Zuschreibung, der Unterscheidung oder Etikettierung, die in der Ordnung des Fremden wirksam werden“ (Reuter, 2002, S. 26). Grundlegend für die Kennzeichnung des Phänomens Fremdheit ist ferner die Erkenntnis, „dass soziale Klassifikationen so gut wie nie neutral oder hierarchiefrei sind, sondern mit der Durchsetzung dualistischer Konzeptionen von Identität einen dominanten Terminus etablieren, der das Selbstverständliche und Normale enthält und in Abgrenzung zu einem ‚signifikanten Anderen‘ definiert ist“ (Vinz, 2008, S. 35). Grenzkonstruktionen dieser Art strukturieren soziale Wahrnehmungsprozesse, legen Erwartungen dar, legitimieren Zugehörigkeiten und sichern Identität. Bauman stellt daher treffend fest:

„Die Grenzmarkierung zwischen In-Group und Out-Group, zwischen ‚uns‘ und ‚denen-da‘, gehört zu den am leidenschaftlichsten verteidigten und die meiste Aufmerksamkeit beanspruchenden Unterteilungen“ (Bauman, 2000a, S. 84).

Am Beispiel von Fremdheitsphänomenen lässt sich nachdrücklich darstellen, dass der soziale Raum „nach der Logik der Differenz, des differentiellen Abstands organisiert ist“ (Bourdieu, 1992, S.146) und Differenz die Leitkategorie gesellschaftlicher Ordnungen darstellt. Erst vor dem Hintergrund der Feststellung von Differenz

zwischen ‚uns‘ und ‚denen-da‘ ergibt sich die Möglichkeit der Zuordnung. „Nicht schon die bloße Differenz, sondern erst die als relevant wahrgenommene Differenz konstituiert das, was für gewöhnlich als fremd beschrieben wird“ (Reuter, 2002, S. 13). Dies impliziert, dass die gesellschaftliche Relevanz dieser Ordnungen nicht notwendigerweise konsistente, sondern lediglich plausible Konstruktionen von Differenz voraussetzen. Vielmehr handelt es sich um *Differenzzuschreibungen*, die lediglich auf gesellschaftliche Akzeptanz angewiesen sind. Im Falle des Fremden kommen auf dieser Ordnungsebene ‚Ordnungen des Anderen‘ und des Eigenen zum Ausdruck.³⁸ Wenn ich etwas als fremd wahrnehme, so kommen in diesem Wahrnehmungsprozess jene Differenzzuschreibungen zum Ausdruck, die charakteristisch für Ordnungen des Fremden ist (vgl. Hahn, 2000, S. 32; Bauman, 2000a, S. 84).

„So wie ‚ich‘ und ‚du‘ als Personalpronomina differente Positionen im Gespräch markieren, so bilden Eigenheit und Fremdheit eine Differenz, die nur als Resultat einer Differenzierung aufgefaßt werden kann und also einen Zustand relativer Indifferenz voraussetzt“ (Waldenfels, 1999a, S. 74).

In dem Maße, in dem Fremdheit auf Differenz rekurriert, ermöglicht die Auseinandersetzung mit Ordnungen von Differenz Einblicke in die gesellschaftlichen Konstruktionsmechanismen von Fremdheit. Unter dem Begriff „Differenzordnungen“ werden dabei Ordnungskonstruktionen bezeichnet, „die auf Grund ihrer grundlegenden sozialen, politischen und individuellen Bedeutung als fundamental bezeichnet werden können“ und „biographisch früh strukturierend auf Erfahrungen, Verständnisweisen und Praxisformen wirken“ (Mecheril, 2008, S. 63f.).

Für die vorliegende Arbeit sind diese Ordnungen deshalb relevant, weil sich an ihnen hegemoniale Ordnungskonstruktionen und Wahrnehmungsprämissen kenntlich machen lassen. Sichtbar werden diese vor allem vor dem Hintergrund diskursiver Praxen, z.B. in den öffentlichen und politischen Debatten um Zuwanderung und Integration, Leitkultur und Multikulturalismus oder auch dem öffentlichen Islam-Diskurs. Deutlich wird daran, dass es sich bei Fremdheit um eine „kommunikativ erzeugte Zuordnung“ (Reuter, 2002, S. 13) handelt. Insbesondere im Integrations- und Zuwanderungsdiskurs spielen Differenzordnungen eine bedeutende Rolle bei der Etablierung und Reproduktion bipolarer Konstruktionen von Eigenem und Fremden.

³⁸ Julia Reuter (2002) liefert mit der Arbeit „Ordnungen des Anderen“ eine umfassende soziologische Analyse von Fremdheit. Auch wenn die Systematik Reuters im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht in ihrer Gesamtheit übernommen wird, so soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass Reuter (2002) mit ihrem Kennzeichnungsversuch ein differenziertes Analyseraster zur Verfügung gestellt hat, an das die vorliegende Arbeit anknüpft.

Insbesondere die Fixierung medialer Diskurse auf marginalisierte und kriminelle Menschen mit Migrationshintergrund hat zur Verfestigung antagonistischer Differenzordnungen geführt. In der Weise, in der beispielsweise „Angehörige eingewanderter Minderheiten sich hierzulande als ‚die Anderen‘ begreifen, die doch nie ‚richtig‘ werden dazugehören können, kommt darin eben diese Antinomie des herrschenden Integrationsdiskurses zum Ausdruck“ (Mannitz, 2007, S. 160). Darüber hinaus hat auch der sozialwissenschaftliche Migrations- und Integrationsdiskurs immer wieder „zur ‚Versiegelung‘ von Fremdheits- und Vertrautheitsunterscheidungen“ (Thiel, Walther, Seiberth & Johler, 2007, S. 17) beigetragen.³⁹ Im Lichte dieser Diskurse werden nicht selten Personen *ohne* Migrationshintergrund einer devianten und ‚schwer integrierbar‘ gekennzeichnete Gruppe von Menschen *mit* Migrationshintergrund gegenübergestellt (vgl. Torres, 2004, S. 60; Sökefeld, 2004, S. 22; Mecheril, 2008, S. 64; Reinders, 2009, S. 19ff.).

„Jene typischen Perspektiven geben mehr Auskunft über uns selbst, als über die Migranten. Denn in der kollektiven Rede über Migranten spiegelt sich eine ethnozentristische (deutsch-nationale) Haltung mit der binären Codierung vom ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘ wider. Dabei werden ‚die Fremden‘ wiederum binär unterschieden in Integrationsfähige/-willige versus Integrationsverweigerer mangels Kompetenz oder Bereitschaft“ (Wippermann & Flaig, 2009, S. 4).

Am Integrationsdiskurs lässt sich jedoch nicht nur eine Tendenz zur stark vereinfachenden Darstellung festmachen, sondern auch die gesellschaftliche Bedeutung von Machtverhältnissen für die Konstruktion von Fremdheit reflektieren – wie sie schon bei Elias & Scotson (1965) beschrieben wurden. Grenzen, wie sie zwischen Ordnungen des Eigenen und des Fremden gezogen werden, etablieren sich nicht zuletzt auf der Grundlage gesellschaftlicher Machtverhältnisse und verweisen auf ein „Urteilsmonopol“ (Auernheimer, 2007, S. 108), das die In-Group gegenüber der Out-Group oder die Mehrheitsgesellschaft gegenüber Minderheitengruppen beansprucht. In diesem Sinne ist der Fremde „ein Konstrukt jener Gruppe, die ihn als fremd wahrnimmt und bezeichnet“ (Reuter, 2002, S. 13) und die es bewerkstelligt, diese Konstruktion plausibel erscheinen zu lassen.

³⁹ Die in den 80er Jahren entstandene *Ausländerpädagogik* mit ihrer Defizitperspektive kann ebenso als Beispiel für eine verkürzte Darstellung angeführt werden wie jene Zugänge der Migrationsforschung, die zur Übergeneralisierung ‚kultureller‘ Differenzlinien beitragen (vgl. Mecheril, 2004, S. 81ff.; Mecheril, Scherschel & Schrödter, 2003, S. 108f.).

„Immer handelt es sich bei solchen Etikettierungen um Operationen der Etikettierenden und nicht lediglich um Konstatierung von Gegebenheiten, die auch ohne solche Operationen vorhanden wären. Der Grund dafür liegt eben darin, daß die Etikettierungen mit Unterscheidungen arbeiten, deren Urheber sie selbst sind: ohne Moral keine Sünder, ... ohne Definition eines Unterschieds zwischen ‚uns‘ und den ‚anderen‘ keine Fremden“ (Hahn, 2000, S. 32).

Kennzeichnend für diese ‚Operationen‘ sind Klassifikationen und Typisierungen, die auf der Grundlage einer „exklusiven Logik operieren und den Einzelnen auferlegen, sich in dieser ausschließenden Ordnung darzustellen und zu verstehen“ (Mecheril, 2008, S. 64). Stichweh (1997a, S. 48) spricht in diesem Zusammenhang von einer „*exklusiven* Zweiwertigkeit“ und meint damit, dass die Zuschreibung von Fremdheit den Ausschluss aus der Sphäre des Eigenen nach sich zieht. Insbesondere die „moderne Gesellschaft scheint, wenn sie von Fremden spricht, zur simplen Binarität zurückzukehren“ (Stichweh, 1997a, S. 49). In dem Maße, in dem dies geschieht, verschwinden Überschneidungsbereiche.

Es gehört zu den Besonderheiten der Fremdheitsdiskussion, dass die Unterscheidung zwischen ‚uns‘ und ‚denen‘, zwischen Eigenem und Fremden ungeachtet ihrer Konsistenz in der Regel als quasi-natürliche Grenze auftaucht, die sich für bestimmte Gruppen als nahezu impermeabel darstellt. Besonders Menschen mit Migrationshintergrund sind von der „Rigidität und Fluidität von Unterscheidungen“ (Stichweh, 1997a, S. 58) besonders betroffen. Die aus diesen Unterscheidungen hervorgehenden Ordnungen liefern eine Grundlage, „auf der sich die Stilisierung ethnischer, kultureller und religiöser Unterschiede als schließlich sich auch verselbständigender und radikalisierender ‚Überbau‘ erheben kann“ (Esser, 2000, S. 298).

Die Trennung des Eigenen vom Fremden erscheint im Handeln und Bewußtsein der Menschen aber nicht pausenlos als Folge einer Ordnungskonstruktion, also als menschliche Produktion, sondern besitzt vielerorts den Status des ‚Selbstverständlichen‘“ (Reuter, 2002, S. 10).

Typisch an diesen Ordnungskonstruktionen ist, dass sie „auch dann bedeutsam sind und strukturierend wirken, wenn sie nicht explizites Thema sozialer Situationen sind“ (Mecheril, 2008, S. 64). Bemerkenswert daran ist, dass diese auch dann nicht notwendigerweise den ‚Status des Selbstverständlichen‘ und ihre Verbindlichkeit verlieren, wenn sie durch (empirische) Erkenntnisse widerlegt werden (vgl. Reinders, 2009, S. 19).⁴⁰ Obwohl die vielfältigen Migrations- und Pluralisierungsprozesse

⁴⁰ Wenn Schütz auf den „Schein *genügender* Kohärenz, Klarheit und Konsistenz“ (Schütz, 1972, S. 57) als Voraussetzung für die Etablierung sozial relevanter Wissensbestände hinweist, so weist er damit eben auf dieses Charakteristikum sozialer Konstruktionen hin.

beobachtbare Uneindeutigkeiten produziert haben, greifen viele Menschen auf Ordnungen zurück, die diese Uneindeutigkeiten ausklammern. Möglich ist dies zum einen deshalb, weil die Erkenntnisse häufig nicht den Weg in die „Welt des Alltagsverstandes“ (Bourdieu, 1992, S.145) finden; zum anderen, weil polarisierende Darstellungen einfache Ordnungskonstruktionen zur Verfügung stellen, über die sich die Komplexität und Ambivalenz des Alltags erheblich reduzieren lässt. Mit „*Othering*“ sind eben jene gesellschaftlichen Zuschreibungsprozesse bezeichnet, vor deren Hintergrund Individuen oder Gruppen zu Fremden *gemacht* werden.⁴¹ Der Status des Fremden ergibt sich dabei nicht zuletzt aus der Unterstellung von Differenz sowie aus einer „Dramatisierung von Unterschieden“ (Hahn, 2000, S. 33).⁴²

Dennoch zeigt der Blick auf alltägliche Kategorisierungen, dass Differenzzuschreibungen auch für die fremdattribuierte Gruppe identifikatorische Funktion übernehmen können. Damit ist ein weiterer ordnungsstiftender Aspekt von Fremdheitskonstruktionen bezeichnet.

„Kategorisierungen wie ‚Deutsch-Türke‘ sind verführerisch, und zwar sowohl für die Gemeinschaft der Menschen mit türkischem Hintergrund, für die sie Einheit stiftend wirken, als auch für die Restbevölkerung, der ein einfach zu handhabendes Orientierungsraster zur Verfügung gestellt wird“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 202).

Das Beispiel macht auf einen funktionalen Aspekt von Differenzordnungen aufmerksam, der für die soziale Konstruktion von Fremdheit von grundlegender Relevanz ist. Eine ordnungs- und vor allem identitätsstiftende Funktion kommt Fremdheit insofern zu, als über die Abgrenzung zum Fremden die Kohärenz des „Wir“ gestärkt wird. Analog dazu tritt „Fremdheit als Ermöglichungsnexus von Vertrautheit“ (Reuter, 2002, S. 113) in Erscheinung. Denn die „paradoxe‘ Funktion von ‚Fremden‘ besteht eben darin, daß sie Selbstidentifikationen gestatten“ (Hahn, 2000, S. 15). Was auf den ersten Blick ‚paradox‘ erscheint, wird nachvollziehbar, wenn man sich die Konstruktionsmechanismen von Zugehörigkeit betrachtet. Dabei fällt auf, „daß die Out-Group für die In-Group nützlich, ja sogar unverzichtbar ist, weil sie deren Identität scharf umreißt und ihre Kohärenz und Solidarität festigt“ (Bauman, 2000a, S. 84). Die Feststellung von Fremdheit enthält neben der Abgrenzungsentention grundsätzlich die

⁴¹ Zum Phänomen „*Othering*“ in Zusammenhang mit Migrationsprozessen vgl. Madsen & Van Naerssen (2003, S. 62ff.), Sökefeld (2004, S. 23), Wimmer & Schäfer (2006, S. 12).

⁴² Einen umfassenden Nachweis über die alltägliche Relevanz dieser ‚Dramatisierungen‘ und Generalisierungen, liefert Beck-Gernsheim (2007), indem sie etablierte Vorstellungen über Menschen mit Migrationshintergrund auf deren Stimmigkeit prüft (vgl. S. 51ff.). Analog dazu verweist auch die Stereotypenforschung auf die Bedeutung sozialer Kategorisierungsprozesse für die Reproduktion stereotyper Wissensbestände (vgl. Corneille & Yzerbyt, 2002, S. 111ff.; McGarthy, 2002, S. 16ff).

Gelegenheit zur Versicherung von Zugehörigkeit und Identität. Fremdheit fungiert aus dieser Betrachtung heraus als „operative Kategorie, die vor folgenreiche Alternativen stellt“ (Stichweh, 1997a, S. 56). Identifikation mit der eigenen Gruppe ist nur unter der Voraussetzung möglich, dass es eine andere Gruppe gibt, von der ich mich abgrenzen kann (vgl. El-Tayeb, 2004; Hahn, 2000, S. 14ff.; Römhild, 2007, S. 159ff.).

„Eine Out-Group ist für die In-Group genau jener imaginäre Gegensatz, den sie für ihre Identität, für ihren Zusammenhalt, ihre innere Solidarität und emotionale Sicherheit benötigt. ... Es scheint, als bedürfte ich der Angst vor der Wildnis, um mich irgendwo sicher zu Hause zu fühlen. Um das ‚Innen‘ wirklich schätzen zu können, muß es ein ‚Außen‘ geben“ (Bauman, 2000a, S. 63).

Typisch für Ordnungen des Fremden und des Eigenen ist die Gleichzeitigkeit von Teilhabe und Ausschluss bzw. *Inklusion* und *Exklusion*.⁴³ Eine systematische Rekonstruktion von sozialen Ordnungen setzt voraus, diese auf Bedingungen von *Inklusion* und Mechanismen von *Exklusion* zu prüfen. Gefragt wird dabei nach dem „Sinn der Kommunikation, wenn jemand in sozialen Zusammenhängen als ein Fremder identifiziert wird“ (Stichweh, 1997a, S. 46). Inklusion bezeichnet in diesem Zusammenhang die Möglichkeit zur Teilnahme an Sozialzusammenhängen, während Exklusion den Ausschluss aus bezeichnbaren sozialen Zusammenhängen beschreibt. In diesem Sinne lässt sich von „Inklusion und Exklusion als Instrumenten der Selbstbeschreibung“ (Hahn, 2000, S. 13) sprechen. Da Zugehörigkeit und Teilhabe grundsätzlich Abgrenzung gegenüber jenen voraussetzen, die nicht zugehörig sind, erweisen sich Inklusion und Exklusion als zwei Seiten derselben Medaille. Es braucht Anlässe zur Abgrenzung, damit sich Menschen der Zugehörigkeit vergewissern können. Mit der Feststellung von Fremdheit wird ein solcher Anlass geschaffen (vgl. Bauman, 2000a, S. 61f.; Stichweh, 2000, S. 79ff.; 2010, S. 75f.).

⁴³ Das sozialtheoretische Begriffspaar Inklusion/Exklusion knüpft wissenschaftstheoretisch an Aspekte „der Theorie sozialer Differenzierung, der Theorie sozialer Ungleichheit, der Theorie der Mitgliedschaftsverhältnisse (z.B. citizenship) und der Theorie von Armut und Deprivation“ (Stichweh, 2005, S. 133f.) an. Bei der vergleichsweise jungen sozialwissenschaftlichen Semantik handelt es sich „um eine sozialtheoretische Erfindung, die in verschiedenartigen, wenn sich auch überschneidenden Diskussionszusammenhängen einflussreich geworden ist“ (Stichweh, 2005, S. 133). Die Begrifflichkeit stellt eine gesellschaftsanalytische Perspektive zur Verfügung, die sich fern hält von moralischen Attribuierungen. Im Zentrum der Terminologie stehen die Teilhabe an sowie die Zugangsmöglichkeiten zu Kommunikationszusammenhängen. Es geht grundsätzlich um „die Art und Weise, in der in kommunikationsbasierten und im Verhältnis zueinander pluralisierten Sozialsystemen die personale Umwelt dieser Systeme entweder eingeschlossen oder ausgeschlossen wird“ (Stichweh, 2005, S. 135). Die Begrifflichkeit hat auch im internationalen sozialwissenschaftlichen Diskurs breiten Anklang gefunden (vgl. Göbel & Schmidt, 1998; Kirsch, 2006; Merten, 2001; Nassehi & Nollmann, 1997; Scherr, 1999; Simsa, 2003; Stichweh, 1997c; Stichweh, 2005).

In dem Maße, in dem sich Zusammenhalt festigt, beschleunigen sich exklusive Prozesse. Mehr noch: „Je mehr Möglichkeiten folglich genutzt werden, sich positiv als so und nicht anders zu bestimmen, desto zahlreicher werden auch die ausdrücklichen Ausgrenzungen“ (Hahn, 2000, S. 15). Zugehörigkeit als Phänomen der Grenzziehung entsteht im Kontext von jenem Bereich, der das Eigene repräsentiert und grenzt sich von jenen Bereichen ab, die den Ordnungen des Anderen zurechnet werden. In diesem Sinne gibt es „kein ‚Wir‘-Gefühl ohne eine Empfindung gegenüber ‚denen-da‘ und umgekehrt“ (Bauman, 2000a, S. 61). Dass Personen an einem Gruppenzusammenhang partizipieren können, setzt voraus, dass andere von der Teilhabe ausgeschlossen sind. Die „Problematik selektiver Unterscheidungspraktiken“ (Hormel, 2008, S. 22) zeigt sich im Alltag in der Gestalt vielfältiger Abgrenzungs- und Exklusionsprozessen, die weitreichende Konsequenzen für die betroffenen Personen und Gruppen haben. Die Qualität dieser Abgrenzungsprozesse kann erheblich variieren. Problematische Konstellationen entstehen, wenn Abgrenzung auf Gegnerschaft beruht.

„Kollektive stellen ihre innere Verbundenheit und Identität häufig durch Abgrenzung nach Außen her. Problematisch wird dieser natürliche Mechanismus, wenn er pathologische Ausmaße annimmt und Abgrenzung mit der Konstruktion von Feindbildern einhergeht“ (Foroutan & Schäfer, 2009, S. 14).

Einen Hinweis auf die Bedingungen von Zugehörigkeit und die Qualität von Abgrenzung gibt die „korporatistische Selbstbeschreibung des entsprechenden Sozialsystems“ (Stichweh, 1997a, S. 47). Diese gibt nämlich Aufschluss über Selbstverständnis, Konstruktionen von Identität und Regeln der Teilhabe. Es sind vor allem formelle und informelle Mitgliedschaftserwartungen, die diesen Konstruktionen zugrunde liegen. Dies gilt für informelle Gruppen ebenso wie für organisationale Zusammenhänge.⁴⁴ Die Identifikation und Bezeichnung von Fremden findet im Kontext dieser spezifischen Sozialzusammenhänge statt.⁴⁵ Die Analyse der darin

⁴⁴ Die im betrieblichen Kontext häufig zitierte *Corporate Identity* ist ein prominentes Beispiel für eine solche ‚korporatistische Selbstbeschreibung‘. Fremdheit entsteht darin als Gegenbereich zu einer spezifischen Konstruktion kollektiver Firmenidentität. Aber auch andere Organisationsformen wie z.B. Freiwilligenvereinigungen basieren auf spezifischen Identitätskonstruktionen, deren Analyse Aufschluss über die organisationalen Konstruktionsmechanismen von Fremdheit geben kann.

⁴⁵ Beim Staatsbürgerschaftsrecht geben formelle Mitgliedschaftsbedingungen Aufschluss über die ‚korporatistische Selbstbeschreibung‘. Betrachtet man die Geschichte des Staatsbürgerschaftsrechts der Bundesrepublik seit Beginn der Arbeitsmigration, so wird die Relevanz dieser Bedingungen für gesellschaftliche Teilhabeprozesse von Fremden deutlich. So fungierte Staatsbürgerschaft für Menschen mit Migrationshintergrund – insbesondere für (Arbeits-) Migranten – lange Zeit als exklusive Ressource. Umfassende Teilhabe an Sozialzusammenhängen war nur unter der Bedingung der deutschen Staatsbürgerschaft möglich. In Anbetracht dessen

enthaltenen Selbstbeschreibungen, Selektionsmechanismen und Mitgliedschaftsbedingungen gibt über Ordnungen des Eigenen Aufschluss über Konstruktionen des Fremden (vgl. Stichweh, 2000, S. 85ff.; Stichweh, 2005, S. 136). Eine Soziologie der Fremdheit impliziert somit grundsätzlich eine „Soziologie der Exklusion“ (Stichweh, 2000, S. 90). Hauptaufgabe eines solchen Zugangs wäre die „Identifikation der Startpunkte, Verläufe, Übergangspunkte, an denen Exklusion dann auf einmal doch problematisch wird und eine relativ enge Kopplung mehrere Exklusionen sequentiell und kausal vernetzt“ (Stichweh, 2000, S. 90). Vor diesem Hintergrund sind sowohl Prozesse der „Fremdexklusion“ wie auch der „Selbstexklusion“ zu berücksichtigen. Denn abseits von Prozessen der Fremdetikettierung lassen sich Zuordnungsprozesse beobachten, denen ein selbstgewählter Ausschluss zugrunde liegt (vgl. Bohn, 2006, S. 34; Thiel & Cachay, 2003, S. 292).

Abschließend bleibt festzuhalten: Fremdheit besitzt in vielerlei Hinsicht eine ordnungsstiftende Funktion. Ordnungen des Eigenen wie des Fremden ermöglichen es der Person, im sozialen Raum zu agieren, sich zuzuordnen und zu positionieren. Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse stellt sich nun die Frage, „was eigentlich die Verwendung der Unterscheidung *eigen/fremd* oder *einheimisch/fremd* impliziert“ (Stichweh, 1997a, S. 48). Damit verlässt die Analyse die Ebene der Ordnungen und fokussiert auf Symboliken und Bedeutungszusammenhänge von Fremdheit. Fremdheit wird daher im Folgenden als *Symbolträger* analysiert.

3.5.3 Fremdheit als Symbolträger

„Wenn man so will, handelt es sich bei der Entscheidung andere als Fremde einzustufen, stets um eine Zuschreibung, die oft auch anders hätte ausfallen können. Es gibt in diesem Zusammenhang keine Automatismen, sondern nur ‚Bedeutungsinvestitionen‘“ (Hahn, 2000, S. 31f.).

Mit dem Wechsel der Analyseebene verschiebt sich der Fokus von den Ordnungen zu den symbolischen Implikationen von Fremdheit. Im Fokus der folgenden Darstellung stehen Prozesse der „Zuschreibung von Bedeutung, Sinn und Wert“ (Watzlawick, 2007b, S. 54). Ausgehend von der Erkenntnis, dass sich die „soziale Welt objektiv als

konnten viele ‚Ausländer‘ nur sehr eingeschränkter Weise auf Bürgerrechte zugreifen– angefangen beim Wahlrecht bis hin zu Rechten der sozialen Absicherung (vgl. Finkelstein, 2006, S. 35ff.; Foroutan & Schäfer, 2009, S. 13; Meier-Braun, 2002, S. 30ff.; Münz, Seifert & Ulrich, 1999, S. 124ff.; Spindler, 2002).

ein symbolisches System“ (vgl. Bourdieu, 1992, S.146) darstellt, gibt die Betrachtung der Symbolik von Fremdheit Einblicke in gesellschaftlich relevante Bedeutungszusammenhänge. Wenn also davon auszugehen ist, dass Fremdheit vor dem Hintergrund selektiver Zuschreibungsprozesse entsteht, so setzt ein Verstehen dieser Prozesse die Rekonstruktion von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen voraus. Erst vor dem Hintergrund dieser Rekonstruktion lässt sich die „Verweisungsstruktur von Sinn“ (Hahn, 2000, S. 58) sichtbar machen.

Die „Wirklichkeit der Alltagswelt“ (Berger & Luckmann, 2007, S. 21) ist in hohem Maße von Symbolen bestimmt. Dabei handelt es sich um „Gegenstände, die von sich selbst weg- und auf etwas anderes hinweisen, die ihre eigene gegenständliche Präsenz in der Gegenständlichkeit des Repräsentierten aufgehen lassen“ (Schwemmer, 2000, S. 324). Symbole liefern Zeichen, über welche ursprünglich neutrale Merkmale mit Bedeutungen versehen werden. Dies gilt in besonderer Weise für Fremdheit als symbolische Konstruktion von Realität. Fremdheit wird konstruiert vor dem Hintergrund der „symbolischen Kämpfe um die Schaffung des Alltagsverständes“ (Bourdieu, 1992, S.149). Mehr noch: Fremdheit stellt eine Selektionsleistung dar, die in geradezu fundamentaler Weise auf Symbole angewiesen ist. Soziologen wie Mead (1995) oder Blumer (1969) haben eindrücklich auf die Relevanz signifikanter Symbole im Rahmen von Interaktionsprozessen (z.B. Sprache und Gestik) hingewiesen. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang der Einfluss symbolischer ‚Verweisungsstrukturen‘ auf die Erfahrungswelt von Menschen (vgl. Mead, 1995, S. 187ff.; Schwemmer, 2000, S. 323ff.).

„Die Symbolismen bilden Welten neben unseren Erfahrungswelten. Ihr Aufbau unterscheidet sich fundamental von dem Aufbau unserer Erfahrungswelten. So steht etwa das Ineinanderverknüpftsein der Geschehnisse, ihre kausalen Wechselverhältnisse, ihr Charakter als Ereignisse oder Prozesse überhaupt in krassem Gegensatz zu den klaren begrifflichen Trennungslinien, die wir zwischen und mit unseren Symbolen ziehen“ (Schwemmer, 2000, S. 337).

Der gesellschaftliche Diskurs über Fremdheit verläuft in ganz wesentlicher Weise über Symbole. Um Personen klassifizieren zu können, braucht es Zeichen, die Deutungsvorlagen zur Verfügung stellen. Menschliches Handeln steht somit immer in Zusammenhang mit den Bedeutungen, die an Objekte gebunden sind, bzw. die in Interaktionsprozesse ausgehandelt werden (vgl. Blumer, 1969, S. 2ff.) Im Rahmen von Interaktionsprozessen sind es in der Regel Merkmale wie Aussehen, Sprache, ethnische Herkunft, Religion oder Kleidung, die symbolisch chiffriert sind und auf diese Weise als Projektionsflächen für Konstruktionen von Fremdheit dienen. Für die Etikettierenden „verkörpert der Fremde einen Merkmalsträger, der durch bestimmte

äußerliche Differenzen oder Verhaltensweisen besonderer Art gekennzeichnet ist“ (Reuter, 2002, S. 35). Beispielsweise fungiert auf dieser symbolischen Ebene die Hautfarbe häufig als signifikantes Merkmal, das mit spezifischen Konnotationen versehen wird. Dabei werden „Merkmalsunterschiede in komplexe Diagnosen transformiert, die für Prozesse sozialer Klassifikation und Hierarchisierung verwendet werden können“ (Stichweh, 2010, S. 66). Dies kann assoziative Ketten in Gang setzen, in deren Kontext von der Hautfarbe auf das Herkunftsland, die Nationalität, das Temperament oder die Persönlichkeit einer Person geschlossen wird. In ihrer Bedeutungshaftigkeit weisen Symbole also über den Gegenstand hinaus, der die Aufmerksamkeit bindet (vgl. Schwemmer, 2000, S. 324). „Sprache und Körperlichkeit sind die beiden Unterscheidungsmerkmale, die den Fremden am deutlichsten zu identifizieren erlauben“ (Stichweh, 2010, S. 59). Insbesondere im Bezug auf körperliche Merkmale haben sich Deutungsmuster etabliert, die ‚virtuell‘ aktiviert werden. Speziell am Beispiel des Körpers lässt sich darstellen, dass diesem eine immense metaphorische Relevanz zugrunde liegt. So macht Stichweh (2010) auf die Bedeutung körperlicher Unterscheidungsmerkmale (z.B. Körpergröße, Haarfarbe, Hautfarbe) für die Identifikation des Fremden aufmerksam. Am Beispiel historischer Beschreibungen von Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts veranschaulicht Stichweh, (2010, S. 70f.) dass der Körper in gesellschaftlichen Zusammenhängen sowohl als „Metapher sozialer Ausschließung und Herabstufung“, als auch als „Metapher einer Reidentifikation mit Ethnizität“ fungieren kann.

Auf der Ebene symbolischer Verweisungszusammenhänge entsteht Fremdheit vor dem Hintergrund der Wahrnehmung und Interpretation von Zeichen. Der Blick auf Fremdheit als Symbolträger legt die Einsicht nahe, „daß die Trennung zwischen Eigenem und Fremdem eine Trennung zwischen sozial verhandelten Bedeutungskategorien ist, die zum Großteil habitualisiert, institutionalisiert, durch Sozialisation und Typisierung zu einer ‚objektiven Tatsache‘ der gesellschaftlichen Wirklichkeit geronnen ist“ (Reuter, 2002, S. 10). In diesen Bedeutungskategorien kann der Fremde zum Sinnbild für die andere Kultur, Religion, Lebenseinstellung und vieles mehr werden. Die Merkmale, die zur Etikettierung herangezogen werden, sind variabel. Neben körperlichen Merkmalen sind es eine Vielzahl subtiler Zeichen, die Unterschiedlichkeit zum Ausdruck bringen:

„Es sind oft Unterschiede, die nur ein geübtes Auge wahrnehmen kann. Man empfindet sie mehr, als das man sie bewusst wahrnimmt. Hat man das Gefühl, irgendetwas stimme mit einer Person nicht, irgendwie gehöre diese nicht dazu, obwohl man nicht genau sagen kann, warum, dann ist das die Auswirkung von subtiler Distinktion“ (Richter, 2005, S. 116).

Im Rahmen von alltäglichen Wahrnehmungs- und Kommunikationsprozessen nehmen Symbole eine Schlüsselrolle ein. Unabhängig davon ob nun Fremdheit als Symbol fungiert oder ob Fremdheit an Symbole geknüpft wird, geht mit der symbolischen Konstruktion des Fremden eine folgenreiche Bewertung einher. Insbesondere Menschen mit Migrationshintergrund sind in der öffentlichen Wahrnehmung (der sogenannten Mehrheitsgesellschaft) zu symbolischen Figuren des Fremden geworden. Dies zeigt sich nicht zuletzt in den Bezeichnungen von Fremden. Die alltagssemantische Bezeichnung ‚Ausländer‘ oder auch der Begriff ‚Migrationshintergrund‘ stellen nicht nur hochrelevante gesellschaftliche Unterscheidungskategorien dar, sondern rekurrieren auf in hohem Maße symbolische Zusammenhänge. Mit dem Attribut ‚Migrationshintergrund‘ werden Symboliken aktiviert, im Zuge derer Menschen zu Repräsentanten für fremde politische oder religiöse Weltanschauungen, Werte oder Lebensstile stilisiert werden. Das gesellschaftliche Bild, das über diese Gruppe existiert und das mit dem Label ‚Migrationshintergrund‘ aktiviert wird, greift nicht selten auf symbolische Konstruktionen von Fremdheit zurück, infolge derer „der Begriff ‚Migrant‘ spontan das Bild vom retardierten, anomischen, starren, unbeweglichen Fremden und Außenseiter evokiert, der Halt in seiner ethnischen Enklave sucht und dessen Horizont von ethnischen oder religiösen Verbänden begrenzt wird“ (Wippermann & Flaig, 2009, S. 9). Dahinter steht die Vorstellung, es handle sich bei ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ um eine homogene Gruppe, die auf kollektiv geteilte Muster zurückgreift. Die Klassifizierung *Migrant* oder *Mensch mit Migrationshintergrund* führt somit nicht nur eine gesellschaftlich hochrelevante Unterscheidung ein, sondern ist darüber hinaus zum Symbol für Fremdheit schlechthin geworden – mit beträchtlichem Einfluss auf Wahrnehmungs- und Erfahrungsprozesse von Individuen, aber auch auf die diskursiven Ordnungen des Alltags (vgl. Sökefeld, 2004, S. 21f.; 2007, S. 44f.; Mecheril, 2004, S. 42ff.).

Dem Bild liegt eine Konstruktionsleistung zugrunde, die Goffman (1967) im Rahmen seiner Stigma-Theorie unter dem Begriff der „virtualen“ sozialen Identität, d.h. einer sozial konstruierten und der Person oder Gruppe zugeschriebene Identität beschrieben hat. Phänotypische Merkmale können dafür ebenso herangezogen werden wie die Gruppenzugehörigkeit (z.B. Ethnie, Nationalität, Religion). Widerspricht die zugeschriebene Identität der individuellen Identitätskonstruktion und verhindert somit soziale Anerkennungsprozesse, so ist dies Ausdruck von Stigmatisierung. Nicht die Unterscheidung selbst erweist sich somit als

stigmatisierend, sondern die Bewertung bzw. das ‚Labeling‘ von Differenz vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalitätserwartungen (vgl. Goffman, 1967, S. 10ff.; Link & Phelan, 2001, S. 363ff.). Trotz eventueller Übereinstimmungen wird auf Eigenschaften fokussiert, die Anlass zur Diskreditierung geben. Erklären lässt sich darüber der paradoxe Mechanismus, bei dem Gemeinsamkeiten mit dem Fremden „auf sozial verbindliche Weise unerheblich werden, obwohl diese für viele Beteiligte viel gravierender sein mögen, als die, die zur Definition des ‚Wir‘ ausgewählt wurden“ (Hahn, 2000, S. 33). Vor dem Hintergrund solcher Abwehrszenarien beschränkt sich der Umgang mit dem Label *Fremdheit* für viele Menschen mit Migrationshintergrund nicht selten auf „Stigma-Management“ (Goffman, 1967, S. 133), d.h. auf Techniken des Umgangs mit subjektiv wahrgenommenen Stigmatisierungen.

Mit dem Label des Fremden gehen Bilder und ‚Wahrheiten‘ einher, die Beck-Gernsheim (2007, S. 11) der „Folklore des Halbwissens“ zuordnet.⁴⁶ Diese wird im Kontext verschiedener Symboliken sichtbar. Am Beispiel des Kopftuchs muslimischer Frauen lässt sich veranschaulichen, welche Tragweite Symbole für die Etablierung und Kollektivierung von Vorstellungen über das Fremde besitzen.

„Das Kopftuch ruft zuverlässige Reaktionen hervor, die nach erwartbaren Mustern ablaufen. Das Kopftuch ist zum Symbol, Stichwort und Reizwort geworden, das Kontroversen auslöst, die Gemüter erhitzt und deutsche Geschichte beschäftigt. ... In der öffentlichen Wahrnehmung erscheinen die Trägerinnen des islamischen Kopftuches stets als arme und unterdrückte Gestalten, eingebunden in das Joch der Familie, die ihnen ein archaisches Symbol der Unterdrückung aufzwingt“ (Beck-Gernsheim, 2007, S. 59).

Das Beispiel ist geradezu typisch für die Symboliken von Fremdheit. Zum einen, weil das Kopftuch zum Gegenstand der öffentlichen Diskussion über Zuwanderung und Integration avanciert ist. Zum anderen, weil die Kopftuch-Debatten bisweilen selbst stereotype Bedeutungszusammenhänge etabliert haben. Dies weist darauf hin, dass Symbole in der Lage sind, Ordnungen zu stabilisieren. In dem Maße, in dem „logische Widersprüche in der Interpretationskette fortgeschrieben werden, weil eine argumentative, logische Begründung gar nicht für nötig gehalten wird“ (Mannitz, 2007, S. 150), erweist sich die Gefahr der Reproduktion universalistischer Deutungsvorlagen als hoch. In dem Maße, in dem der mediale Diskurs über muslimische Frauen mit Themen wie ‚Zwangsheirat‘, ‚Ehrenmorde‘ oder ‚Islamismus‘ verknüpft wird und die muslimische Frau zum Sinnbild für Fortschritts- und

⁴⁶ In Anbetracht zahlloser ‚Halbwahrheiten‘, die mit Blick auf die ‚Gruppe‘ der Menschen mit Migrationshintergrund immer wieder reproduziert werden, liefert die Arbeit von Beck-Gernsheim (2007) ein sozialwissenschaftliches Grundlagenwerk, das Erkenntnishindernisse benennt und sich kritisch mit stereotypen Bildern von Fremdheit auseinandersetzt.

Integrationsfeindlichkeit stilisiert wird, etablieren sich problematische ‚Interpretationsketten‘. Die zunehmende Islamophobie gibt einen Hinweis auf die Relevanz dieser Bilder für die Erfahrungswelt von Individuen und deren Konstruktionen von Wirklichkeit (vgl. Foroutan & Schäfer, 2009, S. 13; Peuker, 2009; Sökefeld, 2007, S. 50ff.; Torres, 2004, S. 61f.; Wippermann & Flaig, 2009, S. 3f.).

Dies gilt ebenso für jene symbolischen Implikationen, die dann zutage treten, wenn im Alltag von ‚Kultur‘ gesprochen wird. ‚Kultur‘ erweist sich nämlich im öffentlichen Diskurs nicht als neutraler Begriff, sondern als symbolisches Konstrukt, dem eine hohe Erklärungskraft zukommt. Wenn in Zusammenhang mit Menschen anderer ethnischer Herkunft von ‚Kultur‘ gesprochen wird, so geht dies zumeist mit der Feststellung von Andersheit einher. So werden Menschen mit Migrationshintergrund im Integrationsdiskurs in der Regel als Repräsentanten ihrer Herkunftskultur betrachtet. Bei der Erklärung von Integrationsbarrieren, spielt die ‚fremde‘ Kultur eine bedeutende Rolle ein. Wenn Personen Andersheit unterstellt wird, so geschieht das häufig auf der Grundlage der Unterstellung kultureller Differenz (Sökefeld, 2004, S. 16). Im Zuge dieser Kausalkonstruktionen tritt Fremdheit als Träger von ‚Kultur‘ in Erscheinung. In seiner alltäglichen Bedeutung verweist Kultur auf eine „fiktive Form der unterstellten totalen Differenz“ (Hahn, 2000, S. 39). Auf der Grundlage dieser Deutungsvorlagen dienen Fremde „als willkommene symbolische Projektionsflächen, um sich des kollektiven Selbst bewusst zu werden, es zu definieren und zu bestätigen“ (Lanz, 2004, S. 82). Kennzeichnend für diese Sinnkonstruktionen ist die „Zuschreibung kultureller Differenz zu eindeutig identifizierbaren ethnischen Gruppen und die Behauptung, dass diese kulturellen Differenzen transhistorisch und unassimilierbar sind“ (Erel, 2004, S. 36f.). Im Kontext dieser Logiken werden phänotypische Merkmale, ethnische Herkunft oder Nationalität zu distinktiven Repräsentationen von ‚Kultur‘. Wahrgenommene Unterschiede in der Sprache, Gestik oder dem Aussehen fügen sich ein in eine symbolische Konstruktion von ‚Kultur‘. Speziell für die gesellschaftliche Erklärung von Unterschieden, Konflikten und Inkompatibilitäten hat diese Konstruktion immense Relevanz.⁴⁷ Mit dem Verweis auf ‚Kultur‘ als symbolische Kategorie werden solche Ordnungskonstruktionen gestützt,

⁴⁷ So hat beispielsweise Huntingtons (1998) Arbeit „Kampf der Kulturen“ wesentlich zur paradigmatischen Etablierung dieser Symbolik im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs beigetragen. Huntingtons Erklärungsmodell teilt die Welt dabei in verschiedene Kulturkreise und macht Kultur zur zentralen Ursache für Konflikte. Konflikte entstehen demnach notwendigerweise an den Grenzlinien zwischen Kulturen (vgl. 1998, S. 49ff.; 291ff.). In diesem Sinne hat auch der sozialwissenschaftliche Diskurs zur „zwanghaften Reproduktion kultureller Differenz“ (Soysal, 2004, S. 148) beigetragen.

die Fremdheit als Gegenwelt zum Eigenem und Integration als einseitigen Anpassungsprozess des Fremden an eine Mehrheitskultur verstehen (vgl. Sökefeld, 2007, S. 44ff.; Nassehi, 2003, S. 234ff.).

Reduktionistisch und problematisch sind die Bedeutungszusammenhänge in mehrfacher Hinsicht. Zum einen, weil in vielen Fällen eine statische Vorstellung von Kultur dominiert, die Kultur als einmal erworbene, unveränderbare Größe versteht. Zum anderen, weil die Vorstellung von klar abgrenzbaren und inkompatiblen Kulturen die vielfältigen Migrations-, Globalisierungs- und Pluralisierungsprozesse ausblendet, die zumindest die Bundesrepublik seit der Mitte des 20. Jahrhunderts geprägt haben. Es ist in besonderer Weise die Annahme einer kausalen Verbindung zwischen ‚Kultur‘ und Handeln, aus der kulturalistische Konzepte ihre Erklärungen der sozialen Welt beziehen. Die Quintessenz kulturalistischer Diskurse besteht in der diskussionswürdigen Annahme, Menschen können aufgrund der ihnen einmal und für immer gegebenen ‚Kultur‘ nur in ganz bestimmter Weise handeln. Konflikte werden so gewissermaßen weg von der Verantwortlichkeit des Individuums hin zur ‚Kultur‘ transportiert. In dem Maße, in dem Fremdheit primär über ‚Kultur‘ bestimmt wird, setzen sich die symbolischen Verweisungszusammenhänge über die Individualität und Geschichte von Menschen hinweg, ohne in Betracht zu ziehen, dass es sich lediglich um eine Form gesellschaftlicher Differenzherstellung handelt, die auf variable „Aushandlungsprozeduren“ (Stichweh, 1997a, S. 53) zurückgreift. Subjektivität als wesentliche Eigenschaft eines handelnden Individuums gerät dabei aus dem Blick und schwimmt im Kontext universalistischer Kausalitätskonstruktionen. Im Zuge dieser symbolischen Zuweisungsprozesse wird der Fremde zum „Exemplar einer Kultur“ (Sökefeld, 2004, S. 24). Migration wird auf diese Weise zum funktionalistischen Konzept, das Kulturen aufeinanderprallen lässt und Fremdheit als unausweichliche Folge dieses Zusammentreffens beschreibt. Im Zuge dieser Verweisungszusammenhänge fungiert ‚Kultur‘ als Symbol für all jene überindividuellen Eigenschaften, die Menschen in ihrem Handeln nicht nur beeinflussen, sondern final determinieren (vgl. Köhl, 2004, S. 112f.; Rathje, 2009, S. 165ff.; Sökefeld, 2004, S. 18ff.; Tietze, 2004, S. 123; Vertovec & Wessendorf, 2004, S. 11).

„Fraglich ist jedoch an dieser Stelle, ob unter den Bedingungen der zunehmenden Verflechtung verschiedener Gesellschaften, Kulturen und Milieus noch von einer ‚genügenden Kohärenz, Klarheit und Konsistenz‘ von Zivilisations- und Kulturmustern ausgegangen werden kann, auf die alltägliche Orientierungsschemata als Rezepte fraglos aufruhen können. Differenz und Fremdheitserfahrungen in und gegenüber den ‚eigenen‘ Zivilisations- und Kulturmustern können – auch im Prozess der Migration – viel entscheidender sein als die Differenzenerfahrung zu den fremden Mustern der aufnehmenden Gesellschaft oder Gruppe“ (Breckner, 2005, S. 75).

Insbesondere die aktuelle Migrationsforschung weist nachdrücklich auf die Unschärfe universalistischer Konstrukte von ‚Kultur‘ hin. In Anbetracht einer 50-jährigen Migrationsgeschichte der Bundesrepublik und in Anbetracht der Tatsache, dass ein großer Teil von Menschen mit Migrationshintergrund nun schon in der zweiten und dritten Generation in der Bundesrepublik aufgewachsen ist und es zudem zu einer erheblichen Pluralisierung von Werten, Lebensstilen und Milieus gekommen ist, die Menschen ohne Migrationshintergrund in eben solcher Weise betreffen wie Menschen mit Migrationshintergrund, werden universale Konzepte von Kultur nicht mehr den vielfältigen Transformationsprozessen gerecht, welche die moderne (Einwanderungs-) Gesellschaft prägen. Der gesellschaftliche Alltag ist längst von einer gesellschaftlichen Realität eingeholt worden, in der Mehrfachidentität und Hybridität allgegenwärtige Aspekte gesellschaftlichen Zusammenlebens sind. Entgegen den ‚Entweder-Oder-Unterstellungen‘, die der gesellschaftlich dominanten Symbolik von ‚Kultur‘ inhärent sind, scheint es sich beispielsweise in der Wahrnehmung vieler Menschen mit Migrationshintergrund nicht auszuschließen, verschiedene ethnische Identitäten zu leben. Während also in der Öffentlichkeit mit dem Symbol ‚Kultur‘ häufig noch die Vorstellung verbunden scheint, entweder ‚deutsch‘ oder ‚türkisch‘ zu sein, schließt es das Selbstverständnis vieler Menschen mit türkischem Migrationshintergrund nicht aus, sich als ‚türkisch‘ und ‚deutsch‘ darzustellen (vgl. Erel, 2004; Foroutan & Schäfer, 2009; Mecheril, 2003b, S. 25ff.).

„Deutlich wird daran, dass das Beobachtungsschema Kultur Eindeutigkeiten erzeugt, die stabiler sind, als die empirische Realität, die sich dieser eindeutigen Repräsentation nicht fügt“ (Nassehi, 2003, S. 237).

Während vor allem frühere sozialwissenschaftliche Positionen die Nationalkultur als Symbol für festgeschriebene Differenzen betrachteten, wird heute immer stärker eine Perspektive vertreten, die „den geopolitischen Normalfall des schlagbaumbewehrten Nationalstaats ins Reich der Fabel verweist“ (Nassehi, 2003, S. 238). Stattdessen dominieren zunehmend Zugänge, die ‚Kultur‘ als dynamischen Aspekt verstehen, der weit über ethnische oder nationale Zugehörigkeiten hinausweist (vgl. Hörning & Reuter, 2004; Sökefeld, 2007).

Zuletzt soll der Blick auf eine Symbolik gelenkt werden, die Fremdheit zum Sinnbild für Gefahr macht. In der Logik dieser Deutungsvorlagen steht das Fremde für Bewertungszusammenhänge, in deren Rahmen Fremdheit zum Symbol für das Bedrohliche, Beängstigende, Undurchschaubare und Unkalkulierbare avanciert. Es ist

diese Symbolik, die dazu beiträgt, dass Fremdheit in der öffentlichen Wahrnehmung häufig das Label des Negativen oder Problematischen trägt (vgl. dazu Bauman, 2000a, S. 86ff.; Beck-Gernsheim, 2007, S. 117ff.; Bommers, 2001, S. 33ff.; Nolte, 2001, S. 46ff.; Vertovec & Wessendorf, 2004, S. 13ff.; Waldenfels, 1999a, S. 42ff.).

„Die Figur des Fremden, die aus der modernen Gesellschaft fast schon verschwunden schien, (kehrt dabei) in der sozialen Semantik der Gefahr und als extreme Unsicherheit mit Bezug auf die Bewegung in Exklusionsbereichen wieder“ (Stichweh, 1997c, S. 132).

Hinter dieser Semantik verbergen sich primär negative Bewertungen. Kennzeichnend dafür sind Zuschreibungen und Bewertungen, die Fremdheit als Symbol für soziale Probleme kennzeichnen. Dies wird nicht zuletzt in politischen Diskursen deutlich. So finden sich Diskussionen um ‚deutsche Leitkultur‘ und ‚Verfassungspatriotismus‘ Positionen wieder, die Fremde als potentielle gesellschaftliche Problemfälle ansehen. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang beispielsweise an die „Kinder statt Inder“-Parole von Jürgen Rüttgers im Landtagswahlkampf 2000 oder an Sarrazins (2010) Buch *„Deutschland schafft sich ab“*. Und auch die Koppelung der Zuwanderungsdiskussion mit dem Thema Kriminalität – wie sie nicht nur typisch für den hessischen CDU-Landeswahlkampf 2008 war – greift auf diese Symbolik zurück. In der politischen Diskussion um Zuwanderung, Sicherheit und Integration sind Warnungen vor ‚Überfremdung‘ oder vor Parallelgesellschaften Teil der politischen Rhetorik (vgl. Häusler, 2002, S. 123ff.; Hentges, 2002, S. 95ff.; Kronenberg, 2009; Reißlandt, 2002, S. 16ff.; Sökefeld, 2004, S. 26). Der soziologische Fremdheitsdiskurs führt diese negativen Bewertungen vor allem auf die fehlende Einschätzbarkeit des Fremden zurück.

„Fremde bedeuten das Fehlen von Klarheit. Man kann nicht sicher sein, was sie tun werden, wie sie auf die eigenen Handlungen reagieren würden; man kann nicht sagen, ob sie Freunde oder Feinde sind – und daher kann man nicht umhin, sie mit Argwohn zu betrachten“ (Bauman, 2000b, 39).

In den medialen Debatten sind es vor allem Menschen muslimischen Glaubens, die ein ums andere Mal unter Generalverdacht geraten und als potentielle Gefahr bzw. Belastung stigmatisiert werden. In der Logik dieser symbolischen Argumentationen werden Fremde zu Eindringlingen, Störenfriedern und Belastungen. In Heitmeyers (2007a, S. 24) repräsentativer Langzeitstudie *Deutsche Zustände* stimmten 59,4% der Befragten der Aussage eher bzw. voll und ganz zu, dass in Deutschland zu viele Ausländer. Auch in anderen Studien kommen Ressentiments, Abwehrhaltungen und feindliche Einstellungen der deutschen Bevölkerung gegenüber Fremden zum Ausdruck (vgl. Bosch, Peuker & Reiter, 2008; Lamnek, Fuchs & Wiederer, 2003).

Ein ähnliches Bild zeigt sich auch für Europa. Und obwohl Migrationsprozesse konstitutiv für die Entstehung und Entwicklung Europas gewesen sind, erleben die Bewohner Europa in dessen Vielfältigkeit zunehmend als überfordernden Komplex. Die daraus entstehende Angst der europäischen Bevölkerung vor Überforderung durch Fremdheit kann als eine Ursache für Abwehr rhetoriken und Ausgrenzungsmechanismen gegenüber Fremden betrachtet werden (vgl. European Commission 2007; European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia 2005). Es sind wohl vor allem Szenarien der Identitäts- und Statusbedrohung, die sich in der Symbolik des Fremden widerspiegeln und dafür sorgen, dass Fremden nicht selten Ablehnung entgegengebracht wird.

„Je mehr die Gesellschaften sich mit realen Veränderungen konfrontiert sehen, die ihre tragenden Elemente bedrohen, desto angsterregter greifen die Menschen nach dem Vertrauten und desto wahrscheinlicher ist es, daß sie die neuen Realitäten verkennen. Selbst positive Veränderungen erzeugen dann furchtsame Abwehr“ (Beck & Grande, 2007, S. 9).

Neben der Symbolik der Gefahr und des Bedrohlichen finden sich jedoch auch zunehmend Perspektiven, die Fremdheit und Vielfalt positiv konnotieren. In jüngerer Zeit ist vor allem auf (europa-)politischer und sozialwissenschaftlicher Ebene eine Symbolik ins Zentrum gelangt, welche die konstruktiven Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit und Vielfalt herausstellt. Dahinter steht die Erkenntnis, dass im Kontext globaler Gesellschaften die dringende Notwendigkeit der Suche nach produktiven Formen des Umgangs mit Fremdheit besteht. Auffällig dabei ist, dass Fremdheit als Chance, Ressource und Entwicklungspotential gedeutet wird. Die symbolische Umdeutung – wie sie bereits in Simmels „Exkurs über den Fremden“ (1908) angelegt ist – bringt Fremdheit als Symbol für Vielfalt in den Blick und liefert eine positiv konnotierte Deutungsvorlage, die den konstruktiven Umgang mit Fremdheit als zentrale gesellschaftliche Aufgabe auffasst (vgl. dazu Beck & Grande, 2007; Bommers, 2006; Castles, Miller & Ammendola, 2003; Florida & Tinagli, 2006; Heckmann & Schnapper, 2003; Kaschuba, 2005; McDonald, 1996; Rifkin, 2004; Vertovec & Wessendorf, 2004).

3.6 Reflexion

Dem ersten Kapitel dieser Arbeit ging die Frage voraus, wie sich Fremdheit als alltägliches Phänomen wissenschaftlich kennzeichnen lässt. Bereits die Auseinandersetzung mit der Alltagssemantik hat gezeigt, dass mit Fremdheit ein Gegenstand bezeichnet wird, der häufig vage, diffus und abstrakt bleibt. Die Sozialwissenschaften und allen voran die Soziologie haben die gesellschaftliche Relevanz des Phänomens bereits früh erkannt und mit der Beschreibung, Kennzeichnung und Erklärung des Gegenstands begonnen. Neben einer Reihe von klassischem Arbeiten finden sich auch zahlreiche aktuelle sozialwissenschaftliche Kennzeichnungsversuche.

Die Analyse der Arbeiten von Georg Simmel (1908), Alfred Schütz (1944) und Elias & Scotson (1965) legte unterschiedliche soziologische Blickwinkel auf das Phänomen offen. Während in Simmels Exkurs der Fremde durch seine ambivalente Position aus Nähe und Ferne im sozialen Raum gekennzeichnet wird, stellt Schütz Fremdheit als prekäres Verhältnis dar, das aus der Differenz von Wissensordnungen hervorgeht. Bei Elias & Scotson geht Fremdheit als Resultat aus gesellschaftlichen Kämpfen um Macht, Status und Identität hervor. Auf der Grundlage dieser Arbeiten lässt sich Fremdheit als Phänomen kennzeichnen, das relational ist, ambivalente Züge trägt, auf Differenz rekurriert und Bewertungen provoziert. In Ergänzung dazu machte der gegenwärtige Diskurs Fremdheit vor allem als soziale Konstruktion kenntlich, die variabel, selektiv und in hohem Maße sozial verbindlich ist.

Um generative Mechanismen herauszuarbeiten und Fremdheit auf verschiedenen Konstruktionsebenen sichtbar zu machen, wurde in einem letzten Schritt eine Heuristik erarbeitet, die Fremdheit auf drei Ebenen analysiert.

- Fremdheit als Beziehungserfahrung zu betrachten, trägt der Erkenntnis Rechnung, dass Fremdheit aus sozialen Beziehungen hervorgeht und Erfahrungen voraussetzt. Menschen erfahren Fremdheit im Kontext von sozialen Interaktions- und Kommunikationsprozessen. Erst mit Erfahrungen der Irritation und des Kontrasts erschließt sich das Individuum das Fremde als Erkenntnisgegenstand. Die Analyse von Fremdheitsphänomenen setzt folglich eine Rekonstruktion von Beziehungsqualitäten und Erfahrungsprozessen voraus.

- Fremdheit als Ordnungstifter zu analysieren, geht mit der Erkenntnis einher, dass der soziale Raum entlang von Grenzen und Ordnungen organisiert ist. Der Identifikation von Fremdheit liegt die Einführung einer Unterscheidung zugrunde, die Grenzlinien festsetzt und gerade dadurch für Orientierung sorgt. Auf diese Weise lassen sich *Ordnungen des Eigenen* von *Ordnungen des Fremden* abgrenzen. Im gesellschaftlichen Alltag sind es vor allem binäre Ordnungen von Differenz, über die beispielsweise Menschen *mit* von solchen *ohne* Migrationshintergrund abgegrenzt werden und über die das Fremde in Widerspruch zum Eigenen gesetzt wird.
- Fremdheit als Symbolträger kenntlich zu machen, setzt an der Erkenntnis an, dass Fremdheit im Rahmen von Interaktionsprozessen in der Gestalt vielfältiger Symbole und Symboliken auf den Plan tritt. Auf dieser symbolischen Ebene transportiert Fremdheit Bedeutungszusammenhänge, Deutungs- und Sinnmuster. Auf diese Weise können z.B. phänotypische Merkmale zu Symbolen des Fremden schlechthin werden. Die Identifikation von Fremdheit und der gesellschaftliche Umgang mit Fremdheit stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den symbolischen Verweisungszusammenhängen, wie sie sich beispielsweise im Zuwanderungs- und Integrationsdiskurs nachweisen lassen.

Im folgenden Kapitel wird der Schritt von der allgemeinen Analyse von Fremdheitsphänomenen hin zur spezifischen Analyse von *Fremdheitsphänomenen im Sport* vollzogen. Zu diesem Zweck wird das erarbeitete analytische Instrumentarium auf den Sport übertragen. Dabei ist der Tatsache Rechnung zu tragen, dass es sich beim Sport um ein gesellschaftliches Setting handelt, dem eine Reihe struktureller Besonderheiten zugrunde liegen, die für die Konstruktion des Fremden im Sport relevant sind.

4 Theorie der Fremdheit im Sport

Nachdem im vorausgegangenen Kapitel Fremdheit als Phänomen theoretisch gekennzeichnet wurde, geht es in diesem Kapitel darum, Fremdheit als sportrelevantes und -immanentes Phänomen kenntlich zu machen. Ein Blick in die Alltagswelt des Sports genügt, um polarisierende Ordnungen, Deutungsmuster, Zuschreibungs- und Etikettierungspraxen und Ausschlussmechanismen zu identifizieren. Die Entstehung und Etablierung von Migrantensportvereinen, die Unterrepräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund im (organisierten) Sport, aber auch ethnische Diskriminierungen im organisierten Sport geben Anlass zur differenzierten Auseinandersetzung mit Fremdheitsphänomenen im Sport. Gleichzeitig drängt sich die Frage auf, ob bzw. wie sich Fremdheitsphänomene im Sport differenziert darstellen und analysieren lassen.

Grundlegend für die folgende Analyse ist die Einsicht, dass sich *Fremdheit im Sport* nicht hinreichend über die Beschreibung von Erscheinungsformen abbilden lässt. Vielmehr ist nach Erklärungen zu suchen, welche die strukturellen Besonderheiten des Sports in ihrer potentiellen Relevanz für die Generierung von Fremdheit im Sport ebenso berücksichtigen wie gesellschaftliche Konstruktionen. Der folgenden Analyse liegt daher ein doppelter Anspruch zugrunde:

- Einerseits soll Sport als Raum verstanden werden, in dem gesellschaftliche Dynamiken und Entwicklungen zum Ausdruck kommen. Denn „Konstruktionen erlangen erst dann ihre volle Bedeutung, wenn sie in konkreten Interaktionskontexten in die Praxis umgesetzt werden“ (Reuter, 2002, S. 14). Sport ist Teil einer Gesellschaft und als solcher kann er nicht unabhängig von den gesellschaftlichen Konstruktionen, Diskursen und Ordnungen betrachtet werden. Es ist daher nicht davon auszugehen, dass Migrations- und Pluralisierungsprozesse, aber auch gesellschaftliche Diskurse über Zuwanderung und Integration ohne Einfluss auf den Sport blieben. Sport wird von Personen betrieben, die sich den gesellschaftlichen Ordnungs- und Deutungsmustern nicht entziehen können. In diesem Sinne ist der Sozialraum Sport geprägt durch

Konstruktionen von Fremdheit, deren Ursprünge außerhalb des Sports liegen. Wer Fremdheit im Sport differenziert analysieren möchte, kommt folglich nicht umhin, soziale Konstruktionen von Fremdheit offen zu legen, die im Sport in Erscheinung treten.

- Andererseits ist den Hinweisen Rechnung zu tragen, wonach der Sport selbst spezifische Gelegenheiten und Anlässe zur Generierung von Fremdheit bereit hält. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Sport eine Eigenstruktur besitzt. Es sind spezifische Regeln und Logiken, Sinnmuster, Codes und Symboliken, aber auch Besonderheiten in Hinblick auf Interaktionsmuster und Organisationsstrukturen, die den Sport zum Sonderbereich machen. Die explizite Fixierung auf körperliche Interaktionen sowie das auf binären Codierungen basierende Wettkampfprinzip sind nur einige der konstitutiven Aspekte des Sports. Im Spiegel dieser Besonderheiten tritt der Sport – so eine der zentralen Annahme dieser Arbeit – nicht nur als Wirkungsfeld gesellschaftlicher Konstruktionen, sondern außerdem als Produzent und Initiator von Fremdheitsphänomenen auf. Fremdheit entsteht im Sport vor dem Hintergrund spezifischer Grenzziehungsprozesse und Konstruktionen von Zugehörigkeit, Identität und Differenz.

Erst durch die Verschränkung beider Perspektiven lässt sich Fremdheit im Sport differenziert analysieren. Die sportsoziologische Grundfrage, ob der Sport nun Abbild der Gesellschaft oder aber gesellschaftlicher Sonderbereich sei, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Denn beide Perspektiven treffen zu: Sport ist sowohl Spiegelbild der Gesellschaft als auch Eigenwelt (vgl. Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 134ff.).

Ausgehend von dieser Erkenntnis soll zunächst nach jenen Zusammenhängen des Sports gefragt werden, in denen Fremdheit potentiell generiert wird. Ausgangspunkt der folgenden Analyse ist die Annahme, dass eine Analyse von Fremdheitsphänomenen im Sport zunächst einmal die Lokalisierung und Verortung von Fremdheit im Sport voraussetzt. Im Zuge dessen geht es gewissermaßen darum, eine *Topographie des Fremden im Sport*⁴⁸ anzulegen. Denn Fremdheit tritt im Sport auf sehr unterschiedliche Art und Weise in Erscheinung. Die Analyse von Fremdheitsphänomenen, die während eines Spiels auf der Ebene körperlicher

⁴⁸ Die Bezeichnung knüpft an die phänomenologischen Studien von Waldenfels (1999a) an, die den Titel „Topographie des Fremden“ tragen.

Interaktionen beobachtet werden können, nimmt andere Prozesse und Mechanismen in den Blick als jene, die sich mit organisationalen Strukturen von Sportvereinen beschäftigen. Welches sind also die Bezugspunkte von Fremdheit im Sport? In welchen Zusammenhängen und in Bezug worauf taucht Fremdheit als relevantes Phänomen im Sport auf?

Ausgehend von der Einsicht, dass die Frage nach der Verortung von Fremdheit im Sport bislang in der Sportforschung der Bundesrepublik lediglich ansatzweise, keinesfalls aber erschöpfend diskutiert wurde, wird für die folgenden Analysen eine Darstellung gewählt, die Fremdheit im Sport strukturell auf drei Ebenen verortet.

I. Der Körper als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport

Sport ist eine genuin körperliche Praxis. Die Vielzahl an Interaktionen im Sport finden somit auf körperlicher Ebene statt. Körperliche Merkmale oder Praktiken sind im Sport grundlegende Bezugspunkte für die Konstruktion von Fremdheit. Im Mittelpunkt der Analyse steht somit das Individuum in dessen *Körperlichkeit*.

II. Der Lebensstil als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport

Der Freizeitbereich Sport bietet heute eine Vielzahl an Wahlmöglichkeiten. Zugleich bietet Sport Gelegenheiten, um individuelle Präferenzen, Einstellungen oder Werte zum Ausdruck zu bringen. Als Verankerung des Individuums im sozialen Raum kann der *Lebensstil* zum Bezugspunkt für die Konstruktionen von Fremdheit im Sport fungieren.

III. Die Organisation als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport

Schließlich findet Sporttreiben vor dem Hintergrund konkreter organisationaler Zusammenhänge statt. Sportorganisationen liegen spezifische Mitgliedschaftserwartungen, Regeln und Ordnungen zugrunde, welche an der Generierung von Fremdheit beteiligt sein können. Insbesondere der Sportverein als traditionelle Organisationsform des Sports lässt sich im Hinblick auf seine Konstruktionslogiken von Zugehörigkeit und Fremdheit analysieren.

Im Mittelpunkt dieses Kapitels steht die systematische Analyse der Bezugspunkte, Anlässe und Mechanismen von Fremdheit im Sport. Dazu greift die Analyse auf die im vorausgegangenen Kapitel erarbeitete Heuristik zurück. Um nämlich Implikationen

von Fremdheit herauszuarbeiten, die den Körper als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport kennzeichnen, sind körperbezogene Interaktions- und Erfahrungsbedingungen beim Sporttreiben ebenso offen zu legen, wie sportspezifische Ordnungskonstruktionen und Deutungszusammenhänge.

4.1 Der Körper als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport

„Dem Sport kommt insofern eine besondere Bedeutung zu, als er ein soziales Feld darstellt, das in entscheidendem Maße über die Bewegung von Körpern bestimmt ist“ (Meuser, 2004, S. 212).

Körper und Körperlichkeit gehören zu den zentralen Erkenntnisgegenständen der Geistes- und Sozialwissenschaften.⁴⁹ Für die Entstehungsgeschichte der Sportwissenschaft in Deutschland gilt dies in besonderer Weise, hat doch die anthropologische Auseinandersetzung mit Körperlichkeit, Bewegung und Sport erheblich zur theoretischen Begründung der Sportwissenschaft und der Etablierung von Sport als Unterrichtsfach beigetragen.⁵⁰ Im Rahmen dieser Grundlagenarbeiten tritt der Körper als grundlegende Existenzform und Daseinsbedingung menschlichen Seins in Erscheinung. Zum anderen arbeiten die Analysen die Bedeutung von Körperlichkeit und Bewegung für die menschliche Entwicklung im Allgemeinen heraus und verweisen zudem auf besondere Erziehungspotentiale des Sports (vgl. Grupe, 1964, S. 61ff.; 1969, S. 108ff.; Grupe & Krüger, 1997; S. 187ff.).

Im Zuge dieser und folgender Darstellungen wird auf die Erkenntnis verwiesen, wonach Sport durch Körperlichkeit erst konstituiert wird. Nicht nur, dass Bewegung als konstitutives Merkmal des Sports auf dem Körper als Ausdrucksmittel basiert. Sport ist „unmittelbar körper- und bewegungsbezogen“ (Grupe & Krüger, 1997, S. 183). Die soziale Interaktion mit anderen Personen ist im Sport primär an Körperlichkeit gebunden. Schließlich „erlangt der Sportler Mitgliedschaft im sozialen Feld des Sports dadurch, dass er seinen Körper in spezifischer Weise aktiv einsetzt“ (Meuser, 2004, S. 199) Charakterisieren lässt sich der Sport als „körper- und personenorientierter Sozialbereich“ durch einen „expliziten Körperbezug“ (Bette, 2005, S. 248f.). Mehr

⁴⁹ Grundlegende Erkenntnisse liefern u.a. die Arbeiten von Boltanski (1976), Bourdieu (1999, S. 309ff.), Foucault (1976), Gugutzer (2004, 2006), Mauss (1975), Mead (1995, S. 178ff.), Merleau-Ponty (1976, S. 213ff.), Plessner (1928), Turner (1984) und Waldenfels (1999b, S. 16ff.).

⁵⁰ Herauszuheben sind in diesem Zusammenhang vor allem die Arbeiten Grupes (1964, 1965, 1969, 1982), welche Leiblichkeit und Bewegung als wesentliche Aspekte von Erziehung kenntlich gemacht haben.

noch: Im Sport repräsentiert der Körper das „privilegierte Handlungs- und Darstellungsmedium“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 8). Körperliche Merkmale und Eigenheiten der Sporttreibenden ziehen die Aufmerksamkeit auf sich und rücken in den Mittelpunkt sportlichen Handelns. Dies ist auch damit begründet, dass der Sport ein „etablierter und gesellschaftlich akzeptierter Ort zur Artikulation verdrängter Körperlichkeit“ darstellt (Bette, 2005, S. 248). Menschen treiben Sport, weil vor allem dort noch die Möglichkeit besteht, „persönliche und in den anderen Gesellschaftssphären vernachlässigte Dimension der eigenen Person einzubringen“ (Bette, 2005, S. 248). Vor diesem Hintergrund bewegen sich Menschen im Sport, nehmen wahr, drücken aus und tun dies in erster Linie über Praktiken von Körperlichkeit. In diesem Sinne zeichnet sich Sport vor allem durch ein „praktisches Mitwirken des Körpers“ (Bourdieu, 2001, S. 185) aus.

Feststellen lässt sich also eine strukturelle Sonderstellung des Körpers im Sport. Und dennoch wird auf den ersten Blick nicht ersichtlich, warum dem Körper im Sport eine besondere Rolle bei der Entstehung von Fremdheit im Sport zukommen sollte. Welche Relevanz kommt dem Körper also bei der Generierung von Fremdheit im Sport zu?

Im Integrationsdiskurs der Sportverbände wird hingegen der ‚explizite Körperbezug‘ als Ausgangspunkt für die proklamierte integrative und verbindende Wirkung des Sports hervorgehoben. Charakteristisch für diese Argumentation ist die Kennzeichnung des Körpers als neutrales, unvoreingenommenes und universales Kommunikationsmedium des Sports, das deshalb der Entstehung von Fremdheit tendenziell entgegenwirkt, weil es keinen Grund für Missverständnisse liefert. Die Unmittelbarkeit des Körperlichen und die intuitive Verständlichkeit von Körpersprache sorgen dieser idealistischen Darstellung zufolge für das Zustandekommen reziproker, vorreflexiver Verständigungsprozesse im Sport. Das öffentliche Bild vom Sport wird in nicht unerheblicher Weise von dieser Sichtweise geprägt.

„Persönliche Begegnungen und die Unmittelbarkeit des körperlichen Erlebens beim Sport erleichtern das Kennenlernen und schnelle Näherkommen. Gemeinsam erlebte Erfolge, Niederlagen und Emotionen schaffen ein Gefühl der Verbundenheit. Merkmale wie Nationalität, Hautfarbe oder Weltanschauung, die in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen eine wichtige Rolle spielen, verlieren an Bedeutung. Der Sport stellt aber auch deshalb ein wichtiges Instrument für die soziale Integration dar, weil dort einheitliche, definierte Regeln und soziale Normen gelten, die sich weltweit durch Medien und internationale Wettkämpfe etabliert haben. Die Sprache ist in viel geringerem Maße als bei sonstigen Kontaktformen ein ausgrenzendes Element“ (Deutscher Sportbund 2003, S. 8).

Im Gegensatz zur gesprochenen Sprache, die als tendenziell exklusives Element beschrieben wird, spricht Sport gewissermaßen auf der Ebene körperlicher Interaktionen alle Sprachen. Wenn sich also die Sprache eher als Quell von Missverständnissen zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalität oder ‚Kultur‘ erweist, dann könnte – so die populäre Annahme – über den Sport und dessen körperliche Kommunikationspraktiken Verständigung erreicht werden, indem auf einen ursprünglichen, unmittelbaren Austausch zurückgegriffen wird, der Verständigung bringt, bevor das erste Wort gesprochen ist (vgl. Thiele, 1999, S. 33). Missverständnisse, wie sie durch Sprache entstehen, wären somit im Sport weniger wahrscheinlich als in anderen gesellschaftlichen Kontexten. Kennzeichnend für diese Argumentation ist bis heute ein „stark ausgeprägtes Beharrungsvermögen“ (Bröskamp, 1994, S. 6), das dazu beigetragen hat das Bild vom Sport als Medium der universellen (Völker-)Verständigung zu reproduzieren und zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung zu zementieren (Bröskamp, 1994, S. 5ff.).

Zweifel an der Tragfähigkeit und Konsistenz dieser Annahmen haben sich nicht zuletzt vor dem Hintergrund empirisch beobachtbarer Phänomene von Ethnozentrismus, Gewalt, Rassismus und ethnische Grenzziehungen im Sport ergeben (vgl. Bröskamp, 1994; Gebauer, 1996; Pilz, 2006, Schwark, 1998; Kalter, 2005; Soeffner & Zifonun, 2008a; Thiel & Seiberth, 2007). Dem Vorwurf der Unterkomplexität sind die ideellen Logiken deshalb ausgesetzt, weil sie kaum berücksichtigen, dass der Körper des Anderen im Sport nicht selten zum Ausgangspunkt für Differenzerfahrungen, Unterscheidungsvorgänge und Etikettierungen fungiert.

Gerade weil der Körper im Sport das zentrale Referenzobjekt von Wahrnehmungsprozessen darstellt, ist er als potentieller *Bezugspunkt von Fremdhheitskonstruktionen* zu analysieren. Die „wechselseitige Konstitution von Subjekt, Körper und sozialer Welt ist am Sport so gut fassbar, wie an kaum einer anderen Praxis“ (Alkemeyer, 2006, S. 290). Analog zu dieser Erkenntnis liefert gerade der Sport mit seinen vielfältigen Körper- und Bewegungspraktiken ein äußerst vielfältiges und beispielreiches Forschungsfeld (vgl. Bette, 2005, S. 247).

Die folgende Analyse trägt dieser Erkenntnis Rechnung und macht Fremdheit im Sport entlang von körperbezogenen Beziehungs- und Erfahrungskonstellationen, Ordnungskonstruktionen und Deutungsmustern sichtbar.

4.1.1 Der Körper als Ausgangspunkt für Beziehungserfahrungen

Ausgangspunkt dieser Analyse ist die triviale Erkenntnis, wonach Erfahrungen im Sport zunächst einmal körperliche Erfahrungen bzw. Erfahrungen von Körperlichkeit sind. Denn der „Sport stellt, so kann man sagen, eine soziale Sphäre dar, in der das physische Erleben im Mittelpunkt steht (Bette, 2005, S. 248). Körperlichkeit und Bewegung sind konstitutive Merkmale des Sports und als solche sind sie zentraler Gegenstand von Beziehung und Erfahrungsprozessen. In der Grupen Arbeiten ist der Körper in Sport- und Bewegungssituationen „Ausdruck eben dieser besonderen Beziehung zwischen Mensch und Welt“ (Grupe, 1982, S. 68). Gleichzeitig liefern der Person andere Menschen in ihrer Körperlichkeit Beziehungs- und Erfahrungsanlässe. Sport wird dabei als Erfahrungsraum bestimmt, in welchem Erfahrungen von Gegensätzlichkeit strukturell ebenso angelegt sind, wie Erfahrungen von Zugehörigkeit und Gemeinschaft (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 276f.).

„So gesehen ist unsere Bewegung Ausdruck eines unaufhebbaren, aber doch auch veränderlichen Verhältnisses zu uns selbst, zu unserem Körper, zu unserer kulturellen und sozialen Mit- und Umwelt, und sie zeigt uns dieses Verhältnis zugleich in seinem offenen Charakter“ (Grupe, 1982, S. 68).

Die Beziehung, in der Individuen im Rahmen sportlicher Interaktionen zueinander stehen, ist eine unmittelbar und unvermeidlich körperliche. Am deutlichsten wird dies wohl beim Sportspiel, in dessen Rahmen ein „tempo- und variationsreiches Kräftespiel sich körperlich und mental aufeinander beziehender Akteure“ (Alkemeyer, 2006, S. 285) stattfindet. Die Erfahrungen, die dabei gemacht werden, sind nicht zu trennen von der materialen Manifestation des Anderen. Jedoch impliziert nicht notwendigerweise jede Erfahrung von Andersheit oder Differenz im Sport zugleich Fremdheit.

Ein Kennzeichen von Fremdheit wird im Kontext sportlicher Interaktionen besonders deutlich. Die von Simmel (1908) beschriebene *Ambivalenz* des Fremden zeigt sich im Sport auf der Interaktions- und Erfahrungsebene umso nachdrücklicher, da hier permanent Situationen produziert werden, in denen primär körperlich interagiert wird. Zumindest für den unmittelbaren sportlichen Vollzug gilt, dass sich Personen unmittelbar körperlich begegnen und sich dabei in der Regel räumlich sehr nah kommen. Dazu kommt, dass zumindest im Rahmen des Wettkampfs nicht die Möglichkeit besteht, sich diesen Interaktionssituationen zu entziehen. Diese ambivalente Position aus Nähe und Ferne wird kaum in anderen Interaktionsräumen deutlicher als im Sport. Der sportwissenschaftliche Diskurs weist daher explizit auf

eine „körperliche Dimension von Fremdheitserfahrungen im Sport“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 9) hin.

Eine Charakteristikum dieser körperbezogenen Interaktions- und Erfahrungsprozesse ist die spezifische Art des Verstehens und die „spezifische Reflexion im Vollzug“ (Franke, 2006, S. 202).⁵¹ Erfahrungen von Fremdheit sind im Sport dann potentiell möglich, wenn der Körper des Anderen in der Erfahrungswelt der Person als *fremd* in Erscheinung tritt. Da in der Mehrzahl der Situationen im Sport körperlich und nicht verbal interagiert wird, ist davon auszugehen, dass die äußere körperliche Erscheinung sowie Bewegungs- und Körperpraktiken einen Großteil an individueller Aufmerksamkeit binden und Einfluss auf die Konstruktion des Fremden im Sport nehmen. Dem Wahrnehmenden begegnen Menschen, die sich ähnlich bewegen und deren körperliche Erscheinung kaum Anlässe für Fremdheitserfahrungen bietet. Zugleich treten solche Personen physisch in das Wahrnehmungsfeld, die Gefühle von Irritation und Unvertrautheit auslösen – sei es aufgrund von phänotypischen Merkmalen oder von unbekanntem Bewegungspraktiken (vgl. Bröskamp, 1994, S. 63ff.; Gebauer, 1986, 114ff.; Thiel & Seiberth, 2009, S. 15ff.; Thiele, 1999, S. 33f.).

Die Erkenntnis, dass der andere Körper im Sport in seiner Relation zum eigenen Körper den ersten Bezugspunkt für die Erfahrung von Fremdheit repräsentiert, ist eine der grundlegendsten im sportwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurs und hat maßgeblichen Anteil an der Etablierung eines Diskurses. Spätestens seit den 90er Jahren wird Fremdheit im Sport als körperbezogenes implizites Erfahrungsphänomen diskutiert, das in engem Zusammenhang steht mit den Auswirkungen von Zuwanderungsprozessen auf den Sport. Die Annahme, dass diese Erfahrungen impliziter Natur sind, führt zur Benennung einer Hypothek ‚interkulturellen‘ Sporttreibens, d.h. zu „*körperlicher Fremdheit*“ (Bröskamp, 1994; S. 63ff.; Gebauer, 1986, S. 133).

„Die zentrale Schwierigkeit des interkulturellen Sporttreibens besteht darin, daß die körperliche Andersheit der jeweils anderen Gruppe in der Sportausübung implizit erfahren wird: sie wird gespürt, sinnlich wahrgenommen, ist aber für die Beteiligten außerordentlich schwer zu begreifen und einzuordnen. Kulturelle Verschiedenheiten werden in Sportsituationen vielfach als körperliche Fremdheit erfahren“ (Bröskamp, 1994, S. 80).

⁵¹ Diese Erkenntnis schließt stark an Bourdieus körperbezogene Überlegungen an. Grundlegend dafür ist die Feststellung: „Eine Unmenge von Dingen verstehen wir nur mittels unseres Körpers, jenseits des Bewusstseins, ohne über die Wörter zu verfügen es auszudrücken“ (Bourdieu, 1992, S. 205).

Über den Körper tritt das charakteristische äußere Merkmal in Interaktion mit Anderen. Ein Spieler ‚dunkler‘ Hautfarbe unter Spielern ‚heller‘ Hautfarbe wird auf dieser originären Erfahrungsebene nicht zuletzt deshalb zum potentiellen Bezugspunkt von Fremdheitserfahrungen, weil das äußere Merkmal Differenzenerfahrungen ermöglicht und Aufmerksamkeit bindet. In der Erfahrungswelt von Sporttreibenden repräsentiert der Körper das Beziehungsmedium und Erfahrungsobjekt par excellence. Es sind vor allem visuelle Merkmale, die diese Wahrnehmungsprozesse bestimmen. Von entscheidender Bedeutung für das Feld des Sports ist die Tatsache, dass sich Personen diesen Erfahrungen nicht entziehen können. Die Wahrscheinlichkeit, dass die weitgehend non-verbale Kommunikation von Körpern im Sport zu Erfahrungen von Inkompatibilität, Differenz oder Fremdheit führt, ist dieser Argumentation zufolge ungleich höher als in anderen, vorwiegend verbal regulierten Bereichen. Denn ein Ausweichen auf alternative Interaktions- und Kommunikationsformen ist nur um den Preis des Ausstiegs aus dem Spielgeschehen möglich (vgl. Amiraux & Bröskamp, 1996, S. 121f.; Bröskamp, 1998, S. 49ff.; Mihçiyazgan, 1996, S. 87ff.).

Gegenstand von Fremdheitserfahrungen sind jedoch nicht nur Menschen mit Migrationshintergrund oder ethnisch Fremde. Der Punk, der im Verein Sport treibt, kann aufgrund seiner körperlichen Selbststilisierung ebenso zum Gegenstand von Fremdheitserfahrungen werden wie ältere oder körperlich behinderte Menschen. Gemein ist diesen Erfahrungskonstellationen die selektive Fokussierung auf körperliche Merkmale des Anderen. Obwohl der Körper auch in anderen alltäglichen Interaktionsräumen Fokussierung eine Rolle bei der Generierung von Fremdheit spielt (vgl. Mecheril, 2004, S. 50ff.; Stichweh, 2010, S. 59ff.), erweist sich die Intensität körperlicher Erfahrungskonstellationen im Sport als besonders hoch. Aus diesem Blickwinkel heraus erweisen sich „wechselseitige körperliche Fremdheitswahrnehmungen“ (Klein, 1998, S. 9) als typische und unausweichliche Vorgänge vor allem des ‚interkulturellen‘ Sports (vgl. Bröskamp, 1992, S. 86ff.).

In dem Maße, in dem der Körper im Sport zum Ausgangspunkt für Fremdheitserfahrungen wird, fällt ihm zugleich Bedeutung für die Erfahrung von Zugehörigkeit, Vertrautheit und Identität zu. In sportlichen Alltagsinteraktionen sind Sporttreibende in ihrer Körperlichkeit grundsätzlich potentielle Anschauungsobjekte, die dem Individuum Selbsterfahrungen ermöglichen. Mehr noch: Sport bietet über seinen ‚expliziten‘ Körperbezug vielfältige Gelegenheiten, um „Identität im wahrsten Sinne des Wortes zu erarbeiten“ (Bette, 2005, S. 249). Für die ‚Erarbeitung‘ von

Identität sind Erfahrungen von Zugehörigkeit ebenso relevant wie die von Fremdheit. Auf der Ebene körperlicher Identitätsprozesse birgt Sport intensive Gelegenheiten der Selbst- und Fremderfahrung. Wird der körperlich Andere als fremd erfahren, so gehen damit reflexive Erfahrungen von Selbst, Identität und Differenz einher (vgl. Franke, 2006, S. 202ff.; Meuser, 2004, S. 201).⁵²

Damit sich Menschen ihrer eigenen Körperlichkeit bewusst werden können, braucht es Anlässe und Erfahrungskonstellationen, welche die Gelegenheit eröffnen, eigene Praktiken von fremden zu unterscheiden. Der Sport liefert in dieser Hinsicht zahlreiche Anlässe, um identitätsrelevante Erfahrungen machen zu können. Trotz der Erkenntnis, wonach körperliche Kontakterfahrungen mit Anderen Erkenntnisprozesse in Gang bringen, ist zu reflektieren, dass diese Erfahrungsprozesse nicht notwendigerweise zu einem offenen Umgang mit Anderen führen. Körperliche Fremdheitserfahrungen haben daher im Sport erhebliche Relevanz im Rahmen von Selbst-Identifikationsprozessen und Identitätskonstruktionen (vgl. Franke, 2006, S. 188).

„Eine Körper- und Bewegungs-Erfahrung kann nicht nur als ein schlichtes Tun im klassischen Sinne gedeutet werden; vielmehr schließt ein Erfahrungsvorgang immer ein, dass etwas als etwas erfahren wird“ (Franke, 2006, S. 202).

Will man Fremdheit als Beziehungserfahrung auf der Ebene von Körperlichkeit sichtbar machen, so lohnt der Blick auf Interaktionsbedingungen des Sports. Betrachtet man nämlich die Interaktionsstruktur des Sports näher, so wird deutlich, dass viele der Interaktionen in einer „emotionalisierten Kernzone“ (Schwark, 1998, S. 81) stattfinden. Dies gilt insbesondere bei Sportarten mit Körperkontakt. Die hohe affektive Aktivierung kann Fremdheitserfahrungen in der Weise verstärken, dass kleinste Abweichungen zu Irritation oder Abwehr führen. Vor diesem Hintergrund ist außerdem auf eine erhöhte Tendenz zur Kollektivierung von Affekten im Sport hinzuweisen. Dies mag auch mit der Beobachtung zusammenhängen, wonach im Sport „kollektive Identitäten in Aktion und in Kontakt, oft auch in Wettkampf miteinander“ (Eichberg, 2001, S. 37) treten. Der Sport stellt so betrachtet Erfahrungsräume zur Verfügung, die der Kollektivierung von Fremdheitserfahrungen Vorschub leisten können. In diesem Zuge sind es in der Regel körperliche Merkmale oder Praktiken, die Aufmerksamkeit binden und Wahrnehmung fokussieren. Unter der Bedingungen der Kollektivierung von Fremdheitserfahrungen ist es nicht mehr nur die

⁵² „Es gibt natürlich Erfahrungen, die vage und schwer zu lokalisieren sind; aber die körperlichen Erfahrungen sind für uns um eine Identität organisiert. Der Fuß und die Hand gehören zur Identität“ (Mead, 1995, S. 178).

einzelne Person, die als fremd wahrgenommen wird, sondern eine Gruppe oder Mannschaft. Wenn vor, während oder nach Sportspielen von einer Mannschaft übereinstimmend darauf hingewiesen wird, dass die andere Mannschaft viel zu hart gespielt habe, so liegen diesen Aussagen Fremdheitserfahrungen zugrunde. Im Amateur-Fußball scheinen diese Erfahrungen umso intensiver auszufallen, je stärker der Andere auf der Grundlage seiner Körperlichkeit als ethnisch Anderer identifiziert wird.

Aus der Affektforschung ist bekannt, dass diese Affekte in hohem Maße aufmerksamkeitsleitend sind und Einfluss auf Wahrnehmungs- und Erfahrungsprozesse nehmen. Besonders vor dem Hintergrund eines erhöhten Risikos von „sehr unkontrollierten affektiven Äußerungen“ (Bröskamp, 1994, S. 82), die im Sport in der Regel körperlicher Natur sind, können Fremdheitserfahrungen im Sport leicht zum Ausgangspunkt für Konflikteskalationen werden. Dass im Rahmen von Fußballspielen zwischen traditionellen ‚deutschen‘ Vereinen und Migrantensportvereinen offensichtlich häufig Differenzenerfahrungen gemacht werden, die nicht selten affektive Konfliktlogiken in Gang setzen, kann auch mit der Kollektivierung von Fremdheitserfahrungen erklärt werden.

Erfahrungen von Differenz, Inkompatibilität und Fremdheit sind im Sport dann wahrscheinlich, wenn körperliche Erscheinung oder körperliche Praktiken des Anderen als nicht anschlussfähig an die eigene Körperlichkeit oder den kollektivierten Entwurf von Körperlichkeit erfahren werden. Insofern sind im Rahmen von sportlichen Wettkampfsituationen solche Erfahrungen strukturell angelegt. Denn der binäre Code Sieg/Niederlage, der kennzeichnend für den (Leistungs-)Sport ist (vgl. Stichweh, 1990), provoziert notwendigerweise Situationen, in welchen die körperlichen Handlungen des Gegners in Widerspruch zu den eigenen Handlungen stehen. Diese Widersprüche müssen nicht notwendigerweise Fremdheit auf der Erfahrungsebene provozieren. Doch je stärker der Widerspruch wahrgenommen wird und je stärker dieser auf der Wahrnehmungsebene für Irritation sorgt, desto eher führen Interaktionen im Sport zu Erfahrungen von Fremdheit. Je weniger anschlussfähig die körperlichen Kommunikationsangebote des Anderen erfahren werden, desto wahrscheinlicher sind Fremdheitserfahrungen. Kennzeichnend für den sportwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurs seit den 90er Jahren ist eine kausale Verknüpfung von ethnisch-kultureller Differenz und Erfahrungen körperlicher Fremdheit (vgl. Bröskamp, 1992, S. 82ff.; 1994, S. 77ff.; Gebauer, 1986, S. 133f.).

„Dieser Ansatz macht auf einen neuen Aspekt des Sports in der multikulturellen Gesellschaft aufmerksam: Daß hier nämlich nicht nur Missverständnisse, sondern auch Fremdheitserfahrungen erzeugt werden können. Der Fluß sportlicher Interaktionen ist störanfällig, insbesondere dann, wenn unterschiedliche Erwartungshaltungen an den Sport herangetragen werden und wenn das kulturelle Hintergrundwissen der Handlungspartner sich als nicht kongruent erweist“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 12).

Der Argumentation zufolge resultiert Fremdheit in erster Linie aus der Widersprüchlichkeit ‚kultureller‘ Erwartungen. Fremdheitserfahrungen in der Form von Missverständnissen stellen sich vor diesem Hintergrund als unausweichliche Folgen von Zuwanderungsprozessen dar. Je größer die ethnisch-kulturellen Unterschiede, desto größer ist demnach die Distanz zwischen Körper- und Bewegungspraxen und desto unausweichlicher sind die sich ergebenden Fremdheitserfahrungen. Ausgehend von dieser Darstellung zeichnet sich Sport in Zuwanderungsgesellschaften primär durch Erfahrungskonstellationen aus, in deren Rahmen ethnische oder ‚kulturelle‘ Differenz an Körperpraxen des Anderen festgemacht werden. Auf diese Weise entstehen auf der Erfahrungsebene von Individuen im wahrsten Sinne des Wortes „Fremd-Körper“ (Gebauer, 1986, S. 124). In Anlehnung an Bourdieus körpertheoretische Aussagen wird davon ausgegangen, dass es sich dabei um implizite Wahrnehmungs- und Erfahrungsprozesse handelt, auf die kaum Einfluss genommen werden kann.

Mit der Abkehr von jenen Darstellungen, die den Körper als universelles, neutrales und verbindendes Kommunikationsmedium beschreiben, geht die Etablierung eines Paradigmas einher, das den Körper im Sport zum genuinen Träger von ‚Kultur‘, Ethnizität oder Nationalität macht. Im Kontext dieser körperbezogenen Fremdheitsdiskussion avanciert ‚Kultur‘ zu einem der zentralen Erklärungsmodelle für Fremdheitserfahrungen im Sport. In der Logik jener Argumentation belasten diese Erfahrungskonstellationen den Sport mit einer Hypothek, weil sie zum einen nicht zu vermeiden sind, zum anderen jenseits bewusster Reflexion verlaufen und schließlich nicht ohne Weiteres abgebrochen werden können (vgl. Bröskamp, 1994, S. 105ff.; Gebauer, 1996).

„Aber es ist ein Irrtum zu glauben, daß das Medium des Körpers weniger kulturell imprägniert sei als das Sprechen. Wenn man im Sport weniger auf die absolute Höchstleistung als auf die soziale Erfahrung setzt, wie dies im Freizeitsport im Unterschied zum Höchstleistungssport geschieht, macht man bei Gegnern, die einer fremden Kultur angehören, gerade die Erfahrung kultureller Fremdheit“ (Gebauer, 1996, S. 83).

Der Grundsatz der Gleichheit, der so bedeutend für das Selbstverständnis des modernen Sports ist, kann auf der Erfahrungsebene nicht verhindern, dass der

Andere als different oder deviant erfahren wird. Wenn es Männer – z.B. aus religiösen Gründen oder aus Gründen von Scham – nach dem Training oder Spiel vorziehen, mit Badehose zu duschen, so kann dies bei anderen Sportvereinsmitgliedern Irritation und Unverständnis auf der Erfahrungsebene hervorrufen, da sie etablierten Praktiken von Körperlichkeit im Sport widerspricht.

„Denn wir können nicht von der Existenz einer gesellschaftlichen Gleichheit aller Personen, die sich zum gemeinsamen Sporttreiben einfinden, ausgehen. Dadurch dass man sich gemeinsam umzieht und körperlich betätigt, wird man nicht voreinander gleich“ (Gebauer, 1986, S. 116f.).

Phänomene wie das der körperlichen Erfahrung von Fremdheit im Sport untermauern die sozial-konstruktivistische Erkenntnis, wonach Fremdheit eine selektive, relationale und beobachterrelative Konstruktion von Wirklichkeit ist. Da Erfahrungs- und Wahrnehmungsprozesse grundsätzlich vor dem Hintergrund von konkreten Ordnungen gemacht werden, sollen im Folgenden jene Ordnungen von Körperlichkeit betrachtet werden, die den Unterscheidungsvorgängen zwischen ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ zugrunde liegen.

4.1.2 *Der Körper als ordnungsstiftende Kategorie im Sport*

„Sportliche Spiele demonstrieren und machen für ihre Akteure demgegenüber leiblich spürbar, dass soziale Ordnungen nicht nur kognitive Konstrukte sind, sondern insofern auch ‚körper-logische‘ Systeme“ (Alkemeyer, 2006, S. 284).

Eine der zentralen Erkenntnisse des sozialwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurses besteht darin, dass jeder soziale Raum spezifischen Ordnungen unterliegt (vgl. Waldenfels, 1999a, S. 10). Begreift man Sport als durch Ordnungen und Grenzen gekennzeichneten Raum, in dem spezifische Regeln, Codes und Kategorien angelegt sind, dann gibt die Analyse körperbezogener Ordnungsaspekte Einblicke in kategoriale Zuordnungen, Konstruktionslogiken und Unterscheidungspraktiken. Denn in den sportbezogenen Ordnungen des Fremden spielt der Körper eine entscheidende Rolle, bietet er doch vielfältige Anlässe für die Etablierung von Bereichen des Eigenen und des Fremden im Alltag sportlicher Interaktionen. Diese Ordnungen sorgen dafür, dass aus körperlichen Merkmalen relevante Merkmale für die Generierung von Fremdheit werden. Gleichzeitig stellt sich bei der Analyse dieser Ordnungen die Frage, ob hier soziale Ordnungskonstruktionen in den Sport transportiert werden oder ob es sich um explizit sportspezifische Ordnungskonstruktionen handelt. In anderen Worten: „Reproduziert der Sport auf der Basis körperlicher Prozesse die bestehende

Gesellschaftsordnung oder produziert er eine eigene Ordnung?“ (Gebauer, 1986, S. 114).

In jedem Fall stellt sich der Körper im Sport als „gesellschaftliches Unterscheidungsmedium ersten Ranges“ (Gebauer, 1986, S. 117) dar. Was im Sport wahrgenommen werden kann, sind soziale Konstruktionen von Körperlichkeit. Auf der Grundlage solcher Unterscheidungen werden bewegliche Menschen von unbeweglichen, Jugendliche von älteren Menschen, Personen mit von jenen ohne Migrationshintergrund unterschieden. Der Zugriff auf solche Kategorisierungen findet besonders im Sport „geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen“ (Bourdieu, 1976, S. 200) statt. Im Sport finden sich jedoch auch Beispiele, die sportspezifische Ordnungen von Körperlichkeit zum Vorschein bringen.

Im Rahmen von Sportbegegnungen wird der Körper nicht nur zum Anlass für Unterscheidungen zwischen den Gruppen, sondern häufig auch zum Anlass für die Konstruktion antagonistischer Ordnungen. Dass diese Ordnungen Einfluss auf den Sport nehmen, zeigt sich nicht zuletzt auch an einem erhöhten Risiko für Platzverweise und Spielabbrüche im Amateur-Fußball (Pilz, 2006, S. 36; Stahl, 2009, S. 81ff.). Ordnungen des Eigenen und des Fremden treten zutage, indem beispielsweise den Angehörigen von Migrantensportvereinen von Angehörigen traditioneller ‚deutscher‘ Sportvereine ein Körper- und Sportverständnis attestiert wird, das nicht mit den Vorstellungen der eigenen Gruppe kompatibel ist und als *fremd* klassifiziert wird. Unabhängig davon, ob es sich um kohärente Klassifikationen handelt, die auf signifikante Differenzen rekurren oder um stereotype Differenzordnungen, kommt dem Körper im Sport eine operative Rolle bei der Einführung von Unterscheidungen zu.

Die ‚Affenlaute‘, die vor allem im Profi-Fußball von Zuschauern imitiert werden, um ‚schwarze‘ Spieler zu provozieren, sind ein weiteres Beispiel dafür, in welcher Weise der Körper Gegenstand kategorialer Ordnungen im Feld des Sports ist. In diesem Fall kommen Kategorisierungen zum Tragen, die von außen in den Sport hineingetragen werden, die aber deshalb nicht weniger relevant für das Spielgeschehen sind. Die Identifizierung von ‚schwarzen‘ Fußballspielern als körperlich Andere und die Belegung dieser Spieler mit rassistischen Äußerungen und Gesten sind ein Beispiel, an dem sich Transformationsprozesse körperbezogener Fremdattribuierungen in ihrer Wirkung für den Sport deutlich machen lassen. Denn die Wahrscheinlichkeit dafür, dass die mit Schmährufen bedachten Fußballspieler emotional auf diese Äußerungen

reagieren oder zumindest deren Konzentration auf das Spiel beeinflusst, ist hoch. Die Mitteilung von Differenz fokussiert dabei wiederum Ordnungen, in deren Mittelpunkt körperliche Merkmale stehen und die eine Unterscheidung zwischen ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ etablieren. Der fremde Körper tritt dann als Ordnungsobjekt in Erscheinung, das den Bereich des Außerordentlichen vergegenständlicht.

In seiner operativen Funktion ist der Körper im Sport zentraler Bezugspunkt für Ordnungskonstruktionen. Ganz besonders im Sport dominieren jene bipolaren Ordnungskonstruktionen, die den Anderen nicht nur als körperlich anders, sondern häufig als gegensätzlich konstruieren. Die Begegnung von Körpern ist immer von Ordnungen bestimmt. In einem körperfixierten Sozialraum wie dem Sport drängt sich der Körper förmlich als Ordnungsaspekt auf. Das Auftreten unterschiedlicher Körper- und Körperpraxen drängt im Sport dazu, Andere einzuordnen.

Für die Konstruktion von In- und Out-Group im Sport sind diese Prozesse grundlegend. Mit der relationalen Einordnung des körperlich Anderen in den Bereich des Fremden zeigen sich eindrücklich Grenzkonstruktionen des Sozialraums Sport. Jede Ordnung auf der Ebene von Körperlichkeit ist somit gewissermaßen stereotyp, denn sie reduziert Individualität auf körperliche Erkennungs- und Kategorisierungsmerkmale. Trotz ihrer reduzierten Betrachtung der Person sorgen Körper-Ordnungen im Sport jedoch dafür, dass andere Merkmale und insbesondere mögliche Gemeinsamkeiten in Hinblick auf Sprache, Werte und Interessen, gewissermaßen unsichtbar bleiben. Unter der Voraussetzung, dass die Klassifizierungen von Personen ausschließlich auf Körperlichkeit rekurrieren, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit reduktionistischer, stereotyper Kategorien. Ordnungsstiftend ist demnach die körperliche Manifestation der Person auf der Grundlage ihrer Einordnung in Bereiche des Vertrauten und des Fremden.

Der sportwissenschaftliche Körperdiskurs hat in diesem Zusammenhang die ordnungsstiftende Rolle von *Habitus* hervorgehoben. In Anlehnung an Bourdieus Sozialtheorie ist mit *Habitus* jene „Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix“ (Bourdieu 1976, S. 169) bezeichnet, die sich im Laufe der Lebensgeschichte herausbildet und in den Körper ‚einschreibt‘. Hinter dem Habituskonzept steht also weit mehr als das rein äußere Bild des Körpers und seinen biologischen Dispositionen. Vielmehr verbindet der Begriff „die sichtbare Körperlichkeit mit Gefühlen wie Scham, Stolz, Angst, Intimität und Vertrautheit“ (Eichberg, 2001, S. 54). Als inkorporierte Sozialstruktur sowie als Teil des Verhältnisses zur Welt ist der Habitus die an den Körper gebundene „sinnstiftende Wahrnehmung hervorbringende

Disposition“ (Bourdieu, 1999, S. 278). Ordnungsfunktion kommt dem Körper dadurch zu, als über ihn Differenzordnungen in Erscheinung treten und für Orientierung im sozialen Raum sorgen. Dementsprechend können sich auch der Sport und die darin zum Ausdruck kommende körperliche Praxis dem Habitus nicht entziehen. Soziale und kulturelle Differenzen sind dem Körper einverleibt und drücken sich in der Art und Weise Sport zu treiben aus. Dieser Annahme zufolge verrät die Art sich zu bewegen, etwas über den sozialen und kulturellen Hintergrund (vgl. Bourdieu, 1999, S. 310ff.; Bröskamp, 1994, S. 118ff.; 1998, S. 52ff.; Schwier, 2000, S. 22ff.).

In Anlehnung an den *Bourdieuischen Habitusbegriff* identifiziert der sportwissenschaftliche Diskurs den Körper als essentiellen Ordnungsstifter im Rahmen von sogenannten ‚interkulturellen‘ Sportsituationen. Im Zentrum der Betrachtung steht das Körperliche als ethnisch-kulturelle Ordnungskategorie im Sport der Einwanderungsgesellschaft. Ausgehend davon greifen Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft auf unterschiedliche Ordnungen von Körperlichkeit zurück. Charakteristisch ist außerdem die Vorstellung, wonach Menschen mit Migrationshintergrund einen anderen Sport treiben als die Mehrheitsbevölkerung (vgl. Bröskamp, 1994, S. 5ff.; 105ff.; Gebauer, 1986, S. 131ff.; Sonnenschein, 1999, S. 84f.; Thiele, 1999, S. 32ff.).

„In interkulturellen Sportsituationen aber, wo das Körperliche im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, kann die Konfrontation mit der Andersartigkeit kulturell geprägter Körpereinstellungen bei Angehörigen beider Ethnien Abneigung gegenüber den Körperauffassungen der jeweils anderen Gruppe hervorrufen. ... Die Sportausübung führt häufig zu einer Akzentuierung kultureller Differenzen auf der Ebene des Körperlichen“ (Bröskamp, 1994, S. 71).

Grundlegend für diese Perspektive ist die Annahme, dass Gesellschaften eigene Formen des Umgangs mit Körperlichkeit hervorbringen und diese eben auch den Sport prägen. In diesem Sinne repräsentiert Sport ein Feld, in dem sich unterschiedliche gesellschaftliche und kulturelle Ordnungen von Körperlichkeit studieren und in Relation zueinander setzen lassen. Inhaltlich schließt der Diskurs an eine Reihe von ethnologischen Studien an. Das wohl prominenteste Beispiel liefert Allison (1982a) mit einer Studie zum Basketball-Spiel der Navajo – einem Stamm der indigenen Bevölkerung Amerikas. Die Studie macht exemplarisch auf den Einfluss sozialer und kultureller Standards für den Umgang mit Körperlichkeit im Sport aufmerksam. Kennzeichnend ist die Beobachtung, dass sich das Basketball-Spiel der Navajos praktisch erheblich vom angloamerikanischen Spiel unterscheidet. Obwohl dem Spiel dasselbe formale Regelwerk zugrunde liegt, offenbaren sich auffällige Unterschiede im Hinblick auf das Maß an Körpereinsatz, die Bedeutung ästhetischer

Bewegungen und der Relevanz solidarischen Handelns. Allison's Studie zeigt, dass dasselbe Spiel auf der Grundlage derselben Regeln kulturellen Werten, Praktiken und Normen unterworfen ist und sich diese in körperlichen Praktiken und Bewegungsformen zeigen (vgl. auch Allison & Lüschen, 1979; Bröskamp, 1994, S. 40ff.).⁵³

So eindrücklich diese Erkenntnisse auf den ersten Blick für die Erklärung körperbezogener Ordnungen von Fremdheit sein mögen, so wenig taugen sie bei näherer Betrachtung für die Erklärung von Fremdheitsphänomenen, wie sie aktuell für den Sport in der Bundesrepublik kennzeichnend sind. Denn rückt man jene Menschen mit Migrationshintergrund in den Fokus, die seit mehreren Jahrzehnten und Generationen in der Bundesrepublik leben und Sport treiben, so sind zumindest Zweifel daran angebracht, ob die andere ethnische Herkunft, die Nationalität oder der Migrationshintergrund in ausreichendem Maße für die Feststellung divergenter, fremder Ordnungen von Körperlichkeit geeignet sind.

„Das Beispiel der türkischen Minderheit in Deutschland zeigt dies deutlicher als jedes andere: Türken verfügen über ein Distinktionssystem, das von dem jeder deutschen Schichtfraktion, auch von denen der Unterschichten, mit denen es eine Reihe von Berührungspunkten hat, deutlich abweicht. Ihr Geschmack repräsentiert für die deutsche Umgebung eine Unordnung, die die Distinktionssysteme der eigenen Gesellschaft in Frage stellt. Die Strukturierungsprinzipien ihres Systems sind für Deutsche undurchschaubar. Die Differenzen, die von der körperlichen Erscheinung der Türken angezeigt werden, befinden sich außerhalb der deutschen. ... Interkulturelle Begegnungen im Sport sind ein Aufeinandertreffen von zwei Geschmackssystemen auf elementarer Ebene. Im Sporttreiben mit Teilnehmern aus verschiedenen Kulturen findet eine Auseinandersetzung durch die Körper hindurch zwischen der einheimischen und der fremden Kultur statt“ (Gebauer, 1986, S. 134).

Typisch für diese binären Kategorisierungsversuche ist, dass kaum Platz für hybride Ordnungen von Körperlichkeit besteht. Auf diese Weise lassen sich z.B. ‚türkische‘ von ‚deutschen‘ Körperverständnissen unterscheiden und im Sport nachzeichnen. Vor dem Hintergrund dieser Polarisierungen tragen die Erklärungsmodelle der Komplexität gesellschaftlicher Lebenswelten kaum noch Rechnung. Für die Rückkehr zur „simplen Binarität“ (Stichweh, 1997a, S. 49) liefert nicht nur der alltägliche Sport mit seinen Nationalstereotypen, sondern auch der sportwissenschaftliche Diskurs mit seinen vereinfachenden Darstellungen Anschauungsmaterial. Wenn im Diskurs von der „türkischen Spielauffassung“ (Gebauer, 1996, S.83) oder von dem „muslimischen Körperkonzept“ (Mihçiyazgan, 1996, S. 99) gesprochen wird, so spiegeln sich darin

⁵³ Zu ähnlichen Erkenntnissen gelangt beispielsweise auch Eichberg (1975, 1998) im Rahmen einiger ethnologischer Studien zur Veränderung der Ballspiele auf Westsumatra.

jene Ordnungen wieder, die konstitutiv für antagonistische Fremdheitskonstruktionen sind. Identität und Wir-Konstruktionen entstehen in scharfer Abgrenzung zu den Körperpraktiken der Anderen. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die Aussage bewerten, wonach „die im Sportunterricht an türkische Mädchen herangetragene Anforderungen mit bestimmten, für sie gültigen körperbezogenen Verhaltensstandards konfliktieren“ und „daß ihre Auffassungen von Körper ganz anders sind als die der deutschen Schülerinnen“ (Bröskamp, 1994, S. 70). Die Selbstverständlichkeit, mit der solche Ordnungen im Sport, der Wissenschaft oder der Sportberichterstattung (re)produziert wurden und werden, spricht für ihr hohes Beharrungsvermögen sowie ihre alltägliche Erklärungskraft.

„Fasst man Fremdheit nicht als objektive Tatsache auf, sondern als eine gesellschaftliche Konstruktion, dann erscheint auch „Fremdheit im Sport“ in vielen Fällen nicht als auf im Körper „gespeicherte“ kulturelle Unterschiede rückführbar. Vielmehr erweisen sich die festgestellten Differenzen nur als Projektionen diskursiver Ordnungen von Kultur auf die sich in Sporträumen bewegendem Körper durch die (wissenschaftlichen) Beobachter“ (Thiel & Seiberth, 2009, S. 21).

Wenn Sportgrößen wie Beckenbauer oder Netzer vor einem Millionenpublikum ihre Vorstellungen über die Mentalität südländischer, afrikanischer, asiatischer oder deutscher Spieler verbreiten, so besitzen diese Aussagen häufig auch einen dezidierten Körper- und Bewegungsbezug – sei es in Bezugnahme auf den Körperbau, körperliche Kraft oder technische Fähigkeiten (vgl. Zifonun, 2008a, S. 164). Speziell bei sportlichen Großereignissen treten diese Ordnungskonstruktionen in Erscheinung.⁵⁴ Auch wenn sich der sportmediale Diskurs in dieser Hinsicht verändert zu haben scheint, so lassen sich auch heute noch Unterschiede in der Darstellung ‚weißer‘ und ‚schwarzer‘ Athleten im medialen Diskurs nachzeichnen. Insbesondere in der internationalen Sportforschung wird darauf hingewiesen, dass der mediale Diskurs über ‚schwarze‘ und ‚weiße‘ Sportler noch immer von Kategorien wie Rasse oder Ethnie geprägt wird und zur Bestimmung von Differenz in erster Linie körperliche Differenzmerkmale herangezogen werden. Dennoch geben internationale Studien Grund zu der Annahme, dass der Körper für die Rezipienten des medialen Diskurses grundlegender Ordnungsgegenstand ist. So enthalten subjektive Erklärungen für die Überrepräsentation ‚schwarzer‘ Athleten in bestimmten Sportarten häufig (implizite)

⁵⁴ Ein prominentes Beispiel dafür ist die amerikanische Sprinterin Wilma Rudolph, die bei den Olympischen Spielen 1960 in Rom drei Sprintmedaillen holte und bis heute in der Sportpresse und der Sportgeschichte unter dem Pseudonym ‚schwarze Gazelle‘ auftaucht (vgl. Emrich & Messing, 2001, S. 50).

Verweise auf natürliche, körperlich-biologische Differenzen (vgl. Van Sterkenburg & Knoppers, 2004, S. 312).

Deutlich wird dabei, dass die diskursiven Verfestigungen und Rezeptionen dieser medialen Ordnungen Einfluss auf die Wirklichkeitskonstruktionen der Rezipienten haben und darüber den Weg in den Sport finden. In dieser Hinsicht tritt die mediale Sportberichterstattung als Produzent von Ordnungen von Körperlichkeit im Sport auf. Für die subjektiven Konstruktionen von Fremdheit im Sport sind diese medial inszenierten Ordnungen über Körperlichkeit nicht weniger relevant als tatsächliche Interaktionserfahrungen. Speziell der Blick auf den medialen Sportdiskurs und dessen Rezeption liefert grundlegende Einblicke in hegemoniale Ordnungskonstruktionen und Machtrelationen, die Erfahrungsprozesse im Sport gewissermaßen vorstrukturieren. Wer sich mit Ordnungen von Fremdheit auf der Ebene des Körperlichen beschäftigt, der sollte jenen diskursiven Ordnungen Aufmerksamkeit zukommen lassen, die den Sport umgeben und begleiten (vgl. Van Sterkenburg & Knoppers, 2004; McCarthy, Jones & Potrac, 2003).

Abschließend lässt sich festhalten: Der Körper stellt sich im Sport als Unterscheidungsanlass *par excellence* dar. Als dominant erweisen sich Ordnungskonstruktionen, die auf bipolare Unterscheidungen zurückgreifen. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidungsvorgänge werden etablierte eindeutig von fremden ‚Körperkulturen‘ unterschieden. Ordnungsrelevant sind zumeist körperliche Merkmale und Praktiken, die ethnisch-kulturell konnotiert werden. Auf diese Weise werden ‚deutsche‘ von ‚türkischen‘ oder ‚muslimischen‘ Sport- und Körperpraktiken abgegrenzt. Die „Rigidität und Fluidität von Unterscheidungen“ (Stichweh, 1997a, S. 58), die für Fremdheitskonstrukte konstitutiv ist, treten im Sport dort in Erscheinung, wo der Körper auf der Grundlage beobachtbarer Merkmale zum Ausgangspunkt für die Identifikation unterschiedlicher Sport-, Körper- und Bewegungsverständnisse wird. In der Logik dieser Klassifizierungen entziehen sich Sportler aufgrund einer unterstellten kulturellen Fremdheit auf der Ebene von Körperlichkeit der Einordnung in bekannte, bewährte Kategorien. Der Fremde provoziert in seiner körperlichen Andersheit etablierte Ordnungen und macht auf die Begrenztheit von Ordnungen aufmerksam. Ungeachtet der Verkürzungen, die diesen Ordnungen zugrunde liegen, weisen diese eine hohe soziale Verbindlichkeit auf. Dies gilt nicht nur für den Sportalltag, sondern mitunter auch für sportpolitische, -mediale und -wissenschaftliche Diskurse über Sport.

„Ob der Sport trennende oder vereinigende Wirkungen hervorbringt, ob er rassistische Zuschreibungen beglaubigt, verstärkt oder ihnen entgegenwirkt, ob sich schließlich Körperkult und rassistische Diskurse miteinander verbinden, hängt freilich nicht von ihm allein ab“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 34).

3.1.2 Der Körper als Symbolträger für Fremdheit im Sport

Die Ordnungen und Unterscheidungsvorgänge, die konstitutiv für Fremdheitsphänomene im Sport sind, lassen sich lediglich auf analytischer Ebene trennen von den Bedeutungen, die an den Körper gebunden sind. Insbesondere die ethnische, nationale oder kulturelle Mitgliedschaft wird in alltäglichen Zusammenhängen in der Regel vom Körper abgeleitet. Im Rahmen dieser symbolischen Zuweisungsprozesse fungiert der Körper als symbolische Leinwand bzw. als Signalgeber.

„So beziehen sich informelle Feststellungen der Migrationsanderen auf Anzeichen des Phänotyps. Wer eine Migrantin ist, ist auch phänotypisch kodiert. Zudem gibt es gewissermaßen para-phänotypische Signale, die zwischen denen unterscheiden, die selbstverständlich dazugehören und denen, die dies nicht tun“ (Mecheril, 2004, S. 52).

Der Sport kann sich der Wirkung dieser alltäglichen Symboliken, Deutungen und Codes nicht entziehen. Ebenso wie in anderen gesellschaftlichen Räumen ist der Körper im Sport ein „in Diskursen und Interaktionen hergestellter Sinnkörper“ (Meuser, 2004, S. 202). Für die Rekonstruktion von Fremdheitsphänomenen im Sport ist die Analyse körperbezogener Symboliken unerlässlich – gleich ob es sich dabei um gesellschaftliche oder sportspezifische handelt. Die folgende Analyse fragt daher, in welcher Weise der Körper im Sport an der symbolischen Konstruktion von Fremdheit im Sport beteiligt ist und welche Konsequenzen dies für den sportlichen Alltag hat.

Im Kontext des sportwissenschaftlichen Fremdheitsdiskurses taucht der Körper als „schwer ignorierbare Symbolkategorie“ (Bröskamp, 1994, S. 11) auf. Der Körper tritt nicht nur als eines der „bevorzugtesten und wirksamsten Mitteln der symbolischen Darstellung sozialer Differenzen“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S.13) hervor, sondern vor allem als symbolische Projektionsfläche für selektive Zuschreibungen, Bewertungen und Stigmatisierungen. Der Körper taugt in diesem Sinne im Sport in besonderer Weise zur symbolischen Aufladung. Die (stereotypen) Vorstellungen beispielsweise über ‚türkische‘ oder brasilianische Körper- und Spielkulturen, wie sie im und um den Fußballsport weit verbreitet sind, verweisen somit nicht nur auf ordnungsrelevante Unterscheidungen, sondern enthalten vor allem auch Bewertungen

und Deutungsvorlagen. Nachdruck erlangen diese Unterscheidungen erst durch die Zuweisung von Sinn im Handlungsfeld Sport. Sinn ist eine Konstruktionsleistung, die auf Deutungen von Wirklichkeit verweist und auf Zuweisungsprozesse angewiesen ist. Bezogen auf den Körper im Sport ist es seine Bedeutungshaftigkeit, die Ordnungen Sinn verleiht (vgl. Thiel & Seiberth, 2009, S. 18ff.).

In seiner Relevanz als zentraler Zeichenträger ist der Körper für die Rekonstruktion symbolischer Verweisungszusammenhänge einer der herausragenden Bezugspunkte – wohl auch deshalb, weil an den Körper eine Vielzahl von Merkmalen gebunden sind, die allesamt mit ‚Bedeutungsinvestitionen‘ versehen werden können. Die Verweisungszusammenhänge, die über den Körper aktiviert werden, sind so vielfältig wie die Merkmale und Praktiken von Körperlichkeit, die zur Etikettierung herangezogen werden können: Körperbau, Hautfarbe, Haarfarbe, Gang, Gestik, Mimik, Körperhaltung, Körperpraktiken etc. Eben deshalb eignen sich körperliche Aspekte, Merkmale und Charakteristika im Sport in besonderer Weise zur symbolischen Grenzmarkierung.

„Nicht ohne Grund fußt die Identifikation von „fremden“ Körperkulturen oder Bewegungspraxen häufig vor allem auf offensichtlichen körperlichen Merkmalen, wie der Haut-, Haar- oder Augenfarbe. Erst diese einfache Identifizierbarkeit ermöglicht es, „den Südländer“ im Fußball als heißblütiger oder „den Afroamerikaner“ als einen mit natürlichem Rhythmusgefühl und „Soul“ ausgestatteten, guten Tänzer zu stereotypisieren“ (Thiel & Seiberth, 2009, S. 20).

Die Symbolik, die vom Körper im Sport ausgeht und die hinter dieser Symbolik stehenden ‚Bedeutungsinvestitionen‘ sind für die Konstruktion von Fremdheit im Sport grundlegend. Wenn der Anblick eines ‚schwarzen‘ Sportlers beim Beobachter normative Assoziationen in Gang setzt, so wird dabei bereits jene distinktive Kraft des Körperlichen sichtbar. In Gang gesetzt werden Interpretationsketten, über welche beobachtbare Merkmale erster Ordnung mit Sinn und Bedeutung versehen werden. In dem Maße, in dem körperliche Merkmale im Sport in den Blickpunkt geraten, treten Bedeutungszusammenhänge auf den Plan, die den Merkmalen symbolischen Wert zuweisen. Die Betrachtung dieser Etikettierungspraktiken gibt Hinweise auf die Distinktionskraft des Körpers im Sport.

Ein Blick in die Sportgeschichte unterstreicht die Relevanz symbolischer Konstruktionen von Körperlichkeit im Sport. Am deutlichsten wird dies vor dem Hintergrund rassistischer Ideologien. In der Rassenideologie und im Sport des Nationalsozialismus war der Körper erstes Repräsentationsobjekt rassistischer Konstruktionen. Auf der Ebene symbolischer Zuschreibungen fungierte der Körper als Sinnbild für rassische Unterschiede, die Überlegenheit der ‚weißen‘ ‚Rasse‘

gegenüber anderen ‚Rassen‘ sowie für nationale Identität.⁵⁵ Im Sport kam diese rassistische Körper-Symbolik besonders deutlich zum Ausdruck, als sportliche Wettkämpfe zu symbolischen Wettkämpfen wurden, in deren Mittelpunkt der Körper als Symbol für Rasse, Volk oder Nation in Erscheinung trat (vgl. Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 15ff.; Diehl, 2006).

Kennzeichnend für rassistische Argumentationen sind Naturalisierungen von Körperlichkeit.⁵⁶ „Körperliches wird hier nicht als Indikator von Sozialem, sondern als sichtbares Äußeres von ‚Natur‘ gelesen“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 16). Beispiele für diesen „Natur-Essentialismus“ (Gebauer, 1996, S. 83) finden sich auch heute noch – beispielsweise in der Sportberichterstattung.

„Thus the media often (re)produce an image that associates blackness with being 'naturally' suited to perform well in sport and of whiteness as being congruent with the ability to perform mental tasks“ (Van Sterkenburg & Knoppers, 2004, S. 303).

Auch wenn heute offene Formen von Rassismus zurückgegangen sind, so zeigt doch der Blick auf die Sportberichterstattung, dass rassistische Argumentationen noch immer zur Erklärung von Leistung im Sport herangezogen werden: „Vor allem in der heutigen Medienwelt des Sports scheinen solche Formen des positiven, schwärmerischen Rassismus zu dominieren“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 21).

Dennoch lassen sich Veränderungen im Diskurs, aber auch in der Rezeption des Diskurses nachzeichnen. Während lange Zeit Darstellungen dominierten, die ethnische/rassistische Unterschiede auf der Grundlage körperlicher Eigenschaften konkretisieren und die den ‚schwarzen‘ Athleten mit naturalisierenden und den ‚weißen‘ mit intellektuellen Attribuierungen belegten, zeichnen sich heute Veränderungen in den Darstellung ab. So werden ‚schwarze‘ Athleten mittlerweile in ähnlicher Weise mit intellektuellen und geistigen Fähigkeiten dargestellt wie ihre Kontrahenten oder Mitspieler ‚heller‘ Hautfarbe. Dass die Sportberichterstattung Einfluss auf die Wahrnehmung der Rezipienten nimmt, haben beispielsweise Van Sterkenburg & Knoppers (2004) in einer Studie mit niederländischen Studenten herausgearbeitet. Die Studie macht dominante Diskurse der Sportberichterstattung in

⁵⁵ Das folgende Zitat aus Tiralas Arbeit *Sport und Rasse* (1936, S. 82) steht stellvertretend für rassistische Deutungen von Körperlichkeit im Sport: „Die schwarze Art ist weniger schmerzempfindlich als die weiße. Vor allem sind Kopf und Gesicht unempfindlich. Deshalb müssen die schwarzen bei gleicher Kraft und Uebung (Training) besser abschneiden als die Weißen. Es kommt zu einem Wettstreit der teutonischen und der schwarzen Rasse. Es handelt sich darum, ob der weiße Kämpfer diesen natürlichen Mangel an ‚Härte‘ durch überlegene Intelligenz auszugleichen imstande ist“.

⁵⁶ Auch der amerikanische Sport zu Zeiten der Rassentrennung liefert Beispiele für diese Argumentationen (vgl. Olsen, 1968, S. 222f.; Volkwein, 1996, 137ff.).

den Aussagen der Rezipienten zu den Themen Ethnizität und Rasse sichtbar. So wurde beispielsweise die Überrepräsentation von schwarzen Athleten primär durch den Verweis auf natürliche körperliche Differenzen erklärt. Der Körper des ‚schwarzen‘ Athleten wird dabei als stärker und kräftiger eingeschätzt. Obwohl die Teilnehmer nachdrücklich betonen, nicht an die Existenz einer natürlichen geistigen Differenz zwischen ‚schwarzen‘ und ‚weißen‘ Athleten zu glauben, finden sich rassische Argumentationen der Rezipienten. Dies zeigt, dass mediale Diskurse das Denken der Rezipienten stärker beeinflussen als es den Teilnehmern bewusst ist. Die Tatsache, dass bestimmte Sportarten von den Teilnehmern einer ‚weißen‘ und andere einer ‚schwarzen‘ (Sport-)Kultur zugeordnet werden, macht ebenso auf die distinktive Kraft und Signalwirkung körperlicher Repräsentationen aufmerksam (vgl. Van Sterkenburg & Knoppers, 2004, 307ff.).

Dennoch sind es nicht nur mediale Diskurse, die den Körper im Sport zum Symbolträger werden lassen. Es sind außerdem gesellschaftliche Diskurse, subjektive Konstruktionen und sportspezifische Mechanismen der Generierung von Zugehörigkeit, die den Körper symbolisch besetzen. Im Spiegel kategorialer Bewertungen kann der fremde Körper zum Symbol für ethnische oder religiöse Differenz gesellschaftliche Probleme, Konflikte, für die Bedrohlichkeit des Anderen oder als Zeichen für „soziale und kulturelle (Nicht-) Zugehörigkeit“ (Amiroux & Bröskamp, 1996, S. 122) decodiert werden. Körperlichkeit kann im Zuge dieser Etikettierungsprozesse zum Symbol für die Unvereinbarkeit von Werten, Weltanschauungen und ‚Kulturen‘ werden. Unter diesen Voraussetzungen tritt er als symbolischer Gegenentwurf zum etablierten Bild einer gesellschaftlichen Körper- und Sportkultur in Erscheinung.

Das im Sport und speziell im „symbolischen Klassifikationssystem der Fußballwelt“ (Zifonun, 2008a, S. 164) weit verbreitete und immer wieder reproduzierte Bild vom ‚heißblütigen Südländer‘ ist ein weiteres Beispiel für die symbolische Bedeutung körperlicher Aspekte bei der Konstruktion von Fremdheit. So bringt Zifonuns (2008a) Analyse zum Ausdruck, dass es „symbolische Kämpfe der Abwertung und des Anspruchs auf Anerkennung“ (Zifonun, 2008a, S. 172) sind, in deren Rahmen der Körper zum Repräsentanten fußballerischer Fähigkeiten und zum Indiz für südländisches Temperament werde.

„Dabei dient das Stereotyp einerseits der Skandalisierung von vermeintlich schlimmeren Abweichungen von der moralischen Ordnung der Fußballwelt auf Seiten von ‚Südländern‘. Das höhere Maß an Aggressivität, Unehrllichkeit oder Betrug, muss nicht bewiesen werden, sondern gilt als Faktum, da es sich aus der natürlichen Anlage der ‚Südländer‘ ableite“ (Zifonun, 2008a, S. 166).

Im „symbolischen Klassifikationssystem der Fußballwelt“ (Zifonun, 2008a, S. 163) kommt dem Körper insofern eine bedeutende Rolle zu, weil er die entscheidende Aktivierungsinstanz symbolischer Bedeutungszusammenhänge und sportspezifischer Wissensbestände ist. Für Menschen mit Migrationshintergrund im Sport trifft die Aussage umso stärker zu, „daß die Individuen außerhalb der Privatsphäre umso mehr einer Wertung durch den Anblick des Anderen (d.h. ‚des‘ Deutschen) ausgeliefert sind, als sie Fremde sind“ (Amiriaux & Bröskamp, 1996, S. 122). Beobachtet ein Spieler einen anderen Spieler und klassifiziert diesen anhand von körperlichen Merkmalen als ‚südländisch‘, so setzt diese Klassifizierung häufig regelrechte Zuschreibungsketten in Gang. So werden dem ‚Südländer‘ spezifische Ballfertigkeiten, Eleganz und Gewandtheit zugeschrieben. Gleichzeitig ist er Symbol für geringe Frustrationstoleranz, hohe affektive Erregbarkeit und geringe Selbstkontrolle.⁵⁷

„Die Vertreter der deutschen Vereine und Verbände verweisen auf das südländische Temperament der Migranten, aber auch auf deren Disziplinlosigkeit vor allem bei Schiedsrichterentscheidungen“ (Pilz, 2006, S. 36).

In diesen Deutungsketten spiegeln sich Bewertungen wieder, die nicht nur Differenz konstatieren, sondern im Körper des Anderen spezifische Eigenschaften ablesen, die ihn zum Fremden machen können. Wenn Trainer oder Spieler ‚deutscher‘ Mannschaften vor Spielen gegen ‚türkische‘ Mannschaften im Amateur-Fußball auf das ‚türkische‘ Temperament anspielen oder wenn im Rahmen solcher Begegnungen Praktiken der verbalen oder körperlichen Provokation gezielt als taktisches Mittel eingesetzt werden (vgl. Pilz, 2006, S. 36; Schwark, 1998, S. 80f.; Zifonun, 2008a, S. 167), dann passiert dies – so lässt sich annehmen – nicht zuletzt auf der Grundlage dieser stereotypen Körper-Symboliken und darin enthaltener Handlungserwartungen. Kennzeichnend für den Fußballsport scheint eine „interaktive Kultivierung der Differenz“ (Müller, 2009, S. 292) zu sein. Speziell ‚türkische‘ Fußballspieler sind Gegenstand dieser symbolischen Verweisungszusammenhänge und „gelten als besonders gewalttätig, reizbar und empfindlich, als hinterlistig und unkontrolliert“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 154).

Eine Besonderheit dieser stereotypen Wissensbestände besteht nun darin, wechselseitig relevant zu sein; d.h. dass die Stereotype (wie das des heißblütigen Südländers) nicht selten auch von den stereotypisierten Personen geteilt werden. Der

⁵⁷ Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Bastian Schweinsteiger oder Philipp Lahm während der Fußball-WM 2010 öffentlich über die Mentalität argentinischer Spieler äußerten, spricht für die Akzeptanz und Salonfähigkeit dieses Stereotyps in der Welt des Fußballsports.

Körper dient im Sport also nicht nur der symbolischen Fremd-, sondern zugleich der Selbstinszenierung. Im ersten Fall ist er Deutungs- und Projektionsobjekt, im anderen Fall ist er selbst gewähltes Darstellungssubjekt. Fremdheit entsteht dann im wechselseitigen Bewusstsein, anders zu sein, anders Fußball zu spielen und affektiv anders zu reagieren. Zu beobachten ist, dass sich Menschen mit Migrationshintergrund nicht selten als ‚heißblütiger‘ inszenieren und dabei spielt eben der Körper als Träger symbolischer Deutungsmustern eine zentrale Rolle (vgl. Zifonun, 2008a, S. 165ff.).

Auf den ersten Blick scheinen sich diese Bilder auch empirisch zu bestätigen, wenn beispielsweise Pilz (2006) auf der Grundlage einer vorausgegangenen Auswertung von Sport- und Schiedsgerichtsakten feststellt, „dass zwei Drittel aller verhandelten Spielabbrüche von nicht-deutschen Spielern verursacht werden“ (Pilz, 2006, S. 36). Verwiesen wird außerdem auf einen hohen Anteil von Spielern türkischer Herkunft⁵⁸ bei den begangenen Tötlichkeiten. Tötlichkeiten ‚türkischer‘ Spieler erscheinen gemäß dieser Argumentationen als Ausdruck ‚türkischer‘ Konzepte von Körperlichkeit und Ehre. Bei näherer Betrachtung erweisen sich Befunde wie der obige insofern als problematisch, als dass sie den Hinweis vermissen lassen, wie die Kategorie ‚nicht-deutsch‘ zustande kommt. Da nämlich Nationalität und Ethnizität keine Merkmal sind, die sich aus Spielerpässen oder Mitgliederlisten direkt ablesen lassen, erscheinen Kategorisierungen wie ‚deutsch‘ und ‚nicht-deutsch‘ mehr als fraglich. Zudem wird in den sportwissenschaftlichen Darstellungen selten darauf verwiesen, dass die Ursachen dieser Auseinandersetzungen nicht notwendigerweise auf ethnische Konstruktionen von Körperlichkeit verweisen, sondern auch vor dem Hintergrund von sozialen Ungleichheiten und Diskriminierungen zu sehen sind, von welchen besonders türkische Spieler im Sportalltag betroffen sind (vgl. Kalter, 2003, S. 260ff.). Insbesondere im Rahmen von Fußballbegegnungen zwischen Migrantensportvereinen und ‚deutschen‘ Sportvereinen sind solche symbolischen Konstruktionen allgegenwärtig und erweisen sich nicht selten als sich-selbsterfüllende Prophezeiungen. Die Bedeutung solcher prekärer symbolischer Unterstellungen von einer an Körperlichkeit gekoppelten Andersartigkeit für die

⁵⁸ Der Grund dafür, warum gerade türkische Spieler in ihrer Körperlichkeit Gegenstand von Stereotypisierungen werden, hängt wohl zum einen damit zusammen, dass Menschen mit türkischem Migrationshintergrund die größte ethnische Minderheit in Deutschland bilden, zum anderen weil sich die Mehrheit der sportwissenschaftlichen Studien auf die ‚Gruppe‘ der ‚türkischen‘ Migranten und Menschen mit Migrationshintergrund konzentriert und drittens, weil vor allem Jungen mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland stark am organisierten Fußballsport partizipieren.

soziale Interaktion im Sport lässt sich an der folgenden – zugegebener Maßen überzeichneten – Aussage deutlich machen. Zutage treten darin nicht nur binäre Unterscheidungen, sondern vor allem stereotype Deutungsvorlagen.

„Deutsche Fußballer schreien beim Spielen die anderen unablässig an; die türkischen Spielgegner halten dies für eine Beeinflussung des Schiedsrichters. Sie selbst spielen stumm – den Deutschen ist dieses Verhalten unheimlich unterwürfig. Deutsche lieben Clubfeste mit Bier und Schweinefleisch vom Barbecue; den muslimischen Türken ist dies verboten, sie lehnen beides ab, was von den Deutschen übel genommen wird. Für die türkische Spielauffassung ist Härte ein Beweis von Männlichkeit; die Deutschen empören sich über das aggressive Spiel ihrer Gegner. Überhaupt werden viele Männlichkeitsvorstellungen von Türken, ihre Vorlieben für Posen, Schmuck, Parfüm, von den Deutschen negativ bewertet“ (Gebauer, 1996, S. 83).

Besonders im Sport zeigt sich die Ambivalenz dieser Klassifikationen, die sowohl zur negativen oder aber zur positiven Stigmatisierung führen können. Die Härte, mit der ‚türkische‘ Spieler angeblich spielen, kann dann positiv bewertet werden, wenn der Spieler einen Beitrag zum Erfolg der eigenen Mannschaft leistet. „Türkische Spieler gelten aber auch als im positiven Sinne leidenschaftlich, man sagt sie spielen einen besonders attraktiven Fußball und seien im Gegensatz zu den deutschen Spielern nicht so ‚verhätschelt‘.“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 154f.).

In beiden Fällen handelt es sich um Bewertungen, welchen Konstruktionen von universeller Differenz und Fremdheit zugrunde liegen. Und doch kann im einen Fall die Rezeption stereotyper Vorstellungen zu Zuschreibungen führen, die den Fremden in den ihm zugeschriebenen unmittelbar körperlichen Eigenschaften zum Symbol für eine andere, aber in sportlicher Hinsicht bereichernden Körperpraktik werden lassen. Nicht minder wahrscheinlich scheinen allerdings Deutungen, die Differenzen negativ klassifizieren und den Körper des Anderen zum Symbol für die Unvereinbarkeit von (Körper-)Kulturen oder nationalen Mentalitäten werden lassen.

„Das Deutungsmuster kommt mal als Erklärung, mal als Entschuldigung oder auch als Vorwurf sowie auf ironisch distanzierte Weise zum Einsatz und bringt so die unterschiedlichen Zuschreibungen, Beziehungsaspekte und situativen Relevanzen in von den beteiligten Akteuren akzeptierter Weise zum Ausdruck“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 155).

Auf der Ebene dieser symbolischen Verweisungszusammenhänge wird der Körper zum Sinnbild für nationale Fußballstile. Besonders im Schatten von sportlichen Großereignissen werden die Körper der Sportler zu Symbolismen für einen ‚deutschen‘, ‚türkischen‘, ‚brasilianischen‘, oder ‚afrikanischen‘ Fußballstil. Und obwohl aus wissenschaftlicher Sicht „unter dem Einfluss der globalen Zirkulation von Spielern, Trainern, Trainingsmodellen, Körperbildern und Körpertechniken“ (Alkemeyer, 2006, S. 268) eher das Verschwinden nationaler Fußballstile zu beobachten ist, werden

diese „Interpretations- und Unterscheidungsfolien“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S. 33) immer wieder reproduziert und gehören gewissermaßen zum symbolischen Inventar des Fußballsports sowie der Berichterstattung (vgl. Eisenberg, Lanfranchi, Mason & Wahl, 2004, S. 151ff.; Parr, 2003, S. 49ff.).

Im folgenden Zitat spiegeln sich diese Verweisungszusammenhänge von Körperlichkeit in Zusammenhang mit Sport wider:

„Von einer deutschen Nationalmannschaft erwartet man Opferbereitschaft, Disziplinertheit, Fleiß, Kampf bis zum Schlusspfiff. Andere Nationalteams dürfen sich mit Eigenschaften wie Eleganz, Spielwitz, Kreativität etc. schmücken. Sportjournalisten pflegen die Merkmale von Spielweisen mit Nationalbezeichnungen zu verknüpfen: Eine Mannschaft, die artistisch spielt, ist 'brasilianisch'; das biedere, harte, fleißige und erfolgreiche Spiel gilt als 'deutsch', eine genialische, im Endeffekt aber erfolglose Spielweise als 'österreichisch', eine elegante und geschmeidige als 'französisch' etc. Die derart zugeschriebenen Nationaltugenden werden auf dem Rasen als Formen der Körperinszenierungen aufgeführt. Die einmal festgelegte Verteilung nationalistischer Prädikate wird selbst dann nicht aufgegeben, wenn die Mannschaften inzwischen ganz andere Stile entwickelt haben. Die Verbindung von nationalen Mythen und Spielstilen scheint unverwüsthlich zu sein“ (Gebauer, 2000, S. 153).

Doch nicht nur auf der Ebene von Spielstilen zeigen sich Symboliken mit starkem Körperbezug. Auch im Kontext des sportbezogenen Integrationsdiskurses ist der Körper im Sport zum zentralen Symbol für Fremdheit geworden. Er steht als Symbol für Widersprüche, Missverständnisse, Inkompatibilitäten, Integrationsunwilligkeit, Störung, Irritation und vieles mehr. Unumstößlich erscheint in diesem Zusammenhang auch beispielsweise jenes Bild zu sein, das dann aktiviert wird, wenn über muslimische Mädchen und Frauen in Zusammenhang mit Sport gesprochen wird. So wird beispielsweise die Unterrepräsentanz von muslimischen Mädchen und Frauen im organisierten Sport in der Regel als Beleg für eine Unvereinbarkeit von Islam und Sport gedeutet. Im Rahmen dieser Erklärungsversuche avanciert der Körper zum Sinnbild für einen prekären, eingeschränkten Umgang mit dem Körper. Dies gilt umso mehr, je stärker Glaubenssymbole die äußere Erscheinung bestimmen und zum Gegenstand der Aufmerksamkeit werden. Wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen ist auch im Sport das Kopftuch zum Symbol für Fremdheit, die generelle Unterschiedlichkeit von Körperauffassungen und die Unvereinbarkeit mit sportlicher Aktivität geworden (vgl. Amiraux & Bröskamp, 1996, S. 122; Bröskamp, 1994, S. 70). In dem Maße, in dem Frauen und Mädchen muslimischen Glaubens ein verbindliches religiöses Körperkonzept unterstellt wird, das sie scheinbar notgedrungen von der Teilnahme am Sport ausschließt, wird Fremdheit zur unausweichlichen Folge und bisweilen zur selbsterfüllenden Prophezeiung. Im Mittelpunkt dieser Deutungszusammenhänge stehen häufig muslimische Mädchen und Frauen als

Symbol für konservative, sportfeindliche Haltungen sowie für die mit dem gängigen Verständnis von Sport unvereinbaren Körperordnungen. Kennzeichnend für diese Deutungszusammenhänge ist die Unterstellung eines negativen Zusammenhangs zwischen religiöser Zugehörigkeit und Körperlichkeit. Im Rahmen dieser Deutungsvorlagen dient der Körper als Projektionsfläche für Differenzdeutungen.

Unberücksichtigt bleibt im Rahmen dieser Deutungen die Tatsache, dass der islamische Glaube ebenso wie der Umgang mit Körperlichkeit – insbesondere in Situationen der Migration – in sehr vielfältiger Weise interpretiert wird. Die Rolle, die Sport und Bewegung im Leben von jungen muslimischen Frauen mit Migrationshintergrund spielt, lässt sich demnach nur bestimmen, indem man konkrete Konstruktionen von Körperlichkeit vor dem Hintergrund von individuellen Lebensentwürfen und Teilhabebedingungen betrachtet. Empirisch mehrfach belegt ist, dass sich die Unvereinbarkeit von Körperlichkeit, Sport und Islam weder aus dem Islam noch aus der subjektiven Rezeption des Islam durch gläubige Mädchen und Frauen universell ableiten lässt (vgl. Kay, 2006, S. 358f.; Thiel & Seiberth, 2009, S. 18ff.; Walseth & Fasting, 2003).

Vor diesem Hintergrund taugt das Kopftuch kaum zur Kennzeichnung des Verhältnisses, das eine muslimische Frau zum Sport und Körperlichkeit hat. Ebenso wie es fragwürdig erscheint, „ob es gerechtfertigt ist, etwa von einer islamischen Kultur der Einwanderer' zu sprechen“ (Schiffauer, 2008, S: 15) sind Zweifel an der Fiktion *einer* homogenen islamischen Körper-, Sport- und Bewegungskultur geboten. An dem Beispiel wird deutlich, dass für die Dekonstruktion stereotyper Symboliken sehr viel mehr Aufwand nötig ist als für deren Aktivierung und Reproduktion. Dass diese ‚Gruppe' der muslimischen Frauen und Mädchen' von Sportorganisationen in der Bundesrepublik lange Zeit kaum als potentielle Mitglieder in Betracht gezogen wurden, unterstreicht die Tragweite symbolischer Wissensbestände und Deutungsmuster im und für den Sport.

Es sollte deutlich geworden sein, dass sich der Körper im Sport als symbolischer Bezugspunkt für eine Reihe an stereotypen, kulturalistischen und essentialistischen Logiken eignet. In dem Maße, in dem der Sport den Körper in den Mittelpunkt rückt, erlangen körperliche Merkmale symbolische Relevanz. Da körperliche Merkmale immer auch Gegenstand von Interpretationen und Zuschreibungen sind, ist der Körper im Sport ein zentraler Ausgangspunkt für eine Vielzahl von Assoziationsketten, Stereotypen und Zuschreibungen. Symbolische Attribuierungen lassen Sportler in

seinen körperlichen Merkmalen und Praktiken zum Sinnbild für ein bestimmtes Sportverständnis oder eine bestimmte Körper- und Bewegungskultur werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Körper in der Wahrnehmung von Personen zum Sinnbild ethnischer oder nationaler Unterschiede wird und sportliche Leistungen zu „Indikatoren ihrer ethnischen Natur“ (Gebauer, 1996, S. 82), ist im Sport vergleichsweise hoch. Dies steht nicht zuletzt auch mit den Konstruktionslogiken von Identität im Sport in Zusammenhang. Denn trotz seiner globalen Ausbreitung und seines transnationalen Anspruchs liefert der Sport vielfältige Anlässe, bei denen Identität entlang von lokaler, ethnischer oder nationaler Zugehörigkeit konstruiert wird (vgl. Rowe, 2003, S. 287). Träger, Ausdrucksmedium und Zuschreibungsobjekt dieser symbolischen Zugehörigkeiten sind nicht zuletzt auch Sportler in ihren körperlichen Repräsentanzen. Phänomene ‚symbolischer Ethnizität‘ sind im Sport deshalb zu erwarten, weil sich der Wettkampfgedanke des Sports dazu eignet, Gegnerschaften auf der Ebene körperlicher Differenzdeutungen auszutragen und anhand von symbolisch aufgeladenen Kategorien wie Ethnizität, Kultur, Nationalität oder Religion zum Ausdruck zu bringen.

3.1.2 Reflexion

„Körperbezogene Wahrnehmungen kommen natürlich nicht in der einfachen Form des Registrierens und Beschreibens eines festgestellten oder zumindest behaupteten Unterschieds und der Herausbildung einer dazu passenden affektiven Reaktion zum Abschluss. Vielmehr fungiert Körperwahrnehmung immer auch als Metapher, und d.h., daß sie in einem soziokulturellen Interpretationsprozess eingebettet wird, der einzelne Merkmalsunterschiede in komplexe Diagnosen transformiert, die für Prozesse sozialer Klassifikation und Hierarchisierung verwendet werden können“ (Stichweh, 2010, S. 66).

Für die Analyse körperbezogener Fremdheitsphänomene erweist sich der Sport aufgrund seiner expliziten Körperfixierung als besonderes Forschungsfeld. Abseits des Sports gibt es kaum Gesellschaftsbereiche, in denen Menschen in vergleichbarer, expliziter Weise körperlich interagieren. Gerade jener Sport, der mit Anderen auf begrenztem Raum getrieben wird, schafft Voraussetzungen für die von Simmel beschriebene ambivalente Position des Fremden. Der Körper fungiert dabei als zentrales Beziehungsmedium. Fremdheitserfahrungen nehmen im Sport in der Regel Bezug auf die körperliche Materialität des Anderen. An ihm setzen Konstruktionen von Normalität an und von ihm nehmen symbolische Verweisungszusammenhänge ihren Ausgang. Es sind in hohem Maße selektive, variable und relationale Vorgänge, in deren Rahmen körperliche Merkmale ausgewählt, eingeordnet und mit Bedeutungen

versehen werden. Als primäres Erfahrungs- und Unterscheidungsobjekt ist der Körper im Sport somit erster potentieller Anlass für die Generierung von Fremdheit.

Folgende Erkenntnisse sind wesentlich im Hinblick auf Konstruktionsprozesse von Fremdheit im Sport:

Erstens fällt auf, dass der Diskurs um körperbezogene Fremdheitsphänomene im Sport fast ausschließlich die ‚Gruppe‘ der Menschen mit Migrationshintergrund fokussiert. Kennzeichnend sind Erklärungsmodelle, die Fremdheitsphänomene im Sport mit Verweis auf eine ethnisch-kulturelle Prägung von Körperlichkeit herleiten. Am Körper und entlang von Bewegungspraxen lassen sich demzufolge Bewegungs- und Körperkulturen unterscheiden und voneinander abgrenzen. Die Beharrlichkeit, mit der auf die Existenz türkischer, deutscher oder muslimischer Körper- und Bewegungskulturen verwiesen wird und mit der diese für das Auftreten von Konflikten und Fremdheitsphänomenen im Sport verantwortlich gemacht werden, gibt Hinweise auf die Bedeutung, die Kategorien wie *Ethnizität* und *Kultur* bei der Erklärung von Fremdheitsphänomenen im Sport beigemessen wird. Im Zuge dieser Argumentationen wird der Körper im Sport zum exponierten Repräsentanten von ‚Kultur‘, an dem Differenz gewissermaßen ‚ablesbar‘ ist. Fremdheitsphänomene im Sport werden zurückgeführt auf die potentielle Unvereinbarkeit von Körper- und Bewegungskulturen. Kennzeichnend für diese Erklärungsmodelle sind Annahmen, wonach „Migranten aufgrund ihrer ethnischen und sozialen Herkunft einen anderen Sport treiben als Deutsche, daß sie ein grundsätzlich anderes Sportverständnis haben, das sich auch in fremdkultureller Umgebung erhält, selbst, wenn es sich an deren Sportformen und Wertmuster anpasst“ (Sonnenschein, 1999, S. 84f.).

Zweitens stellen die Analysen die Reichweite dieser Erklärungsmodelle in der modernen Einwanderungsgesellschaft grundsätzlich in Frage und verweisen auf eine Reihe blinder Flecken in der Argumentation. Im Mittelpunkt der Kritik steht das ‚Beobachtungsschema Kultur‘ und die Festlegung von Personen auf ihre ‚Herkunftskultur‘. Kritisch gefragt wird, ob der Migrationshintergrund bzw. die ethnische Herkunft in einer von Migrations- und Pluralisierungsprozessen nachdrücklich veränderten Gesellschaft überhaupt noch zuverlässige Rückschlüsse auf die Körper- und Bewegungskultur von Menschen zulassen. Diese Frage stellt sich umso dringlicher in Anbetracht der großen Zahl an Menschen mit

Migrationshintergrund, die bereits in der zweiten und dritten Generation in Deutschland leben, mit dem Sportsystem der Bundesrepublik und dessen Bewegungskulturen vertraut sind und kaum mehr auf Primärerfahrungen mit der Bewegungskultur der Herkunftsgesellschaft ihrer Eltern oder Großeltern zurückgreifen können. Gerade für diese ‚Gruppe‘ „ist es angesichts der zu durchlaufenden Sozialisationsinstanzen völlig unplausibel, dass ihnen die Körper- und Bewegungskulturen der so genannten ‚Mehrheitsbevölkerung‘ fremd sind, und es ist nur wenig einleuchtend, dass ihre Körperpraxen fundamental mit denen der Menschen ‚ohne‘ Migrationshintergrund kollidieren“ (Thiel & Seiberth, 2009, S. 20).

Anschließend an diese grundsätzliche Kritik machen die Analysen *drittens* auf die Tragweite kulturalistischer Argumentationen und Wissensbestände für Konstruktionen von Fremdheit im Sport aufmerksam. Die kausale Rückbindung von Fremdheitsphänomenen an ‚Kultur‘ bergen die grundlegende Gefahr, in die „Falle kulturalistischer Ontologisierung“ (Alkemeyer & Bröskamp, 1996, S. 27) zu treten, Übergeneralisierungen Vorschub zu leisten und Fiktionen ethnisch-kultureller Differenz zu bestätigen. Problematisch sind kulturalistische Ordnungen nicht zuletzt deshalb, weil sie ‚Wahrheiten‘ reproduzieren und Eindeutigkeiten suggerieren, die der Vielfalt an gesellschaftlichen Lebensentwürfen und Identitäts-Konstruktionen in Einwanderungsgesellschaften nicht (mehr) gerecht werden. Zum anderen liefern sie ‚Steilvorlagen‘ dahingehend, Probleme im Sport exklusiv mit dem Hinweis auf kulturelle Inkommensurabilität zu erklären. Denn sie erlauben, Konflikte und Missverständnisse aller Art im Sport als unausweichliche ‚interkulturelle‘ Konflikte zu verorten, denen der Sport ‚hilflos‘ ausgeliefert ist. Die Gefahr der Naturalisierung, Essentialisierung und Kulturalisierung körperlicher Differenzen ist im Sport besonders hoch. Denn die ethnisch-kulturellen Herkunftsunterstellungen, die das körperliche Erscheinungsbild in Gang zu setzen vermag, sind in hohem Maße stereotyp, da sie Personen in ihrer Individualität auf körperliche Merkmale reduzieren. Vor diesem Hintergrund sind es vor allem „körperkulturelle Differenzdeutungen“ (Thiel & Seiberth, 2009, S. 21), die Konstruktionen von Fremdheit im Sport prägen und die dafür sorgen, dass binäre Unterscheidungen selbst dann aktiviert werden, wenn sich z.B. außer der Hautfarbe keine anderen signifikanten Unterschiede auf der Ebene von Körperlichkeit ausmachen lassen. In diesem Sinne eignet sich der Körper im Sport als symbolisches Projektionsobjekt. Die zahlreichen Mentalitätsunterstellungen und Nationalstereotypen, die beispielsweise der Fußballsport hervorgebracht hat und die

von Spielern, Funktionären oder den Medien immer wieder reproduziert werden, belegen die Präsenz dieser Argumentationen im Sport (vgl. Müller, 2009, S. 224ff.). Die Unterstellung von Unvereinbarkeit, die kennzeichnend für die Vorstellung vom ‚Kampf der Bewegungskulturen‘ im Sport ist, stellt eine der wesentlichen Hypothesen für den Sport dar.

Es sollte deutlich geworden sein, dass dem Körper im Sport eine Sonderrolle bei der Konstruktion von Fremdheit zukommt. Zuschreibungs- und Etikettierungsprozesse, die am Körper des Anderen ansetzen, können im Sport ebenso Ausschlussmechanismen in Gang setzen wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Dem Sport liegen folglich keine *universellen* Mechanismen zugrunde, die es zuverlässig ermöglichen, gesellschaftlichen Unterscheidungskategorien auf der Ebene von Körperlichkeit entgegenzuwirken und körperbezogenen Erfahrungen von Fremdheit vorzubeugen. Die Analysen verweisen darauf, dass Fremdheitsphänomene im Sport zumindest potentiell angelegt sind. Dieses Erkenntnis lässt jedoch keinesfalls den Schluss zu, dass im Sport keine konstruktiven Verständigungs- und wechselseitige Austauschprozesse möglich wären. Grundsätzlich kann jedoch davon ausgegangen werden „daß die Unvermitteltheit des Leiblichen durchaus kein Garant für gelingende Verständigung ist, sondern auch über ausgeprägte ‚Schattenseiten‘ verfügt“ (Thiele, 1999, S. 34).

Anknüpfend an diese Erkenntnisse besteht eine der wesentlichen Aufgaben einer kritischen Sportsoziologie darin, Bedingungen für gelingende Verständigungsprozesse im Sport zu identifizieren und Erklärungsmodelle zu liefern, die in der Lage sind, Fremdheitsphänomene im Sport vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen kohärent und konsistent zu beschreiben, zu erklären und zu verstehen. Dies setzt voraus, Fremdheitsphänomene differenzierter zu betrachten, als es kulturdeterministische Ansätze tun.

Dazu ist eine Änderung des Blickwinkels auf den Gegenstand notwendig. Lebensstil-Konzepte bieten vor diesem Hintergrund eine vergleichsweise neue Perspektive auf gesellschaftliche Differenzlinien. Mit dem Fokus ‚Lebensstil‘ ändert sich der Blickwinkel insofern, als nun das Individuum in seinen Verortungsbemühungen in den Vordergrund rückt. Für die Erklärung von Fremdheitsphänomenen im Sport liefert die Perspektive ‚Lebensstil‘ eine Reihe von Anknüpfungspunkten.

4.2 Der Lebensstil als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport

Während im vorausgegangenen Kapitel die *Person* in ihrer Körperlichkeit im Mittelpunkt stand, rückt im Folgenden die *Verortung von Personen und Gruppen im sozialen Raum* in den Mittelpunkt. Gegenstand sind jene selbstgewählten Unterscheidungen, die unter dem Begriff des Lebensstils thematisiert werden. Für die Konstruktion von Fremdheit im Sport sind diese Unterscheidungen hochrelevant. Denn Abgrenzungs- und Klassifikationsprozesse, Konstruktionen von Differenz und Zugehörigkeit sind im Sport nicht zwangsläufig an körperliche Aspekte gebunden, sondern lassen sich ebenso vor dem Hintergrund informeller Zuordnungsprozesse auf der Ebene von Lebensstilen beobachten und analysieren. Ob und in welcher Form eine Person Sport treibt sowie welche Bedingungen und Motive dabei eine Rolle spielen, entscheidet das Individuum zunächst einmal selbst aufgrund von Wertvorstellungen, Einstellungen und Präferenzen. Diese haben mit dem Migrationshintergrund oder der ethnischen Herkunft nur noch teilweise zu tun. Welche Rolle spielt also der *Lebensstil* bei der Generierung von Fremdheit im Sport?

Um dieser Frage nachzugehen, ist zunächst *Lebensstil* als sozialtheoretisches Konzept näher zu bestimmen. Orientiert man sich beispielsweise an Bourdieus Werk, so „funktioniert der soziale Raum wie ein symbolischer Raum, wie ein Raum von Lebensstilen und durch unterschiedliche Lebensstile gekennzeichneten Statusgruppen“ (Bourdieu, 1992, S.146). Die Aussage macht deutlich, dass Lebensstile auf Unterschiedlichkeit verweisen. Kennzeichnend für die Lebensstilforschung ist die Frage, „inwieweit Lebensstile erklärungskräftig sind und zum gesellschaftlichen Strukturverständnis beitragen“ (Otte, 2004, S. 34). Bei genauerer Betrachtung der Gegenstandsbestimmungen zeigt sich jedoch, dass der Lebensstilbegriff wissenschaftlich nicht eindeutig besetzt ist.⁵⁹ Trotz der Inkongruenzen zwischen den verschiedenen Lebensstil-Perspektiven stellen die Ansätze weitgehend übereinstimmend die besondere Relevanz individueller

⁵⁹ Mit *Lebensstil* ist kein einheitliches Konzept bezeichnet. Die Lebensstiltheorie und -forschung stellt sich als heterogener Bereich dar, der zahlreiche Definitionen, Typologien und Kennzeichnungsversuche umfasst (vgl. Dittrich & Hölscher, 2001, S. 52ff.; Georg, 1998, S. 52ff.; Hartmann, 1999, S. 15ff.; Hermann, 2004, S. 155ff.; Schulze, 1992, S. 174ff.). Die Vielfalt an Zugängen kann im Rahmen dieser Arbeit nicht umfassend dargestellt werden. Hinzuweisen ist jedoch auf definitorische, theoretische und empirische Divergenzen in der Kennzeichnung des Phänomens (vgl. Hartmann, 1999, S. 46; Otte, 2004, S. 43ff.). Am kontroversesten wird wohl die Frage diskutiert, „welche Haupteinflussgrößen Lebensstile strukturieren“ (Otte, 2004, S. 25).

Konstruktionsprozesse bei der Ausprägung von Lebensstil heraus (vgl. Hitzler, Bucher & Niederbacher, 2005, S. 34; Lüdtke, 1989, S. 50).

„Diese Vielfältigkeit des sozialen Lebens drückt sich in den Lebensstilen aus. ... Es ist ein Muster des Alltagsverhaltens und dieses Muster kann von anderen unterschieden werden und grenzt sich auch in Details sichtbar (Kleidung z.B., Sprache) von anderen ab. Im Begriff Lebensstil werden Werthaltungen und Verhaltensweisen verbunden. Und sie betreffen alle Gebiete des täglichen Lebens: Partnerschaft, soziale Beziehungen, Wohnen, Essgewohnheiten ebenso wie Kleidungspräferenzen, Freizeitvorlieben ebenso wie Einstellungen zur Arbeit, Politik und Religion“ (Richter, 2005, S. 114f.).

In diesem Sinne repräsentieren Lebensstile „strukturierende Muster individueller Lebensführung“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 202). Diesen liegen „Bündel von Präferenzen“ (Hartmann, 1999, S. 42), zugrunde. Lebensstile bündeln gewissermaßen „Einstellungen und Werthaltungen, politische Meinungen, Auffassungen zum Alltagsleben, Freizeitgewohnheiten“ (Richter, 2005, S. 116). Im Gegensatz zu deterministischen Kulturkonzepten sind diese Einstellungen jedoch veränderbar. Hinter dem Begriff *Lebensstil* steht demzufolge ein „Konglomerat aus Werthaltungen, die man im Laufe der Sozialisation mitbekommen hat und Verhaltensgewohnheiten beziehungsweise Ideen, die man in den täglichen Kontakten überprüft, bestätigt findet und verfestigt“ (Richter, 2005, S. 113). Die gesellschaftliche Vielfalt spiegelt sich nicht zuletzt in der Vervielfältigung von Lebensentwürfen.

Obwohl Menschen konkreten sozialen und ökonomischen Bezügen unterworfen sind, treten sie als Konstrukteure ihres eigenen Lebensstils in Erscheinung. Dies hängt damit zusammen, dass sie die „Fähigkeit zur Stilisierung des eigenen Lebens“ (Hartmann, 1999, S. 42) besitzen. Grundlage des Lebensstilkonzepts ist eine zumindest „*partielle* individuelle Gestaltbarkeit der Subjektivität und eine ‚Wählbarkeit‘ von Lebensstilen“ (Otte, 2004, S. 24). Lebensstile stehen damit für das „Ausbalancieren der Verfolgung privater Präferenzen einerseits und gegebener Ressourcen und Restriktionen andererseits“ (Lüdtke, 2001, S. 19). Organisiert sind Lebensstile demnach nach dem Prinzip der Neigung. Personen selektieren und wählen präferenzgeleitet aus einer Vielzahl von Wahlmöglichkeiten aus. Im Lebensstil zeigen sich somit „Handlungsmuster, die Menschen bewußt wählen, um ihre Lebensziele zu erreichen“ (Hartmann 1999, S. 42). Demnach ist die „Wahl oder Prägung eines passenden Stils in die Verantwortung der Individuen gelegt“ (Soeffner, 2001, S. 89).

„Die Lebensstilforschung bezieht ihre Begründung zu einem wesentlichen Grad aus der ‚Individualisierungsthese‘, deren Kern in der Behauptung einer Entkopplung der menschlichen ‚Subjektivität‘ von ‚objektiven‘ Strukturen liegt“ (Otte, 2004, S. 19).

Konsens besteht weitgehend darüber, dass sich die komplexer gewordene gesellschaftliche Wirklichkeit nicht (mehr) hinreichend durch universalistische Kategorien wie Nationalität, Ethnizität oder Religion erklären lässt. In dem Maße, in dem sich Menschen nämlich bewusst für eine Stilisierung ihres Lebens entscheiden, lässt die ethnische Herkunft kaum mehr Rückschlüsse auf Lebensstil zu. Diese Konstruktionen „decken sich also nicht unbedingt mit dem, was gemeinhin unter der ‚Kultur‘ einer bestimmten Bevölkerungsgruppe verstanden wird“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 202). Die Lebensstilforschung trägt vielmehr den vielfältigen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen Rechnung, die mit Begriffen wie Pluralisierung, Individualisierung und Enttraditionalisierung bezeichnet werden (vgl. Georg, 1998, S. 18ff.; Hitzler et al., 2005, S. 11ff.; Lüdtke, 1989, S. 60; Otte, 2004, S. 19ff.; Richter, 2005, S. 15 ff.; Schulze, 1992, S. 36ff.).

In Anbetracht einer abnehmenden „Prognostizierbarkeit von Handlungen gesellschaftlicher Gruppen“ (Hermann, 2004, S. 154) sowie der „Ausweitung individueller Handlungsspielräume“ (Otte, 2004, S. 21) erheben Lebensstilkonzepte den Anspruch, der „Unschärferelation der Alltagswirklichkeit“ (Wippermann & Flaig, 2009, S. 8) in angemessener Weise Rechnung zu tragen.

Einen Lebensstil zu haben heißt demgemäß, die verschiedenen Lebensbereiche und damit auch Zugehörigkeiten zu sozialen Formationen im Lebensvollzug ‚zusammenzubasteln‘ und so ein individuelles Gesamtarrangement zu erzeugen“ (Hitzler et al., 2005, S. 34).

Vor diesem Hintergrund repräsentiert Sport einen gesellschaftlich hochrelevanten Lebensbereich, in dem unterschiedlichste Lebensstile zum Ausdruck gebracht werden und aufeinandertreffen. Geht man nun von der Annahme aus, „dass es in Sportsystemen funktional ausdifferenzierter Gesellschaften allenfalls in Ansätzen formale Ausschlussmechanismen gibt“ (Thiel & Cachay, 2003, S. 287), so verspricht die Lebensstil-Perspektive Einblicke in informelle Ausschlussmechanismen und Zuordnungsprozesse im Sport. Gleichzeitig vollzieht sich ein paradigmatischer Wechsel in der Auseinandersetzung mit Fremdheitsprozessen im Sport. Der Zugang eröffnet die Möglichkeit, Grenzkonstruktionen sichtbar zu machen, die konstitutiv für Fremdheitsphänomene im Sport sind. In letzter Konsequenz sind es „die individuellen Präferenzen, die darüber entscheiden, ob nun Sport getrieben wird oder nicht“ (Thiel & Cachay, 2003, S. 287f.). *Fremdheit im Sport* entsteht aus dieser Perspektive aufgrund von Präferenzentscheidungen und Selektionsvorgängen, die das Alltagsleben von Menschen generell und den Sport als dominantes Element des individuellen Lebensstiles betreffen (vgl. Seiberth & Thiel, 2010, S. 195).

Mit Blick auf den Gegenstand dieser Arbeit stellt sich an dieser Stelle die Frage, in welcher Weise Lebensstile den Sozialraum Sport prägen und welchen Einfluss Lebensstile auf die Konstruktion von Fremdheit im Sport haben können. Inwieweit lassen sich Fremdheitsphänomene im Sport auf der Ebene von Lebensstilen verorten?

4.2.1 Der Lebensstil als Beziehungserfahrung

„Selbst wenn man als ‚Stilist‘ allein ist, posiert man vor einem sozialen Spiegel. Denn man hat gelernt, daß die soziale Interaktion, die unmittelbare Begegnung und wechselseitige Beobachtung in Vis-à-vis-Situationen, das eigentliche Bewährungsfeld für Stilisierungsbemühungen sind“ (Soeffner, 2001, S. 84).

Lebensstile zeichnen sich nicht zuletzt dadurch aus, dass es *relationale* Formationen sind, welche die Beziehungsebene zwischen und Erfahrungsebene von Personen betreffen. Über den Lebensstil setzen sich Personen ins Verhältnis zu Anderen. In seiner expressiven Darstellungsfunktion beschreibt der Lebensstil eine *selbst gewählte* Beziehung zu anderen Personen und Gruppen. Mehr noch: So wie das Eigene relational auf das Fremde bezogen ist, ist auch die Zuordnung zu Lebensstilen nicht denkbar ohne den sozialen Bezug zu anderen Personen und Lebensstilen. Denn der eigene Lebensstil lässt sich nur deuten in Relation zu anderen Lebensstilen, Personen und Gruppen. Kontur gewinnen Lebensstile im sozialen Raum also erst in ihrer Relationalität. Dies zeigt sich umso stärker auf der Erfahrungsebene: Zum Gegenstand von *Erfahrungen* werden Lebensstile unter der Prämisse, dass Menschen ihren Einstellungen, Präferenzen, Überzeugungen und Werten Ausdruck verleihen, indem sie Ähnlichkeiten und Differenzen (z.B. in Bezug auf Kleidung, Musik oder Freizeitbeschäftigung) expressiv zum Ausdruck bringen (vgl. Hartmann, 1999, S. 44; Hermann, 2004, S. 174; Lüdtkke, 2001, S. 19).

Zum Gegenstand subjektiver Wirklichkeit werden Lebensstile im Kontext von Beziehungserfahrungen, über die Verbindendes offen gelegt und Inkompatibilitäten bezeichnbar werden.

Im Interaktionsprozess erlauben Lebensstile auf Grund ihrer Expressivität, Wahrnehmbarkeit und distinktiven Funktion eine Einschätzung und Beurteilung des Interaktionspartners (Hermann, 2004, S. 174).

Ein Bezugspunkt für Fremdheitserfahrungen repräsentieren Lebensstile im Sport aufgrund der besonderen Eignung des Sports zur expressiven Darstellung von Stil. In Anbetracht der Vielzahl an Lebensstilformationen sind diese Darstellungen und damit einhergehende Erfahrungen von (In)Kompatibilität in den alltäglichen Interaktionen

des Sports nicht nur möglich, sondern vielmehr zu erwarten. Schließen sich Personen einer Lebensstil-Gruppe, einer Szene oder einem Milieu an, so positionieren sie sich als anschlussfähig an deren spezifische Regeln, Codes und Interaktionsformen. Erfahrungen von Kongruenz mit dieser Gruppe sind dabei ebenso angelegt wie Erfahrungen von Divergenz gegenüber anderen Lebensstilgruppen. Im Fall fehlender Anschlussfähigkeit rücken Erfahrungen von Unterschiedlichkeit in den Vordergrund. Der Andere stellt sich unter diesen Bedingungen als Person dar, die aus der Vielzahl an Wahlmöglichkeiten andere Präferenzen entwickelt hat.

„Ob sich Menschen unter der Bedingung gegenseitiger Wählbarkeit aufeinander einlassen oder nicht, hängt maßgeblich davon ab, ob sie sich gegenseitig bereits dann als wahrscheinlich ähnlich wahrgenommen haben, wenn sich noch gar kein intensiver Kontakt entwickeln konnte“ (Schulze, 1992, S. 177).

Im Sport lassen sich lebensstilbedingte Fremdheitspotentiale besonders anschaulich nachzeichnen. Dies hängt stark damit zusammen, dass sich der Sport bis heute stark ausdifferenziert hat und damit die Erweiterung von Angebotsstrukturen einher gegangen ist. Sport stellt sich heute dar als Freizeitraum mit multiplen Wahlmöglichkeiten. Im Zuge dieser Entwicklungen ist Sport zum „Tummelplatz pluralistischer Moral- und Leistungsansprüche“ (Lüdtke, 2001, S. 62) geworden. Mit der Pluralisierung von Sporräumen, -verständnissen und -motiven ist eine Vielzahl neuer Erfahrungs- und Darstellungsräume entstanden (vgl. Bette, 1999, S. 147ff.; Cachay & Thiel, 2000, S. 60ff.; Digel & Thiel, 2008; Gugutzer, 2008).

Freizeit im Allgemeinen und Sport im Besonderen sind zur zentralen Ressource im Leben von Menschen geworden. Im Freizeitbereich besteht die Aussicht auf „aktives oder rezeptives Erleben in freiwilliger Teilnahme“ (Lüdtke, 2001, S. 25). In diesem Zusammenhang fungiert Sport als Raum, in dem sich (Lebens-)Stile darstellen, pflegen und inszenieren lassen. Dies ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sich der Freizeitbereich in besonderer Weise zur Darstellung und Erfahrung von Individualität eignet. Darüber hinaus bietet auch der Sport selbst Anlässe zur Generierung von Stil (vgl. Gebauer, Alkemeyer, Flick & Schmidt, 2004, S. 11ff.; Prahl, 2010, S. 209f.; Schmidt, 2002, S. 31ff.; Vester, von Oertzen, Geiling, Hermann & Müller, 2001, S. 521).

Die passende sportliche Betätigung wählen Personen aus einer Vielzahl von Sportarten und Organisationsformen aus. Über ‚ihren‘ Sport verankern sich Menschen nicht nur im sozialen Raum, sondern sie erfahren in der Regel auch „Stilkonkurrenzen“ (Soeffner, 2001, S. 88) – beispielsweise in der Form, dass ein bestimmtes Setting als nicht anschlussfähig an den eigenen Stil empfunden wird. In

dem Maße, in dem Lebensstile als exklusive Konstruktionen zur Schau gestellt bzw. erfahren werden, tritt Fremdheit als Beziehungserfahrung auf der Ebene von Lebensstil in Erscheinung.

Der Stil des Streetball-Spielers kann dem Vereinsmitglied fremd vorkommen, da ihm die jeweiligen Inszenierungspraxen und Codes unvertraut sind. Basketball bietet wiederum im Verein andere Erfahrungs- und Inszenierungsgelegenheiten als beim Streetball. Je nachdem welche Ansprüche an das Spiel, den Organisationsgrad und die Rahmenbedingungen gestellt werden, wählen Personen ein Setting aus. *Streetballer* organisieren sich in der Regel in anderer Form als Vereinsbasketball-Spieler, legen Wert auf Unabhängigkeit, Flexibilität und selbstbestimmtes Sporttreiben (Schmidt, 2002, S. 210ff.). Treten diese beiden Stile in Interaktion, dann sind zumindest Erfahrungen von Unähnlichkeit zu erwarten. Lamprecht & Stamm (2002, S. 119) unterstreichen diese Erkenntnis, wenn sie mit Blick auf den Trendsport festhalten:

„Während die Trendsportart durch das Angebot einer Gegenwelt zusätzlich an Attraktivität gewinnt, erzeugt dies bei der etablierten Sportwelt einen Gegenreflex, der von Verunsicherung bis Ablehnung reicht“.

Trotzdem erweisen sich Lebensstile als in hohem Maße individuelle Konstruktionen. Daher besteht prinzipiell auch die Möglichkeit, dass sich Personen sowohl als Vereinssportler als auch Streetballer betätigen. Diese Beobachtung verweist darauf, „daß der Einzelne diese kleinen sozialen Teilzeitwelten typischerweise eben nicht (mehr) als Oktroys mit dem Anspruch auf (relative) Alternativlosigkeit erlebt, sondern als prinzipiell mit relativ geringen ‚Kosten‘ wähl- und abwählbare Optionen, deren vorläufige bzw. zeitweilige Akzeptanz ihm auch keine bzw. allenfalls vernachlässigbare Restriktionen auferlegt in Bezug auf parallele oder gar sequentiell verschobene Mitgliedschaften in anderen Gemeinschaften“ (Hitzler et al., 2005, S. 18). Personen sind in der Lage, Wertvorstellungen zu verknüpfen und als sinnhaft zu erfahren, die sich für andere Personen eventuell als unvereinbar darstellen. Fremdheitserfahrungen im Sport können folglich (Lebens-)Stile zum Gegenstand machen. In diesem Zusammenhang ist es die „individuelle Ausdrucksform“ (Soeffner, 2001, S. 82), die die Person mit anderen Personen in Verbindung setzt, die aber gleichzeitig Anlass zu Differenzenerfahrungen bietet.

Wahrscheinlich sind lebensstilbedingte Fremdheitserfahrungen im Sport unter der Bedingung, dass kaum Anknüpfungspunkte gesehen werden. Dies kann zwischen Repräsentanten unterschiedlicher Sporträume ebenso passieren, wie zwischen

Teilnehmern aus ein und demselben Sportraum. Spielen beispielsweise in einer Freizeitmannschaft unterschiedliche Generationen zusammen Fußball, so besteht die Möglichkeit, dass sich dabei unterschiedliche (Lebens-)Stile treffen. Disziplin-Fanatiker und markenfixierte Sportler spielen zusammen mit behelfsmäßig ausgestatteten und spaßorientierten Teilnehmern. Ferner unterscheiden sich Fußballstile mitunter erheblich. Während im einen Fall rustikal gespielt wird und Vorstellungen von Kameradschaft und Gehorsam im Mittelpunkt stehen, stellt ein anderer eventuell Athletik, Geschwindigkeit und ästhetisches Spiel in den Fokus. Die sich daraus ergebenden Konstellationen können Fremdheit im Sport in ebensolcher Weise provozieren, wie es die Hautfarbe auf der Ebene des Körperlichen vermag.

Für die Sporttreibenden bedeutet dies, dass lebensstilbedingte Präferenzentscheidungen grundsätzlich zumindest potentiell Erfahrungen von Differenz, Inkompatibilität und Fremdheit beinhalten. Dies führt einmal mehr zu der Einsicht, dass der Sport trotz seines Anspruchs auf Gleichheit Erfahrungen von Unähnlichkeit, wie sie entlang von Lebensstilen gemacht werden, nicht vorbeugen kann. Der Punk, der in einen wertkonservativen, ländlichen Sportverein kommt, um Handball zu spielen, kann eventuell die Erfahrung machen, dass seine Wertvorstellungen und Präferenzen, Vorstellungen von Autorität und Solidarität kaum Anschlussmöglichkeiten bieten an die Wertvorstellungen anderer Spieler oder Vereinsmitglieder. Stil kann unter diesen Bedingungen für den Punk zum Problem werden, da er sowohl auf der Beziehungsebene als auch auf der Erfahrungsebene Fremdheit produzieren kann.

Dennoch muss diese Erfahrung von Fremdheit nicht notwendigerweise dazu führen, dass die Person den Verein verlässt. Denn bisweilen sorgen der Reiz des Spiels und die Leidenschaft für einen Sport dafür, dass um der Teilnahme willen auch Erfahrungen in Kauf genommen werden, die in anderen gesellschaftlichen Bereichen zum Selbstausschluss führen würden. Aus diesem Grund könnte es der Punk vorziehen, sich im Kontext des Vereins nicht als Punk, sondern als passionierten Handballspieler zu inszenieren. Denn Lebensstile werden nur unter der Bedingung zum Erfahrungs- und Beziehungsgegenstand, dass sie ‚gepflegt‘, d.h. expressiv zum Ausdruck gebracht werden. Fremdheitserfahrungen würden in diesem Fall zwar für den Punk nicht ausbleiben; sie würden jedoch dem Wunsch untergeordnet, im organisierten Ligabetrieb Sport zu treiben. Zugleich macht das Beispiel deutlich, dass die Teilnahme am organisierten Sport kein hinreichender Indikator für die Irrelevanz von Fremdheitsphänomenen im Sport ist. Umgekehrt gilt außerdem: Die Nicht-

Teilnahme am Sport muss nicht auf Fremdheitserfahrungen im Sport verweisen. In Anbetracht der vielfältigen Freizeitmöglichkeiten ist Sport „nur einer unter vielen möglichen Freizeithalten“ (Lüdtke, 2001, S. 58). Folglich besteht auch im Rahmen von Freizeitangeboten die Möglichkeit, dem eigenen Lebensstil Rechnung zu tragen und Beziehungskonstellationen zu wählen, die Erfahrungen von Zugehörigkeit eher erwarten lassen.

Grundsätzlich bleibt festzuhalten, dass Lebensstile im Sport vor dem Hintergrund ihrer Relationalität und ihres Darstellungsdrangs Erfahrungen von Fremdheit in Gang setzen *können*. Dies deutet bereits an, dass Lebensstile auch im Sport ordnungsrelevant sind. Das folgende Kapitel beschäftigt sich daher eingehend mit den Ordnungen, die Lebensstile im Sport produzieren, und die Einfluss auf die Konstruktion des Fremden im Sport ausüben.

4.2.2 Der Lebensstil als Ordnungsstifter

„Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse führen zwar zu einer enormen Komplexitätssteigerung der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen, münden aber, entgegen mancherlei kulturpessimistischen Dauerprognosen, allem Anschein nach nicht in Strukturlosigkeit, sondern führen eher zu (mitunter fundamentalen) Umstrukturierungen des sozialen Lebens“ (Hitzler et al., 2005, S. 17).

Lebensstile repräsentieren einen zentralen Aspekt im Rahmen dieser ‚Umstrukturierungen‘. Die für den Wandel moderner Gesellschaften charakteristische „Entkopplung sozialer Lagen“ (Vester et al., 2001, S. 375) hat maßgeblich zur Entstehung neuer gesellschaftlicher Ordnungen und Verortungsprozesse beigetragen. Dies zeigt sich nicht zuletzt am Bedürfnis, „einen wachsenden Anteil des individuellen Verhaltensspielraums für Tätigkeiten außerhalb des unmittelbaren Zwangs der materiellen Existenzsicherung ... für private Zwecke zu nutzen“ (Lüdtke, 2001, S. 59). Diese Wandlungsprozesse haben den Freizeitraum Sport erheblich beeinflusst (vgl. Bette, 1999, S. 147ff.; Gugutzer, 2008; Lamprecht & Stamm, 2002, S. 21; Lüdtke, 2001, S. 59ff.; Schmidt, 2002, S. 24ff.).

Um tragfähige Aussagen darüber machen zu können, welche Relevanz nun lebensstilbedingte Ordnungskonstruktionen für die Entstehung von Fremdheit im Sport konkret haben, ist zunächst das Konstrukt Lebensstil in seiner Funktion als „zentrales Moment sozialer Ordnung“ (Dittrich & Hölscher, 2001, S. 55) näher zu bestimmen. Zum anderen ist zu eruieren, inwieweit der (Lebens-)Stil auch im Sport

eine Unterscheidungs- bzw. „Beobachtungskategorie“ (Soeffner, 2001, S. 85) repräsentiert, die Fremdheitsphänomene nach sich ziehen kann.

Den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen bildet die Einsicht, dass mit der Pluralisierung von Lebensstilen eine „relative Erweiterung der gesellschaftlich möglichen Bezugspunkte“ (Lüdtke, 1989, S. 60) einher gegangen ist. Im Zuge dieser Erweiterung sind neue soziale Ordnungen und Grenzen entstanden. In diesem Sinne ist (Lebens-)Stil nicht nur „Ausdruck, Instrument und Ergebnis sozialer Orientierung“ (Soeffner, 2001, S. 84), sondern darüber hinaus strukturgebendes Element gesellschaftlicher Wirklichkeit. In dieser Funktion stellen Lebensstile Anlässe für Zuordnung und Abgrenzung zur Verfügung und spiegeln die „für eine spezifische Gesellschaft typische Struktur der Organisation von Identität, Wirklichkeitsaneignung und Bezugnahme auf die soziale Umwelt“ (Georg, 1998, S. 57) wider. Lebensstile stehen demzufolge „gleichermaßen für ein sozialstrukturell bedingtes und für ein sozialstrukturierendes Ordnungsprinzip entlang (groß-) gruppentypischer Identitäts-, Distinktions- und meist auch Imitationsschemata“ (Dittrich & Hölscher, 2001, S. 70f.). Ordnungstiftend sind Lebensstile also insofern, als sie zur „Segmentierung sozialer Kontaktfelder“ (Schulze, 1992, S. 178) beitragen, indem sie Unterschiedlichkeit explizit zur Schau stellen.

„Aber die Menschen wollen sich voneinander unterscheiden. Und wenn viele Menschen ein ähnliches Einkommen erhalten, dann wird nicht mehr so wichtig sein, wie viel und was man hat, sondern wie man das, was man hat, einsetzt. Genau das beschreibt der Lebensstil“ (Richter, 2005, S. 117).

Die ordnungstiftende Funktion von Lebensstilen tritt in mehrfacher Weise in Erscheinung. Zum einen sind es „individuelle Muster expressiver Performanz“ (Lüdtke, 1989, S. 53), die Ordnung erzeugen. Denn Lebensstile „vermitteln Routinen der Alltagspraxis und erleichtern dadurch die allgemeine Orientierung“ (Lüdtke, 2001, S. 19). Zum anderen sorgt die Zuordnung zu Lebensstilen für eine „Segmentierung der Gesellschaft in Ähnlichkeitsgruppen“ (Schulze, 1992, S. 174). Auf diese Weise vernetzen Lebensstile Individuen mit ähnlichen Präferenzsystemen. Streng genommen handelt es sich bei Lebensstilen um „Wahlverwandtschaften“ (Lüdtke, 2001, S. 19). Entscheidend für die Kohärenz dieser Gruppen ist der gemeinsame Bezugspunkt, d.h. das, was die Personen mögen, die Leidenschaften, die sie teilen oder die Aktivitäten mit denen sie ihre Zeit verbringen. Dies gilt speziell für die Gruppe der Jugendlichen (vgl. Hitzler et al., 2005, S. 15ff.).

„Auch und gerade Jugendliche suchen heutzutage typischerweise Verbündete für ihre Interessen, Kumpane für ihre Neigungen, Partner ihrer Projekte, Komplementäre ihrer Leidenschaften; kurz gesagt: Gesinnungsfreunde. Solche finden sich immer weniger in der Nachbarschaft oder in der Schulklasse. Sie finden sie selten in Kirchengemeinden, Jugendverbänden oder Sportvereinen. Und sie finden sie meist schon gar nicht in ihren Eltern (auch oder gerade dann, wenn diese sich redlich nicht nur um Verständnis, sondern gar um ‚Jugendlichkeit‘ bemühen). Sie finden sie eher in solchen single-issue-Gruppierungen wie den Technoiden, den Skatern, den Graffitisprayern, den Sportkletterern oder den Gothics“ (Hitzler et al., 2005, S. 20).

Folgern lässt sich daraus: Mit der Pluralisierung von Lebensstilen haben sich gesellschaftlich relevante Ordnungen vervielfältigt. Auf der sozialen Landkarte sind dadurch neue Landstriche, Formationen und Grenzlinien entstanden. Die mit Lebensstilen einhergehenden Unterscheidungen haben im Alltag ebenso viel Ordnungskraft wie es früher Standes- oder Klassenzugehörigkeit hatten. Die Lebensstil-Perspektive trägt somit der Erkenntnis Rechnung, dass sich Unterschiede im Hinblick auf Lebensentwürfe, Werte und Präferenzen nicht (mehr) hinreichend über die soziale Herkunft erklären lassen. Die Vorstellung, dass klassische Determinanten sozialer Ungleichheit – wie z.B. Bildungsabschluss, Einkommen und Beruf – Lebensstile kausal determinieren, ist in Anbetracht dieser neuen ‚posttraditionalen‘ Formen der Vergemeinschaftung⁶⁰ nicht aufrechtzuerhalten. Kennzeichnend für diese Formen der Zuordnung ist, „daß sie eben nicht mit den herkömmlichen Verbindlichkeitsansprüchen einhergehen, welche üblicherweise aus dem Rekurs auf (wie auch immer geartete) Traditionen und/oder auf ähnliche soziale Lagen resultieren“ (Hitzler et al., 2005, S. 18). Vor diesem Hintergrund sind neue Vergemeinschaftungsformen – wie Lebensstile – Konstruktionen, die bewährte Ordnungen ergänzen bzw. quer zu ihnen liegen (vgl. Schulze, 1992, S. 177; Hitzler et al., 2005, S. 17f.; S. 30; Otte, 2004, S. 23ff.).

„Stile existieren nicht ‚jenseits von‘, sondern in, für und neben Schichten, Klassen und Gruppen. Und als Disziplinierungspotential verweisen sie zusätzlich auf den prinzipiellen Abstand der Individuen voneinander, wie er in unterschiedlichen, dezidiert individuell geprägten Lebensformen zum Ausdruck gebracht werden kann“ (Soeffner, 2001, S. 112).

Analog zu dieser Erkenntnis verweist die aktuelle Milieu- und Lebensstilforschung auf „eine Pluralität von Lebensauffassungen und Lebensweisen, die nicht auf Ethnie (oder auf zwei) zurückgeführt werden kann“ (Wippermann & Flaig, 2009, S. 6) und stellt damit gleichzeitig solche Kategorisierungsversuche infrage, die Migranten und

⁶⁰ Zum theoretischen Konzept posttraditionaler Vergemeinschaftung vgl. Hitzler, Honer & Pfadenhauer (2008).

Menschen mit Migrationshintergrund als homogene Lebensstilgruppe kennzeichnen.⁶¹ Tatsächlich weisen aktuelle empirische Erkenntnisse – allen voran die Sinus-Studie von 2007 – darauf hin, „dass es in der Population der Menschen mit Migrationshintergrund (ebenso wie in der autochthonen bzw. einheimischen deutschen Bevölkerung) eine bemerkenswerte Vielfalt von Lebensauffassungen und Lebensweisen gibt“ (Wippermann & Flaig, 2009, S. 5). Für den größten Teil der Menschen mit Migrationshintergrund lassen sich Milieu- bzw. Lebensstilformationen nachzeichnen, die große Ähnlichkeit mit denen der Menschen ohne Migrationshintergrund aufweisen. Dies zeigt sich insbesondere in der hohen Relevanz, die der Familie, Freundschaften, materiellem Wohlstand oder beruflichem Aufstieg beigemessen wird. Zudem weisen die Ergebnisse darauf hin, dass ethnische oder religiöse Bezüge weit weniger Einfluss auf die Lebensstile von Menschen mit Migrationshintergrund nehmen, als es öffentlich angenommen wird. Auch im Kontext dieser Perspektive erscheint weder der Migrationshintergrund, noch die ethnische Herkunft ein sinnvolles Unterscheidungskriterium zu sein (vgl. Wippermann & Flaig, 2009, S. 3ff.).

„Die Migranten-Milieus unterscheiden sich weniger nach ethnischer Herkunft und sozialer Lage als nach ihren Wertvorstellungen, Lebensstilen und ästhetischen Vorlieben. Dabei finden sich gemeinsame lebensweltliche Muster bei Migranten aus unterschiedlichen Herkunftskulturen. Mit anderen Worten: Menschen des gleichen Milieus mit unterschiedlichem Migrationshintergrund verbindet mehr miteinander als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus. ... Man kann also nicht von der Herkunftskultur auf das Milieu schließen. Und man kann auch nicht vom Milieu auf die Herkunftskultur schließen“ (Wippermann & Flaig, 2009, S. 7f.).

Für die Analyse von Fremdheitsphänomenen im Sport ist diese Erkenntnis insofern hochrelevant, als sie jene Ordnungskonstruktionen in Frage stellt, die den Migrationshintergrund als kausale Erklärungsgröße z.B. für die Beteiligung bzw. Nicht-Beteiligung am Sport heranziehen. Die konsequente Anwendung der Lebensstilperspektive lässt die Frage in den Hintergrund treten, ob jemand einen

⁶¹ Kennzeichnend für universalistische Lebensstil-Fiktionen ist die Annahme einer kausalen Verbindung zwischen Migrationshintergrund und Lebensstil. So werden Menschen mit Migrationshintergrund in öffentlichen, politischen und wissenschaftlichen Diskursen häufig als homogene Gruppe mit ähnlichen Präferenzen, Prioritäten und Wertvorstellungen charakterisiert. Forderungen wie die des *Nationalen Integrationsplans*, es müsste für die ‚Gruppe‘ der Menschen mit Migrationshintergrund „Sportangebote entwickelt werden, die bei ihnen besonders beliebt sind und ihrer Sportsozialisation entsprechen“ (Bundesregierung, 2007, S. 140), stützen diese Vorstellungen. Reproduziert werden auf diese Weise generalisierte Lebensstil-Fiktionen, die mit den eigentlichen Lebensstilen der Menschen mit Migrationshintergrund wenig bis gar nichts zu tun haben. In ihrer Tendenz zur universalistischen Darstellung knüpfen diese Darstellungen in vielerlei Hinsicht an jene kulturalistischen Perspektiven an, wie sie bereits beschrieben wurden. Vor diesem Hintergrund ist zu unterscheiden zwischen Lebensstil als wissenschaftlichem Konzept und als öffentlichem, normativ besetztem Begriff.

Migrationshintergrund hat. Denn mit dem „Optionszuwachs“ (Otte, 2004, S. 22) und der Abnahme der Erklärungskraft von klassischen Dimensionen sozialer Ungleichheit erhöht sich die Relevanz von individuellen Präferenzen im Hinblick auf das Sportengagement und die Wahl von Sporträumen. Personen ähnlicher sozialer Lage können somit völlig unterschiedliche Sport- und Freizeitpräferenzen entwickeln. Umgekehrt besteht die Möglichkeit, dass Personen unterschiedlicher sozialer Position dieselben Präferenzen in Bezug auf Sportart, -raum und -verständnis entwickeln. Mitentscheidend für die Partizipation am Freizeitbereich Sport sind (In)Kompatibilitäts- und (Un)Ähnlichkeitserwartungen auf der Ebene von Lebensstil. Es sind heute vor allem „qualitative Unterschiede in der Art des Sporttreibens innerhalb eines differenzierten Sportsystems“ (Thiel & Cachay, 2003, S. 283), die Zuordnung und Abgrenzung, Zugehörigkeit und Fremdheit ermöglichen. Kritisch zu reflektieren sind vor diesem Hintergrund Erklärungsmodelle, die Beteiligung und Nicht-Beteiligung am Sport ursächlich ausschließlich in den klassischen gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen verorten (vgl. Elling & Claringbould, 2005, S. 499; Thiel & Cachay, 2003, S. 287f.; Thiel & Seiberth, 2007, S. 45f.).

„Das Phänomen, dass unterschiedliche Mitglieder der Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland verschiedene Sportarten und Sportsettings wählen oder gar ganz auf Sport verzichten, ist meist kein Phänomen sozialer Ungleichheit oder gar von Ungerechtigkeit, sondern beschreibt primär soziale Unterschiedlichkeit, denn es resultiert vor allem aus Präferenzen bei unterschiedlichen Wahlmöglichkeiten, also aus unterschiedlichen Prioritätensetzungen, die wiederum durch Einstellungen, Handlungsdispositionen, durch ein ‚Sich-zu-einer-bestimmten-Gruppe-Rechnen‘ bedingt ist“ (Thiel & Cachay, 2003, S. 292).

Für die Rekonstruktion von Fremdheitsphänomenen im Sport ist diese Erkenntnis höchst bedeutsam. Gerade weil der Sport heute als „Motor für die Durchsetzung von Individualisierungshoffnungen“ (Bette, 1993, S. 38) fungiert, lassen sich darin lebensstilbedingte Unterscheidungen, Ordnungskonstruktionen und Vergemeinschaftungspraktiken offen legen. Der Blick auf verschiedener Sporträume und *Szenen*⁶² soll dies verdeutlichen.

Präferieren Personen beispielsweise den klassischen Wettkampfsport, möchten am Ligabetrieb teilnehmen und legen Wert auf traditionelle Konzepte von Gemeinschaftlichkeit, so bietet der traditionell organisierte Vereins- und Wettkampfsport eine Reihe von Anschlusspunkten. Kennzeichnend für diese

⁶² Der Begriff der ‚Szene‘ wird häufig in Anlehnung an Schulze (1992, S. 463ff.) verwendet. Die aktuelle Szeneforschung bezeichnet damit in der Regel „thematisch fokussierte kulturelle Netzwerke von Personen, die bestimmte materiale und/oder mentale Formen der kollektiven Selbststilisierung teilen und Gemeinsamkeiten an typischen Orten und zu typischen Zeiten interaktiv stabilisieren und weiterentwickeln“ (Hitzler et al, 2005, S. 20).

Ordnungen sind Werte wie Verbindlichkeit, Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement oder auch Geselligkeit. Möchte eine Person hingegen selbstorganisiert mit Anderen Sport betreiben und das Spiel auf der Grundlage eigener Vorstellungen gestalten, regulieren und inszenieren, so bieten andere Spielpraktiken und Sporträume eventuell adäquatere Anschlussoptionen. Zwischen Lebensstilen, die anschließbar an traditionellen Vereinssport sind und solchen, wie sie beispielsweise für die Skater-Szene kennzeichnend sind, sind Schnittpunkte aller Voraussicht nach selten. So ist davon auszugehen, dass im Milieu der „Freizeithedonisten“ (Vester et al., 2001; S. 522) in der Regel schwerpunktmäßig andere Prioritäten gesetzt werden und andere Vergemeinschaftungsprozesse ablaufen, als beispielsweise in Milieus traditioneller, sportvereinsorganisierter Wettkampfsportler. Ein gesundheits- oder fitnessorientierter Sportler macht im Rahmen seiner sportlichen Betätigung möglicherweise andere Präferenzen geltend als ein wettkampforientierter Leistungssportler. Menschen können sich zusammenfinden zu einem ‚gemütlichen‘ Freizeitkick, der in erster Linie Spaß machen soll, oder aber zu einem ehrgeizigen, ergebnisorientierten Spiel, in dem hart und körperbetont gespielt wird. Dass diese Ordnungen beim Zusammentreffen zu Irritationen führen können, ist wahrscheinlich. Wenn sich zum vermeintlichen ‚Spaß-Kick‘ Personen dazugesellen, die lautstark mehr Einsatz und Härte von den anderen Spielern einfordern und permanent durch Schuldzuweisungen auffallen, so stoßen Ordnungen an Grenzen. Fremdheit macht sich unter dieser Voraussetzung bemerkbar vor dem Hintergrund der Kollision individueller oder kollektiver Präferenzordnungen.

Im Gegensatz zu dem idealistischen Anspruch, der Sport als grundsätzlich verbindenden und für alle Menschen gleichermaßen attraktiven Ort der Freizeitbeschäftigung ausweist, lässt die Auseinandersetzung mit lebensstilbedingten Ordnungskonstruktionen Fremdheitspotentiale im Sport in Erscheinung treten. Lebensstile nehmen Einfluss auf die Praktiken und Ausprägungsformen von Sporträumen. Zudem stellt sich der Sport als Raum dar, in dem Stile aufgeführt und gestaltet werden, sich etablieren, ausdifferenzieren und entwickeln können (vgl. Lamprecht & Stamm, 2002, S. 107ff.).

Besonders der Blick auf neue Sportpraktiken und urbane Bewegungsräume bringt Wechselwirkungen zwischen Sport und (Lebens-)Stil und weist auf Veränderungen in traditionellen Ordnungskonstruktionen des Sports hin. Speziell die Arbeit von Gebauer et al. (2004) arbeitet lebensstilbedingte Wandlungsprozesse in Zusammenhang mit Sport heraus. Die „Treue zum Stil“ wird vor allem deutlich bei der Rekonstruktion der

Ordnungskonstruktion ‚neuer‘ Spiele. Denn diese beinhalten „Effekte, die für das Leben in der Großstadt heute von hoher Bedeutung sind: Präsentation der eigenen Person, Verwirklichung eines bestimmten Stils, zwanglose Beteiligung an sozialen Kontexten“ (Gebauer et al., 2004, S. 13). Die Analyse ‚neuer‘ Sportspiele bringt neue informelle Ordnungen und Vergemeinschaftungspraktiken zum Vorschein und verweist auf grundlegende Unterschiede in der Art des Spielens zwischen klassischen Sportarten und neuen Sportspielen wie z.B. dem Inlinehockey. Dabei zeigt sich, dass insbesondere Anhänger der ‚neuen‘ Spiele Prioritäten, Präferenzen und Ansprüche an den Sport expressiv im Spiel und entlang des Spiels zum Ausdruck bringen. Gerade der Stil repräsentiert dabei das „Element, das die neuen Spiele zusammenhält und ihnen Sinn gibt“ (Gebauer et al., 2004, S. 16). Im Spiel werden lebensstilbedingte Präferenzen und Ordnungen sichtbar. Am Beispiel von Inlinehockey werden spezifische Organisations- und Darstellungsformen nachgezeichnet, die sich stark von herkömmlichen, etablierten Sportpraktiken unterscheiden. So fehlen beispielsweise dem Inlinehockey im Vergleich zu traditionellen Arrangements wesentliche Aspekte von Verbindlichkeit sowie die räumliche Gebundenheit des organisierten Wettkampfsports. Regeln sind dabei variabel und verhandelbar. Markantestes Merkmal dieser neuen Sportpraktiken ist ihre Tendenz zur Stilisierung und Gestaltung.

„Denn gerade bei den neu entstandenen Spielen kommt es nicht allein darauf an, dass gespielt wird, sondern dass, indem gespielt wird, eine attraktive Praxis mit eigener Wirkung zustande kommt“ (Gebauer et al., 2004, S. 13).

(Lebens-)Stil ist in diesen Spielen maßgeblich an der Konstruktion von Handlungsregeln beteiligt. Die Teilhabe an diesen neuen Praktiken ist grundlegend mit der Demonstration von (Lebens-)Stil verbunden. Viele der neuen Sportspiele tendieren zu einer „Verwirklichung eines bestimmten Stils“ (Gebauer et al., 2004, S. 13). Stil dient dabei als Medium, um Kohärenz nach innen und Abgrenzung nach außen zu sichern. Auf der Grundlage der Akzentuierung von Stil entstehen alternative Praktiken der Vergemeinschaftung, Codes und Regeln (vgl. Gebauer et al., 2004, S. 12ff; S. 45ff.).

Trendsportarten sowie alternative Sport-Szenen liefern heute eine Fülle von Anschauungsbeispielen für die Inszenierung von Unterschiedlichkeit in bzw. über Sport. So stellt sich beispielsweise die *Skater-Szene* als ein durch „eigene Regeln, Relevanzen, Routinen und Weltdeutungsschemata“ (Hitzler et al., 2005, S. 18) gekennzeichnetes Netzwerk dar, anhand dessen sich neue soziale Verortungs- und Inszenierungsprozesse sowie Wechselwirkungsprozesse zwischen Lebensstil und

Sport veranschaulichen lassen. In den Ordnungen dieser Szene repräsentieren ‚Action‘ und Spaß, Kreativität, Ästhetik und das Gefühl von Freiheit und Autonomie konstitutive Aspekte, die „den Innenraum der eigenen kleinen ‚Kultur‘ vom Außenraum abgrenzen“ (Thiele, 1999, S. 32). Ort und Zeit des Skatens sind variabel und werden selbst gewählt. All dies sind konstitutive Merkmale des Selbstverständnisses und der ‚Kultur‘ dieser Szene (vgl. Ehni, 1998; Schwier, 1998, S. 39ff.).

„Der typische Skater lebt in einer urbanen Welt, die ihm aber keineswegs als zu verändernder Mißstand erscheint ..., sondern als Möglichkeitsraum. Man darf sich von gesellschaftlichen Zwängen nicht zu sehr einengen lassen. Man muß tun, wozu man Lust hat, darf sich nicht beirren lassen“ (Hitzler et al., 2005, S. 89).

Der für den modernen Sport typische Leistungsaspekt ist stark abgeschwächt und zeigt sich lediglich in der Weise, als es grundsätzlich immer um die „Vervollkommnung des eigenen Bewegungskönnens“ (Hitzler et al., 2005, S. 87) geht. Wie sehr dieser Sport Inszenierungsraum von (Lebens-)Stil ist, zeigt sich nicht zuletzt an der Kopplung von Sport, Mode und Musik (vgl. Hitzler et al., 2005, S. 83ff.).

Trotz der großen Relevanz von individueller Stilisierung lassen sich in der Szene zugleich „Formen der kollektiven Selbststilisierung“ (Hitzler et al., 2005, S. 20) beobachten, die konstitutiv für das Wir-Gefühl der Szene sind. Dieses entsteht „nicht aufgrund vorgängiger gemeinsamer Standes- und Lebenslagen-Interessen, sondern aufgrund des Glaubens an eine gemeinsame Idee“ (Hitzler et al., 2005, S. 23). Einheitsstiftend ist die gemeinsame Leidenschaft und die Vision einer Kultur des Skatens, die sich kategorisch gegenüber herkömmlichen Formen des (organisierten) Sports abgrenzt. Den Mitgliedern der Szene eröffnet die Praxis die Gelegenheit „in einer regulierten und vorgegebenen Welt einen neuen, gestaltbaren Raum zu erschaffen und damit zugleich einer überkomplexen Welt die eigene Ordnung zu geben“ (Hitzler et al., 2005, S. 89). Die Szene stellt somit Anschlussoptionen für diejenigen zur Verfügung, die die Vision teilen und schließt die aus, die sich als nicht anschlussfähig darstellen. Der (Lebens-)Stil ist in diesem Zusammenhang Anlass für Inklusions- und Exklusionsprozesse. Er fungiert als Eintrittskarte und als Ausschlusskriterium. Ambivalent sind Lebensstile in dem Sinne, dass ihnen einerseits die Möglichkeit obliegt „Kollektive in eine gemeinsame Darstellungsform einbinden zu können, andererseits aber auch von Individuen als Abgrenzungsinstrument gegenüber Kollektiven eingesetzt zu werden“ (Soeffner, 2001, S. 82).

Schmidts (2002) Szene-Studie über den Berliner *Yaam Club*⁶³ schließt unmittelbar an diese Beobachtungen an. Im Mittelpunkt der Studie steht die Frage nach der sozialen Integrationskraft von Lebensstilen. Auch diese Studie macht darauf aufmerksam, wie bedeutsam Fiktionen von Gemeinsamkeit und der Glaube an eine gemeinsame Idee für soziale Integrations- und Vergemeinschaftungsprozesse ist. Die Feldstudie legt Zusammenhänge zwischen Lebensstil und sportlicher Betätigung offen, in dem sie generative Mechanismen der Grenzkonstruktionen beschreibt. Beim *Yaam Club* handelt es sich um regelmäßige auf einem Freiluftgelände im Stadtteil Treptow stattfindende Veranstaltungen. Vor allem am Wochenende besteht dort die Möglichkeit, sich mit Menschen ähnlicher Interessen zu treffen, zu tanzen, Sport zu treiben, am Spreeufer zu baden, zu skaten, Musik zu hören etc. Gehört wird vor allem Reggae und HipHop, Deejaying steht ebenso auf dem Programm wie Streetball oder Footbag. Die Mitglieder dieses Clubs zelebrieren *unabhängig* von Nationalität und Herkunft ihre Gemeinschaft und den Glauben an eine ‚schwarze Kultur‘ durch ein ‚acting black‘ – eine Mischung aus Ghetto-Gangster, Afrokaribik- oder sonstigem ‚Black Culture‘-Style. Es ist diese Leitidee, die Sinn stiftet und eben für hohe Kohärenz sorgt.

„Der Glaube an die ‚schwarze Kultur‘ entfaltet für diese Akteursgruppe seine distinktive Kraft gerade in Abgrenzung von traditionellen bildungsbürgerlichen Werten: der Schriftkultur wird die professionelle Begeisterung für orale (afroamerikanische, jamaikanische, afrikanische) Kulturformen entgegengestellt, dem ‚feinen Benehmen‘ wird eine coole Haltung entgegengesetzt“ (Schmidt, 2002, S. 264).

Die ethnische und soziale Herkunft spielt lediglich eine untergeordnete Rolle und so finden sich Menschen mit und ohne Migrationshintergrund ein. Integrierend ist, dass sich die Mitglieder der Leitidee verpflichtet sehen und sich salopp gesprochen irgendwie ‚black‘ fühlen und geben. Vollwertiges Mitglied ist der Teilnehmer, „wenn es ihm gelingt, sich dem vorherrschenden Bild vom ‚Schwarz-Sein‘ zu unterwerfen“ (Schmidt, 2002, S. 265). Zugehörigkeit erlangt man nicht etwa durch einen formellen Akt wie im Sportverein, sondern dadurch, „dass man bereit ist, das Gewohnte (‚Wurst und Pommes‘) aufzugeben“ (Schmidt, 2002, S. 125). Die Offenheit für das Neue, Ungewohnte bedeutet jedoch keinesfalls Beliebigkeit. Die Szene setzt sich aus Menschen unterschiedlichster sozialer Lagen und ethnischer Herkunft zusammen. Und dennoch setzt die, „Zugehörigkeit zur Szene [setzt] ein spezifisches Spannungsverhältnis zwischen sozialem Sein und Sein-Wollen und die Kompatibilität des Letzteren mit dem kollektivierten Glauben an die ‚schwarze Kultur‘ voraus“ (Schmidt, 2002, S. 265). Zugehörigkeit entsteht allerdings „nicht jenseits oder trotz,

⁶³ Die Abkürzung YAAM steht für *Young Afrikan Art Market*.

sondern gerade auf der Grundlage der sozialen Verschiedenheit ihrer Mitglieder“ (Schmidt, 2002, S. 265). Vielfalt und Verschiedenheit sind grundlegende Aspekte im Selbstverständnis des Clubs.

„In die Gemeinschaft der Szene tritt man dann ein, wenn man jeweils spezifische soziale Gründe hat, in den Glauben an die ‚schwarze Kultur‘ zu investieren. Diese unterschiedlichen Bezugsrahmen machen den gemeinsamen Glauben zu einer polyphonen Komposition, die sich aus unterschiedlichen Artikulationen dieses Gemeinsamen zusammensetzt“ (Schmidt, 2002, S. 265).

Die Mitglieder dieses Freizeitraums betrachten sich als unangepasst und unkonventionell. Darin zeigt sich ein charakteristisches Merkmal dieser Art der Gruppenkonstruktion. Für den außenstehenden Betrachter stellen sich die Mitglieder solcher Szenen in der Regel als die „gruppenkonformen Mitglieder einer Gruppe von Non-Konformisten“ (Soeffner, 2001, S. 87) dar. Kernelemente dieser Szene sind „Selbständigkeit, Flexibilität, Mobilität, gepaart mit einem (bei einigen einem professionellen) Hang zur Selbstinszenierung, sowie ein gewisser Novitismus“ (Schmidt, 2002, S. 258). Diese Stilelemente und Wertvorstellungen finden sich besonders in den vielfältigen Sport- und Bewegungsangeboten wieder. Eine zentrale Rolle spielen dabei Sport, Tanz und Bewegung. Sport wird allerdings nicht irgendwo betrieben, sondern nur dort, wo es entsprechende Räume und Angebote gibt. Sport wird lediglich unter Bedingungen getrieben, die es den Mitgliedern ermöglicht, die charakteristische und verbindende ‚coole‘ Lebensart zu pflegen und sich zugleich in ihrem individuellen (Lebens-) Stil präsentieren zu können (vgl. Schmidt, 2002, S. 258ff.).

In diesem Rahmen hat sich insbesondere Streetball als Freiluftvariante des Basketballs als populäre Praktik etabliert. Entsprechend der Leitidee wird auf entsprechenden Anlagen, nach spezifischen (informelle) Regeln und ästhetischen Codes gespielt. Gleichzeitig dient das Spiel der öffentlichen Inszenierung. Das Spiel weist somit nicht nur einen sportlichen Aspekt auf, sondern ist außerdem „inszenierte Interpretationsleistung für ein Publikum“ (Soeffner, 2001, S. 87). Schmidt (2002, S. 217) beschreibt diesen Zusammenhang folgendermaßen:

„Neben der dem regulären Basketball nahestehenden Zielbestimmung, durch eine effiziente Spielweise möglichst viele Punkte zu erzielen, dabei auch wenn nötig taktische Fouls zu begehen, eben einem ‚Gewinnen um jeden Preis‘, etabliert sich im Gegensatz dazu eine Spielauffassung, die die präsentatorischen und darstellerischen Aspekte des Spiels in den Mittelpunkt rückt. Im Spiel selbst wie unter den Zuschauern wird um die Geltung dieser konkurrierenden Zieldefinitionen, dem Wettstreit um Punkte versus einem Wettstreit um stilistische Eleganz, gerungen. Die Aktionen der Spieler sollen letzterer Spielauffassung zufolge in erster Linie eben nicht ‚scheiße‘ sondern gut aussehen. Erst dann verdienen sie Anerkennung, bzw. ‚Respekt‘. Ziel des Spiels ist es

dieser Auffassung zufolge, möglichst gewagte, trickreiche Kombinationen, Drehungen, Korbleger und andere Moves vorzuführen“.

Auf der Grundlage ihres non-konformistischen Anspruchs grenzen sich die Streetballer des *Yaam Clubs* ab von ‚gewöhnlichen‘ Basketballer-Spielern. So beschreiben die Streetballer den Vereinsbasketball-Spieler tendenziell als „kleinlich, spießig und ordnungsliebend“, sich selbst dagegen als „individualistisch, freiheitsliebend, raubeinig und wetterfest“ (Schmidt, 2002, S. 230). Dennoch finden sich auch (ehemalige) Vereinsspieler oder vereinssozialisierte Basketballspieler beim Streetball im *Yaam Club* unter der Voraussetzung ein, dass sie sich dem Glauben an die ‚schwarze Kultur‘ verpflichtet fühlen. Trotz der Vorbehalte gegen das Spiel der Vereinsspieler werden die wahrgenommenen Unähnlichkeiten und Stildifferenzen der Leitidee der Szene untergeordnet. Was zählt, ist die Idee hinter dem Spiel.

Abschließend lässt sich festhalten: Die Vielfalt an Sportpraktiken, -räumen und damit verbundenen Stile ebenso wie die große Heterogenität des Betätigungsfeldes Sport bringt neben ähnlichen auch konkurrierende Ordnungen mit sich. Die gesellschaftlichen Veränderungen, welche die Ausdifferenzierung von Lebensstilen in Gang gesetzt hat, haben längst den Sport erreicht – und dies gilt keineswegs nur für neue Sportpraktiken. In Anbetracht der ordnungsstiftenden Funktion von Lebensstilen und der Bedeutung von Stil im Sport ist Fremdheit eine nicht zu verhindernde Erscheinung im Kontext von Sport. Die Unterscheidungen, Grenzen und Kategorisierungen, die durch Lebensstile in Gang gesetzt werden, sind folglich ebenso bedeutsam für die Konstruktion von Fremdheit wie es die phänotypischen Unterscheidungen auf der Ebene des Körpers sind. Der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Konstrukten besteht darin, dass die Darstellung von Differenz auf der Ebene von Lebensstilen beabsichtigt ist, während körperliche Differenzdeutungen Unterschiedlichkeit unterstellen.

In diesem Sinne stehen Lebensstile „für die Schaffung einer gesellschaftlichen (Teil-) Ordnung, die nur deswegen nicht als solche erkannt und gewürdigt wird, weil man sie aufgrund ihres ästhetischen Charakters zu den ‚weichen‘, gesellschaftlich nicht wirklich einflussreichen Faktoren zählt“ (Soeffner, 2001, S. 90). Die Relevanz, die diese ‚(Teil-) Ordnungen‘ für die Konstruktion des Fremden im Sport haben, wurde ausführlich dargelegt. Ausgehend von diesen Erkenntnissen ist der Fokus auf die symbolischen Verweisungszusammenhänge von Lebensstilen zu legen. Gefragt wird nach der Relevanz lebensstilbedingter Symbole im Rahmen von Sport.

4.2.3 *Lebensstile als Symbolträger*

„Lebensstil im Sinne einer ‚Stilisierung des Lebens‘ steht für die Gesamtheit aller Wiederholungstendenzen von Verhaltensweisen, für Stilisierungsmöglichkeiten aus den Bereichen Freizeit, Kleidung, Konsum, Habitus usw. Diese sind über Symbolisierungen beobachtbar“ (Dittrich & Hölscher, 2001, S. 53).

In dem Maße, in dem Lebensstile darauf ausgelegt sind, Präferenzen nach außen darzustellen, greifen sie notwendigerweise auf Symbole zurück. Als „Darstellungsform ..., mit deren Hilfe Individuen sich von Gruppen und anderen Kollektivformationen abgrenzen wollen“ (Soeffner, 2001, S. 79) sind (Lebens-)Stile auf Symbole angewiesen. Denn Lebensstile definieren sich in der Regel über „subjektive Verhaltensweisen, Symbole, Geschmacksmuster oder Wertorientierungen“ (Otte, 2004, S. 24). Auf der Ebene von Lebensstilen sind Feststellungen von Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit in grundlegender Weise an die explizite Darstellung sowie an die Beobachtung und Interpretation von Zeichen gebunden. Distinktion ist so betrachtet das Kernelement von Lebensstilen (vgl. Bourdieu, 1999; Richter, 2005, S. 115ff.).

„Das ist die zentrale Ebene des Lebensstils. Dadurch wird er sichtbar. Hier sind alle erkennbaren Merkmale versammelt, nach denen wir einen Menschen einem bestimmten Lebensstil zuordnen können. Es geht um sichtbares Verhalten, das messbar ist. Es geht um grundlegende Einstellungen und Werthaltungen, politische Meinungen, Auffassungen zum Alltagsleben, Freizeitgewohnheiten“ (Richter, 2005, S. 116).

Lebensstile versehen den sozialen Raum mit Symbolen. Es sind „stiltypische Zusammenschlüsse von wiederholt verwendeten, kombinierten Zeichen und Symbolen ..., die in ihrer Gesamtheit spezifische Lebensstile kennzeichnen und beobachtbar machen“ (Dittrich & Hölscher, 2001, S. 63). Es sind signifikante Symbole und Zeichen, die Rückschlüsse auf die jeweiligen Wertvorstellungen, Einstellungen und Präferenzen zulassen (vgl. Dittrich & Hölscher, 2001, S. 59; Otte, 2004, S. 24; Schulze, 1992, S. 178). Die Merkmale, entlang derer Lebensstile nach außen symbolisch dargestellt werden und an denen sich Lebensstile festmachen lassen, sind vielfältig. Es sind „Sprachcodes, Umgangsformen, Kleidung, Besitzgegenstände, alltagsästhetische Stile, körperliche Merkmale, territoriales Verhalten und vieles mehr“ (Schulze, 1992, S. 178).

Der Sport ist für die symbolische Inszenierung von (Lebens-)Stil vor allem deshalb prädestiniert, weil sich in ihm Lebensstile exzessiver ausleben als beispielsweise im Arbeitsbereich. Die Nicht-Ernsthaftigkeit und Zweckfreiheit des Sports (vgl. Grupe, 1984, S. 87ff.) machen ihn zu einem geeigneten Raum für die symbolische Zur-Schau-Stellung von (Lebens-)Stil. Sport bietet vielfältige Gelegenheiten, um den eigenen Stil symbolisch darzustellen – und zwar ohne die Gefahr, Sanktionen

befürchten zu müssen. Die stark jugendkulturell eingefärbte und stilisierte Sprache, die im Basketball oder dem Streetball üblich ist, stellt sich als wichtiges Stilelement im Sport dar. Sie erweist sich jedoch nur bedingt anschlussfähig an die Kommunikations- und Interaktionsformen, die von einem Bäcker, Bankangestellten, Sachbearbeiter oder Arzt erwartet werden.

Die Merkmale, die zur Darstellung von Stil im Sport herangezogen werden, stimmen weitgehend mit den alltäglichen Bezugspunkten überein. In Zusammenhang mit Trendsportarten verweisen Lamprecht & Stamm zusätzlich auf die signifikante Bedeutung von Musik und Bewegungspraktiken. Demonstriert wird Unkonventionalität, Eigenständigkeit und Exklusivität. Es entstehen neue Wortschätze und Fachsprachen (vgl. Lamprecht & Stamm, 2002, S. 119). Je nach Freizeitraum dominieren andere Zeichen. Im *Yaam Club* stehen vor allem körper- und bewegungsbezogene Stilisierungen im Mittelpunkt (vgl. Schmidt, 2002, S. 35). Charakteristisch sind zum einen die „eigenwilligen, individualistischen, schrillen und extravaganten Stylings der Gäste“ (Schmidt, 2002, S. 161), über die Individualität einerseits und Anschlussfähigkeit an die Idee des Clubs symbolisch angeschlossen wird.

„Das Publikum lässt sich auf der Ebene ähnlicher Ausdrucksrepertoires der Teilnehmer, also hinsichtlich der jeweils verwendeten darstellerischen Mittel und Zeichen wie Frisur und Kleidung, sowie hinsichtlich der mimischen und gestischen Selbststilisierungstechniken in verschiedene Stiltypen einteilen. Diese Stiltypen spielen in der gegenseitigen Klassifizierung der Teilnehmer eine zentrale Rolle. Sie geben sich anhand ihrer äußeren Erscheinungen füreinander als Chill Outer, Blacks, als Anhänger popkultureller Stile wie Rastas oder HipHopper oder als Streetballer und Footbag Spieler zu erkennen“ (Schmidt, 2002, S. 161).

Besonders in den neuen, ‚posttraditionalen‘ Sporträumen kommt ein explizit-symbolischer Aspekt von Lebensstil zum Ausdruck. Vielfach sind es explizit zur Schau gestellte und ästhetisch stilisierte Darstellungsformen und Symbolisierungen, die zur Exemplifizierung von Lebensstil, Milieu oder Szene herangezogen werden (Schmidt, 2002, S. 283). Vor dem Hintergrund eines „neuen inszenatorisch-präsentatorischen Sportmodells gewinnt die Frage nach der Produktion und Reproduktion sozialer Unterschiede erhöhte Brisanz“ (Schmidt, 2002, S. 34). Die Darstellung von Unterschiedlichkeit verläuft jedoch nicht wie bei klassischen Habitus-Modellen über implizite Verkörperungen, sondern vor allem über explizite, expressive Praktiken, Accessoires und Sprachcodes. Am Beispiel des *Yaam Clubs* wird deutlich, dass diese explizite Expressivität eine „visuell-ästhetische Übercodierung des Settings“ (Schmidt, 2002, S. 160) begünstigen kann. Gemäß der Lebensstilperspektive sind Fremdheitsphänomene auf der Erfahrungsebene zwischen Sportlern unterschiedlicher

Sportarten und Stilen keine implizit-habituellen, sondern gewollte, symbolisch inszenierte und explizit forcierte.

„Stil zu haben‘ – in diesem Sinne – bedeutet, fähig zu sein, bewußt für andere und auch für das eigene Selbstbild eine einheitliche Interpretation anzubieten und zu inszenieren“ (Soeffner, 2001, S. 86).

In der Kraftsport- oder Bodybuilding-Szene besitzt die explizite Zur-Schau-Stellung geformter Körperlichkeit eine zentrale symbolische Bedeutung. Es sind spezifische Formen der körperlichen Selbstinszenierung, die die Szene auszeichnen. Unähnlichkeit wird erkennbar vor dem Hintergrund der distinktiven Nicht-Anschlussfähigkeit von Personen an die Codes der Szene. Dementsprechend fallen Stilisierungen dort besonders auf, wo sie nicht zum gängigen Stil-Inventar gehören. Im Sport wird Lebensstil und Zugehörigkeit explizit über Körperlichkeit und Bewegung zum Ausdruck gebracht. Der Körper ist im Zuge dieser Stilisierungspraktiken weniger ein Symbol für Ethnizität oder ‚Nationalkultur‘, sondern eher für die ‚Kultur‘ des Basketballs, einen bestimmten Stil und ästhetische Präferenzen beim Sporttreiben selbst. Auf der Ebene von Lebensstil geht es folglich nicht um die Ableitung von Differenz aus phänotypischen Merkmalen, sondern um die Decodierung von Zeichen, die vom ‚Stilisten‘ zur Schau gestellt werden. Im Mittelpunkt stehen explizite Stilisierungen, die für Einschätzbarkeit sorgen. Das lässige ‚Schlurfen‘, die Begrüßungsakte, das ‚Abklatschen‘ nach einem Punktgewinn beim Basketball sind kein Selbstzweck, sondern sie ergeben Sinn über das, was sie ausdrücken – nämlich die Zugehörigkeit zur Basketball-Kultur. Im Streetball „wird der beschriebene abrupte Spielverlauf zwischen Beschleunigung, Kampf um den Korb und Neubeginn zum Sinnbild für eine ‚Lebenseinstellung‘“ (Schmidt, 2002, 234f.). Primär geht bei den Praktiken also darum, Identität symbolisch zur Schau stellen. Dies gilt besonders für körperbezogene Stilisierungen.

„Die Ausprägungen körperlicher Formen, Haltungen und Stile durch den sozialen Gebrauch von Körpermodellen, Zeichen und Gesten aus Sport und Popkultur gestatten es den Akteuren zum einen, sich in performativen Akten den modernen Mythos der Selbstbestimmung zu beglaubigen. Zum anderen versprechen sie den Anschluss an Gemeinschaften von Gleichgesinnten, deren Mitglieder durch ähnliche Vorlieben, Attribute und Zeichen (virtuell) miteinander verbunden sind“ (Alkemeyer, Boschert, Gebauer & Schmidt, 2003, S. 9).

Ähnliches gilt für modische Stilisierungen im Sport über Kleidung und Accessoires. Der Kleidungsstil ist nicht nur im gesellschaftlichen Alltag „augenfälligstes Zugehörigkeits- und Distinktionsmerkmal“ (Hitzler et al., 2005, S. 35). Im Sport kommt der Kleidung eine doppelte distinktive Funktion zu. Kleidung gibt zum einen Hinweise auf die präferierte Sportart oder Sportszene. Weite Hosen und Shirts mit Markenlabels

signalisieren eine Affinität zum Basketball – oder zumindest eine modische Affinität zur Basketball-Kultur. Dagegen ist für Ausdauersportler enge Kleidung charakteristisch. Über Kleidung kommen in besonderer Weise (ästhetische) Präferenzen und Stilisierungen zum Ausdruck.

Für viele Sport- und Freizeiträume gilt heute, dass Kleidung, neben aller Funktionalität und Bequemlichkeit, die sie mitbringen muss, Stil, Ästhetik und Distinktionskraft große Relevanz für die individuelle Darstellung sowie die ‚kollektiven Selbststilisierungen‘ haben (Hitzler et al., 2005, S. 93f.). Die Passung zwischen Kleidung sowie ästhetischem Szene-Code ist entscheidende Voraussetzung, dass Personen als zugehörig identifizierbar werden. Folgern lässt sich daraus: „Sportbekleidung ist nicht länger in erster Linie funktional und praktisch, sie wandelt sich zu einem reinen Bedeuten der Form“ (Schmidt, 2002, S. 32).

Welche Relevanz Kleidung bei der Konstruktion und Darstellung von (Lebens-)Stil im Sport zukommt, zeigt außerdem der Blick auf den Profi-Tennissport. *Andre Agassi* hat zu Beginn der 90er Jahren mit seiner Spiel-Kleidung für kontroverse Diskussionen gesorgt, da die von ihm gewählten Kleidungsstücke nicht dem traditionellen Dress-Code der Sportszene entsprachen. Agassi wurde aufgrund seines Verstoßes gegen den Dresscode vom Turnier in Wimbledon ausgeschlossen. Gleichzeitig wurde er nicht zuletzt über seinen individuellen Stil zum Symbol für Rebellion, den Kampf gegen etablierte ästhetische Vorstellungen und das Tennis-Establishment selbst. Die Liberalisierung und Casualisierung des Tennissports sind seither weit fortgeschritten. Heute ist der Profi-Tennissport ein Paradebeispiel für die kommerzielle Generierung von Stil.

Besonders die Lifestyle-Abteilungen der großen Sportartikel-Hersteller haben sich darauf eingestellt, dass Kleidung im Sport heute eines der zentralen Stilmittel darstellt. Unternehmen stellen ein immenses Angebot an Artikeln und Accessoires bereit und tragen so den Stilisierungsbedürfnissen Rechnung. Stil und die Produktion von Stil sind zentrale Aspekte der modernen Sportartikel-Industrie. Über ständig neue Produkte und Accessoires bietet sich Sportlern und Nicht-Sportlern die Möglichkeit, ihrem Stil immer wieder neu symbolischen Ausdruck zu verleihen, ihn zu verändern und zu ergänzen (vgl. Richter, 2005, S. 116).⁶⁴

⁶⁴ Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Ökonomisierung, Stilisierung und Ästhetisierung repräsentiert der Sport ein (Forschungs-)Feld, in dem sich „Bezüge zwischen Lebensstil und Modernität sowie zwischen alltäglich beobachtbaren Lebensstilen und ge- wie erlebten, darüber hinaus massenmedial vermittelten Szene- und Milieusymbolen“ (Dittrich & Hölscher 2001, S. 60) rekonstruieren lassen (vgl. Richter, 2005, S. 116).

„Von Sport-, Mode- und Kulturindustrie als ‚style packages‘ verbreitete Komplexe aus Zeichen, Gesten und ästhetischen Signaturen wirken als Kollektivsymbole mit Signalcharakter“ (Alkemeyer et al., 2003, S. 9).

Neben der Sportkleidung und den stilisierten Sprachcodes spielt Musik in vielen Sporträumen und -szenen eine tragende Rolle bei der Darstellung von Stil. Auch die symbolische Vereinnahmung von Musik bzw. Musikstilen bringt Zusammenhänge zwischen Lebensstil und Sport zum Vorschein. Denn nicht zuletzt sind stilisierte Sportpraktiken nicht selten gekoppelt an Musikstile und die symbolische Aneignung von Sporträumen. HipHop gehört zum Basketball und Streetball wie die typische Kleidung (Schmidt, 2002, S. 210). Punk und Hardcore sind Musikstile, die die Skater-Szene von Beginn an dominiert haben und über die Werte, Lebensgefühl und Einstellungen in ähnlicher Weise transportiert werden, wie durch das trickreiche Skaten oder die symbolische ‚Besetzung‘ urbaner Räume. Zu beobachten ist eine „enge Verbindung zwischen der Skater-Szene und aktuellen Mode- und Musiktrends“ (Hitzler et al., 2005, S. 86). Lebensstil wird dadurch öffentlich gemacht, dass bestimmte Musik gehört und gespielt wird (vgl. Ehni, 1998, S. 120f.; Hitzler et al., 2005, S. 93).

Die Beispiele unterstreichen die Annahme, „daß stilisierte soziokulturelle Praktiken und ästhetische Präferenzen, wie Kleidungs-, Kunst-, Musik-, Konsumstile, heute stärker strukturbildend wirksam sind als herkömmliche chancenvermittelnde Merkmale sozialer Ungleichheit“ (Dittrich & Hölscher, 2001, S. 60). Es ist davon auszugehen, dass sich der Sport nicht den symbolischen Kämpfen entziehen kann, die entlang von Lebensstilen ausgetragen werden. In ihrer Tendenz zur symbolischen Abgrenzung bergen Lebensstile gewissermaßen ‚Konfliktpotential‘ (vgl. Otte, 2004, S. 28). Das Bedürfnis, sich von anderen Personen oder Gruppen unterscheiden zu wollen, dürfte im Sport genauso zum Tragen kommen wie in anderen Freizeitbereichen.

„Persönlicher Stil wird zum Zeichen, an dem sich Individuen orientieren, um sich voneinander abzugrenzen. Wählen impliziert Nichtwählen, soziale Annäherung impliziert soziale Distanzierung“ (Schulze, 1992, S. 178f.).

Wenn sich Streetballer von Basketball-Vereinsspielern abgrenzen, so tun sie dies in der Regel über symbolische Akte, die Kohärenz nach innen und Abgrenzung nach außen signalisieren. Noch deutlicher wird dies zwischen Sportarten, die sich untereinander traditionell als wenig anschlussfähig inszenieren. Man denke an Fußball, Golf; Reit- und Surfsport. Grundsätzlich geben die Beobachtungen Hinweise darauf, „wie Bühnenhaft der Sport geworden ist, welche sinnlichen Potentiale er heute

entfaltet, wie sehr er dazu drängt, ästhetisches Ereignis zu werden“ (Gebauer et al., 2004, S. 117).

4.2.4 Reflexion

“We argue that not all phenomena of difference represent power inequalities, as seems to be too easily claimed sometimes in sociocritical studies, but also that similarities do not always represent social equality, as is often supposed by positivistic analyses. Inclusionary and exclusionary mechanisms are dynamic, often paradoxical, and continuously challenged” (Elling & Claringbould, 2005, S. 499).

Mit der Einführung der Lebensstil-Perspektive verändert sich der Blickwinkel auf Fremdheitsphänomene im Sport grundlegend. Abseits normativer Unterstellungen und stereotyper Wirkungslogiken eröffnet der Blick auf Lebensstile die Möglichkeit, Fremdheitsphänomene im Sport auf der Ebene informeller Interaktionssysteme und Vergemeinschaftungsprozesse abzubilden. Ausgehend von der Erkenntnis, dass klassische Aspekte sozialer Ungleichheiten zunehmend an Erklärungskraft verloren haben, rücken Phänomene des ‚Sich-Unterscheiden-Wollens‘ und Konstruktionen von Präferenz in den Blickpunkt.

Aus den vorausgegangenen Analysen lassen sich schließlich folgende Erkenntnisse zusammenfassen.

Erstens wird deutlich, dass sich Sport aufgrund seiner performativen Ausrichtung in besonderer Weise zur Inszenierung expressiver Muster eignet. Die Vielfalt an Sportarten, Sporträumen, Sinnmustern und Szenen macht den Sport zu einem Betätigungsfeld, das sich durch multiple Inszenierungs- und Stilisierungsgelegenheiten auszeichnet. Die Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen, die typisch für moderne Gesellschaften sind, haben längst den Freizeitbereich eingeholt und verändert. So geht es heute Personen mehr denn je darum, den Sport zu treiben, der zu den individuellen Einstellungen und Wertvorstellungen passt und bei dem man mit Menschen zu tun hat, die diese Einstellungen (zumindest ansatzweise) teilen. Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis lässt sich die Frage wer, wann, wie und warum, welchen Sport treibt, kaum mehr hinreichend mit dem Verweis auf die soziale Schicht oder die ethnische Herkunft beantworten.

In Anschluss daran verweisen die Analysen *zweitens* darauf, dass Lebensstile im Sport als relationale Bezugspunkte fungieren, die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zum Ausdruck bringen sowie Zugehörigkeit und Fremdheit signalisieren. Da Lebensstile konkurrierende Ordnungen bereit stellen, sind Stildifferenzen und -konkurrenzen und Erfahrungen von Inkompatibilität unausweichlich. Vor diesem Hintergrund rekurrieren Fremdheitsphänomene im Sport vor allem auf lebensstilbedingte Prioritätensetzungen und Differenzordnungen. Fremdheit tritt im Sport dort in Erscheinung, wo Unterschiedlichkeit expressiv über (Lebens-)Stil zum Ausdruck gebracht wird. Im Sozialraum Sport fungieren Lebensstile als Ordnungs- und Sinngeneratoren, die Unterscheidungen einführen und Zuordnungsoptionen anbieten. In dem Maße, in dem Lebensstile Zuordnungsprozesse im Sport steuern, kommt ihnen im Sport erheblicher Einfluss bei der Segmentierung des Sozialraums Sport zu.

Drittens machen die Analysen auf die inklusive und exklusive Funktion von Lebensstilen im Freizeitraum Sport aufmerksam. Einheitsstiftend sind Lebensstile in der Weise, dass sie auf eine mehr oder weniger konkrete Leitidee ausgerichtet sind. Der Glaube an diese Idee ist nicht nur in der Lage, relativ stabile Formationen von Identität zu stiften, er kann ferner solche Ordnungskategorien (z.B. sozialer Status) überblenden, die in anderen Gesellschaftsbereichen wie Schule und Beruf große Bedeutung aufweisen. Gleichzeitig impliziert die Zuordnung zu einer Gruppe oder die Wahl einer Sportart grundsätzlich einen selbstgewählten Ausschluss aus anderen Zusammenhängen. Insbesondere die neueren Sporträume und -szenen bieten zahlreiche Beispiele für diese Formen ‚posttraditionaler‘ Vergemeinschaftung. Die Grenzen, die mit der Zuordnung zu Lebensstilen im Sport grundsätzlich einhergehen, sind somit weniger Ausdruck der *Fremdexklusion* als vielmehr der *Selbstaussgrenzung* aus Zusammenhängen, die keine Erfahrungen von Zugehörigkeit erwarten lassen.

„Fremdheit bedeutet in diesem Sinne, dass aus individuellen Präferenzsetzungen bei der Freizeitgestaltung Integrationsbarrieren werden. Diese Barrieren stellen aber weniger ein Phänomen der ‚Fremdexklusion‘ als vielmehr der Selbstaussgrenzung dar. Diese lebensstilbedingte ‚Selbstexklusion‘ muss dabei nicht etwa eine Ausgrenzung aus dem Sport bedeuten, sie kann auch in einer selektiven Wahl der Sportorganisation zum Ausdruck kommen“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 204).

Viertens nimmt die distinktive Darstellung von Lebensstil eine zentrale Funktion bei der Konstruktion von Fremdheit im Sport ein. Beobachtbar und klassifizierbar werden Lebensstile durch den symbolischen Akt des Darstellens, denn in Interaktion treten Lebensstile auf der Ebene der Zeichen. Es sind Symbole, die dem Beobachter Anhaltspunkte über den Stil des Anderen geben. Besonders der Sport ist infolge der

zunehmenden Ausdifferenzierung, aber auch der Kommerzialisierung zum symbolischen Raum geworden, in dem den Stilisierungswünschen des Individuums kaum mehr Grenzen gesetzt sind. Im Sport sind diese lebensstilbezogenen Symbole allgegenwärtig. Sie zeigen sich in spezifischen Kommunikationsmustern, Arrangements, Begrüßungsritualen, Sprachcodes, Bewegungspraktiken und vor allem in der Kleidung der Personen. Auf dieser Ebene von Zeichen wird Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, Zugehörigkeit und Fremdheit gewissermaßen ablesbar.

Trotz der vergleichsweise geringen theoretischen Berücksichtigung von Lebensstilkonzepten in der sportsoziologischen Ungleichheits- und Integrationsforschung liefert der Zugang grundlegende Erkenntnisse im Hinblick auf Mechanismen von sozialer Selektivität im Sport. Dass Personen nicht am organisierten Sport teilnehmen, sondern sich besser aufgehoben fühlen in den zahlreichen alternativen Sportangeboten, ist gemäß der Lebensstilperspektive weniger ein Hinweis auf die soziale Integriertheit als vielmehr darauf, dass es in Anbetracht der individuellen Prioritätensetzungen anschlussfähigere Angebote gibt. Aus Sicht des organisierten Sports mögen diese neuen Vergemeinschaftungspraktiken bedrohlich erscheinen, positionieren sich doch viele neue Sportkulturen in Opposition zu traditionelle Sportstrukturen und -verständnissen. Gleichwohl ermöglichen die Ausdifferenzierungs- und Pluralisierungsprozesse eine Zunahme an Teilhabeoptionen – insbesondere für Personen, für die sich beispielsweise ein Engagement im traditionellen Sportverein nicht mit ihrem Lebensstil in Einklang bringen lässt. Das Gros der Mitglieder des *Yaam Clubs* wird ein traditioneller Sportverein nämlich mit größter Wahrscheinlichkeit selbst dann nicht erreichen, wenn er sich explizit um sie bemüht. Grundsätzlich stellt sich ohnehin die Frage, inwieweit Sportvereine überhaupt Anstrengungen unternehmen sollten, um diese Gruppe zu erreichen. Denn trotz der vielfältigen Freizeitmöglichkeiten stellen Sportvereine noch immer die zentrale Organisationsform des Sports in Deutschland dar.

„Die Zahl derer, die diesen Institutionen treu bleiben und sie den Erwartungen der Gegenwart anpassen, darf nicht unterschätzt werden. Nach wie vor gibt es eine große Zahl von Sportinteressierten, die sich in den traditionellen Institutionen bestens aufgehoben fühlen und gerade den festen Halt von Vereinsstrukturen, ihre Regelmäßigkeit und Verlässlichkeit zu schätzen wissen und ihre Angebote, wie Sporthallen, Übungsleiter, Geräte, Spielbetrieb, Wettkämpfe in Anspruch nehmen. Für alle jene, die nach traditionellem Wettstreit und Meisterschaften streben, ist der organisierte Sport unumgänglich“ (Gebauer et al., 2004, S. 118).

Dennoch stellt sich gerade in Zusammenhang mit Sportorganisationen die Frage, inwieweit diese selbst auf der Grundlage ihrer strukturellen Verfasstheit Anlässe oder Voraussetzungen für die Entstehung von Fremdheit im Sport bereithalten. Denn die Nicht-Mitgliedschaft in, sowie der Austritt aus einem Sportverein lassen sich nicht nur vor dem Hintergrund individueller Stil-Inkompatibilitäten, sondern auch vor dem Hintergrund organisationaler Sperrmechanismen analysieren. Das folgende Kapitel fragt daher nach potentiellen Sperrmechanismen auf der Ebene von Sportorganisationen.

4.3 Die Sportorganisation als Bezugspunkt von Fremdheit im Sport

„Die Sportvereine sind bei uns der wichtigste Bereich, in dem sich Menschen formal durch Mitgliedschaft binden. Auch wenn damit noch nichts über die aktuelle Teilnahme der Einzelnen ausgesagt ist, muss man sich über die Bedeutung dessen im Klaren sein, dass im Sportverein mehr Mitglieder organisiert sind als z.B. in Gewerkschaften“ (Lüdtke, 2001, S. 81).

Nachdem in den vorausgegangenen Kapiteln der Körper sowie Lebensstile als Bezugspunkte für Fremdheitsphänomene im Sport analysiert wurden, bezieht sich die folgende Analyse auf *Sportorganisationen*. Trotz der immensen zivil-gesellschaftlichen Bedeutung von Sportvereinen und den hohen Mitgliederzahlen, stellt sich die Frage, inwieweit die spezifische Struktur, die Mitgliedschaftserwartungen und Regeln von Sportvereinen an der Generierung von Fremdheit beteiligt sind. Insbesondere der Sportverein stellt sich im Kontext soziologischer Analysen als besondere Organisationsform dar. In Anbetracht eines begrenzten Erkenntnisstands versucht die Analyse jene Interaktions- und Erfahrungskonstellationen, organisationalen Ordnungen und Symbole zu identifizieren, die Einfluss auf die Erzeugung von Fremdheit haben können. Die Analyse von Fremdheitsphänomenen in Sportvereinen liefern Erklärungen dafür, warum beispielsweise Menschen mit Migrationshintergrund selten in Funktionsrollen von Sportvereinen auftauchen und warum höhere Funktionsstellen für diese ‚Gruppe‘ auch bei langjähriger Mitgliedschaft kaum zugänglich sind. Zu diesem Zweck wird ein Zugang gewählt, der organisationale Besonderheiten und Konstruktionsmechanismen von Gemeinschaft, Zugehörigkeit

und Identität offen zu legen vermag. Der Analyse liegt eine Perspektive zugrunde, die den Sportverein als Organisation betrachtet.⁶⁵

4.3.1 Organisationale Beziehungserfahrungen

„Sport activities, particularly when they are organized by clubs or other civic organizations, are assumed to reduce social and cultural barriers since they enable meetings among people with different backgrounds“ (Krouwel et al., 2006, S. 169).

Darstellungen wie diese dominieren immer dann, wenn auf das integrative Potential des organisierten (Vereins-)Sports abgehoben werden soll. Am Beispiel des *Nationalen Integrationsplan* der Bundesregierung aus dem Jahr 2007 lassen sich diese Wirkungslogiken deutlich ablesen. Integration wird darin in erster Linie als universelle Leistung des *organisierten* (Vereins-)Sports verstanden. Dieser Darstellung zufolge repräsentieren Sportvereine besondere „Orte der Alltagskommunikation, die Anlass zu wechselseitigem interkulturellen Lernen bieten“ (Bundesregierung, 2007, S. 140) und sich durch Offenheit auszeichnen. Auf dieser ideellen Ebene stellt sich der Sportverein dar als „Gegenwelt zu einer anonymen, sich schnell wandelnden und verwalteten Gesellschaft, in der noch unmittelbare Erfahrungen gemacht, eigene Vorstellungen realisiert und persönliche Beziehungen aufgebaut werden können“ (Heinemann, 2007, S. 128). Fremdheit taucht in diesen Darstellungen nicht als potentiell bedeutsames Phänomen von Sportvereinen auf (vgl. Bundesministerium des Innern 2009, S. 5ff.; Bundesregierung, 2007, S. 139f.).

Auch der sportsoziologische Diskurs liefert Hinweise für die besondere Funktion von Sportvereinen. So stellen Sportvereine Räume zur Verfügung, in denen Menschen ihrem Bedürfnis nach Bewegung, Spiel und Wettkampf nachkommen können und die „Sehnsucht nach kleinen, homogenen Gruppen“ (Heinemann, 2007, S. 125) gestillt wird. In Sportvereinen besteht in besonderem Maße Gelegenheit, um Erfahrungen von Zugehörigkeit und Identität zu machen. In diesem Sinne sind Sportvereine „Ausdruck des Wunsches nach informellen Kontakten und gemeinschaftlichen Bindungen“ (Heinemann, 2007, S. 125) Gerade Sportvereine sind darauf ausgerichtet, Gemeinschaft zu sein, „die eben nicht dem Diktat rationaler Abwägungen und

⁶⁵ Der systemtheoretische Diskurs kennzeichnet *Organisationen* als soziale Systeme, die aus Entscheidungen bestehen und sich durch Selbstreferentialität, Autopoiesis und operative Geschlossenheit auszeichnen (vgl. ausführlich Baecker, 1999; Luhmann, 2006, S. 123ff.; Nassehi, 2008, S. 83ff.). In der aktuellen sportsoziologischen Vereins- und Organisationsforschung haben sich eine Reihe an Arbeiten an diesen Zugang angebunden (vgl. Fahrner, 2009, S. 124ff.; Meier, 2008; Meier & Thiel, 2006; Schulze, 2005, S. 70ff.; Thiel & Mayer, 2008, S. 135ff.; Thiel & Meier, 2004, 2008; Thiel, Meier & Cachay, 2006, S. 16ff.).

anonymer Behandlung unterliegt, sondern ein Raum emotionaler Vergemeinschaftung und sozialer Nähe ist, der von persönlichen Beziehungen beherrscht wird“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 134).

Wenn Sportvereine nun durch hohe interne Kohärenz sowie emotionale und soziale Bindung gekennzeichnet sind, ist es zunächst nicht unmittelbar ersichtlich, warum sich eine wissenschaftliche Analyse mit Fremdheitsphänomenen in diesem Bereich beschäftigen sollte. Jedoch zeigt eine Reihe von Studien, dass der Anspruch, der an Sportvereine gestellt wird und die organisationale Wirklichkeit nicht notwendigerweise in Einklang sind. Die Beobachtung, dass eine nicht unbeträchtliche Zahl an Personen Sportvereine nach einer ‚Testphase‘ wieder verlässt oder sich einen anderen Sportverein suchen, kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass Sportvereine eben auch Erfahrungen von Nicht-Zugehörigkeit produzieren können, die mit der organisationalen Verfasstheit eines Sportvereins zusammenhängen.

„Not everyone is and/or feels equally welcome everywhere. Whether and to what extent specific groups are excluded from specific sports, organizations, or positions of leadership is not always explicit and clear-cut, but depends on shared experiences, constructed meanings, and ideological positions“ (Elling & Claringbould, 2005, S. 499).

Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf die Beobachtung, dass Erfahrungen von Fremdheit in unterschiedlicher Weise auf die Organisation Sportverein rekurrieren können. Unterschieden werden im Rahmen dieser Arbeit zwischen *extern generierten* und *intern generierten Fremdheitserfahrungen*.

Extern generierte Fremdheitserfahrungen

Resultieren Fremdheitserfahrungen aus extern generierten und individuell antizipierten Erwartungen der Organisation, so liegt diesen Erfahrungen eine Außenperspektive zugrunde. Unter dieser Voraussetzung ziehen Personen deshalb keine Mitgliedschaft im Sportverein in Betracht oder erwarten Personen keine lohnenswerten Erfahrungen und Bindungen von einer Teilhabe, „weil sie entsprechende ablehnende Haltungen und Verhaltensweisen antizipieren“ (Nobis, 2007b, S. 345). Folglich gehen Fremdheitskonstruktionen, die sich auf den Sportverein beziehen, nicht notwendigerweise auf vereinsinterne Interaktionsprozesse zurück. Es sind externe Einschätzungen, die Fremdheitserfahrungen gegenüber der Organisation in Gang setzen. Dies können Meinungen über (einzelne) Vereinsmitglieder, Erzählungen von Bekannten oder Zeitungsberichte sein, die Fremdheitserfahrungen in Gang setzen. Abgrenzung gegenüber der Organisation

rührt daher, dass die antizipierten Vergemeinschaftungsprozesse Fremdheitserfahrungen erwarten lassen. Für die starke Unterrepräsentation von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport liefert der Verweis auf antizipierte organisationale Erwartungen eine mögliche Erklärung. Die Beobachtung, dass viele Menschen mit Migrationshintergrund (mit Ausnahme vom Bereich Fußball) auch dann nicht an (traditionellen ‚deutschen‘) Sportvereinen partizipieren, obwohl sie Interesse daran haben, Sport in Gesellschaft und als organisierten Wettkampfsport zu betreiben, könnte ein Hinweis darauf sein, dass Sportvereinen der Ruf vorausseilen kann, nur schwer zugänglich zu sein. Unter dieser Prämisse sind es weniger lebensstilbedingte Präferenzen, welche die Entscheidung zur Nicht-Teilhabe bedingen, sondern vielmehr ‚Vexierbilder‘ über Praktiken, Werte und Erwartungen von Sportvereinen. Antizipiert werden Erwartungen und informelle Mitgliedschaftsbedingungen, die der Sportverein an seine Mitglieder stellt. Fremdheitserfahrungen entstehen unter diesen Bedingungen nicht aus Primärerfahrungen, sondern aus der Erwartung organisationaler Erwartungen. Die Bilder, die sich Personen von der Organisationsform Sportverein machen, ohne aktiv daran partizipiert zu haben, sind in hohem Maße relevant für die Erfahrung von Fremdheit. Nicht nur im Hinblick auf Personen mit Migrationshintergrund gilt daher:

„Als Zugangs- und Integrationsbarrieren wirken in diesem Fall also nicht alleine individuelle Prioritätensetzungen, sondern auch Erfahrungen mit bzw. Unterstellungen von spezifischen Organisationskulturen der Vereine“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 204).

Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob der Sportverein generell als Organisationsform oder lediglich ein bestimmter Sportverein als fremd erfahren wird. Denn prinzipiell ist es vorstellbar, dass sich Menschen gegen eine Mitgliedschaft entscheiden, weil sie dem örtlichen Verein inakzeptable Mitgliedschaftserwartungen, Routinen und Praktiken zuschreiben. Eltern können sich gegen eine Mitgliedschaft ihrer Kinder im Sportverein entscheiden, weil ihnen beispielsweise über autoritäre Praktiken im örtlichen Sportverein berichtet wurde. Erfahrungen von Zugehörigkeit werden unter diesen Vorzeichen als unwahrscheinlich eingeschätzt. Dennoch lässt dies nicht den Schluss zu, dass die betreffenden Eltern Sportvereine grundsätzlich als wenig wertvolle Vereinigungen bewerten. Der Entscheidung gegen die Mitgliedschaft im lokalen Sportverein kann sogar getroffen werden, obwohl die Organisationsform Sportverein prinzipiell positiv bewertet wird. Folgern lässt sich daraus, dass in diesen Fällen Ausschlussmechanismen greifen, noch bevor direkter Kontakt mit der

Organisation aufgenommen wurde. Fremdheitserfahrungen beziehen sich in diesen Fällen auf das öffentliche Bild, das der jeweilige Verein abgibt.

Beispiele dafür, dass Selbstausschlüsse nicht notwendigerweise auf negative Erfahrungen mit Organisationen zurückzuführen sind, liefert eine niederländische Studie, die sich mit der Integrationskraft des Sports für ethnische Minderheiten beschäftigt. Eine der wesentlichen Beobachtungen der Studie besteht darin, dass Angehörige ethnischer Minderheiten häufig ethnisch homogene Sporträume wählen, da diese nicht die alltäglichen negativen Erfahrungen erwarten lassen und deshalb als unkomplizierte Interaktionsräume wahrgenommen werden. Organisationale Fremdheit entsteht folglich nicht zwangsläufig auf der Grundlage negativer Erfahrungen, sondern aus der Erwartung asymmetrischer Interaktionszusammenhänge.

„The preference to be among one's ethnic fellows originates not from negative experiences during sport activities but from negative experiences in other social spheres. During leisure time there is a clear wish to be among those with whom social interaction is uncomplicated, symmetrical and meaningful“ (Krouwel et al., 2006, S. 172).

Gewählt werden (organisationale) Räume, in denen das Risiko für Missverständnisse, Vorbehalte, Zuschreibungen und Zuordnungserwartungen auf ein Minimum reduziert sind. Die Selbstexklusion aus traditionellen ‚deutschen‘ Sportorganisationen ist somit weniger ein Zeichen der „ethnischen Selbstgenügsamkeit“ (Heckmann, 1998, S. 38) als vielmehr Reaktion auf gesellschaftliche Diskriminierungserfahrungen, denen im Freizeitbereich aus dem Weg gegangen werden soll. Damit bestätigt sich für den Sport die Erkenntnis der aktuellen Migrationsforschung, dass gesellschaftliche „Übeneralisierungen und damit verbundene Stigmatisierungen sowie Diskriminierungserfahrungen zu einem Rückzug oder einer Flucht auf die Herkunftskultur führen“ (Reinders, 2009, S. 21) können. Die Festlegung auf ethnische Sportstrukturen kann somit als Sehnsucht nach Zugehörigkeitserfahrungen und einfachen Interaktionszusammenhängen gedeutet werden. Eine Partizipation am ‚normalen‘ organisierten Sport wäre an die Voraussetzung gebunden, Sport abseits von alltäglichen Diskriminierungen, Status- und Machtungleichheit treiben zu können (vgl. Sonnenschein, 1999, S.89f.; Krouwel et al., 2006, S. 171f.).

Intern generierte Fremdheitserfahrungen

Nicht minder bedeutsam für die Entstehung organisationaler Fremdheitsphänomene sind Fremdheitserfahrungen, die sich als Konsequenz aus der persönlichen Teilhabe an dem Sozialsystem Sportverein ergeben. Die Beobachtung, dass Menschen mit

Migrationshintergrund nach einer ersten Phase in einem ‚deutschen‘ Sportverein häufig in migrantische Sportorganisationen wechseln (vgl. Schwarz, 1998; Klein et al., 2000), lässt verschiedene Interpretationen zu. Zum einen lassen sich diese Prozesse in der Weise deuten, dass Migrantensportvereine eine größere Anziehungskraft auf die Personen ausüben. Zum anderen wird der Rückzug aus den traditionellen Sportvereinen als Hinweis gedeutet, dass Menschen mit Migrationshintergrund „die Hoffnung auf eine gleichberechtigte Eingliederung in die deutsche Gesellschaft inzwischen aufgegeben haben“ (Sonnenschein 1999, S. 89). Schließlich geben die Prozesse Grund zu der Annahme, dass Sportvereine nicht grundsätzlich Erfahrungen von Kohärenz und emotionaler Bindung ermöglichen, sondern in einigen Fällen eher Erfahrungen von Nicht-Zugehörigkeit und Fremdheit erzeugen. Beim derzeitigen Stand der empirischen Forschung kann nur darüber spekuliert werden, welche Interpretation diese Entwicklung angemessener erklärt.

„Als Resultat ist unbestritten, daß es den deutschen Fußballvereinen in der Regel nicht gelingt, dauerhafte Bindung der Migranten an den Sport in ihrer Organisation zu sichern; entweder geben die ausländischen Mitglieder den Fußballsport überhaupt auf, wenn sie in das Erwachsenenalter kommen – was natürlich auch für viele Deutsche gilt –, oder sie wechseln spätestens in diesem Alter in die eigenen Vereine“ (Klein et al., 2000, S. 326).

Treffen Personen die Entscheidung, einen traditionellen Sportverein zu verlassen und sich einer migrantischen Selbstorganisation anzuschließen, so kann dies beispielsweise mit einem subjektiv empfundenen Mangel an Respekt und Offenheit zusammenhängen. Die Entscheidung einer Person, einen Sportverein zu verlassen, in der sie eventuell einen großen Teil ihrer Jugend verbracht hat und in einen anderen Verein zu wechseln, kann auf negative Erfahrungen oder als problematisch erfahrene Beziehungskonstellationen hinweisen. So machen verschiedene Studien auf die Relevanz subjektiv empfundener Diskriminierungen und Benachteiligungen bei Menschen mit Migrationshintergrund im Amateur-Vereinsfußball aufmerksam (vgl. Kalter, 2003, S. 255ff.; Klein et al., 2000, S. 326).

Dennoch lässt sich der Wechsel vom ‚deutschen‘ in den migrantischen Sportverein nicht ausschließlich auf Marginalisierungs- oder Diskriminierungserfahrungen zurückführen. Ausgehend von der aktuellen Forschungslage müssen jugendspezifische Entwicklungsprozesse ebenso in Betracht gezogen werden wie strukturelle Besonderheiten von Migrantensportvereinen. Denn im Gegensatz zu jüngeren Kindern finden bei Jugendlichen und Adoleszenten in diesem Zeitraum grundlegende Entwicklungsprozesse statt, in deren Kontext die Bedeutung von Ethnizität für die Konstruktion von Identität und Selbst verstärkt reflektiert werden

kann. Mit der Entwicklung von (ethnischer) Identität erweitern sich auch individuelle Erfahrungsräume und Kategorien von Zuordnung. So weist die niederländische Studie nach, dass speziell Fußballmannschaften in ihrer Mitgliederstruktur mit zunehmender Pubertät ethnisch homogener werden. Deutlich wird daran, dass Sport in ethnisch heterogenen organisationalen Kontexten nicht notwendigerweise zu integrativen Verständigungsprozessen führen muss. Vielmehr können gerade auch Erfahrungen ethnischer Heterogenität im Sport dazu führen, dass sich der Wunsch nach ethnisch homogenen Kontexten entwickelt.

„For many members of ethnic minorities, sport as a heterogeneous social sphere has little appeal beyond puberty. As a consequence, the use of sport activities for inter-ethnic socializing is problematic. Forced intermingling in sport is no solution either, for exactly the same reasons. It can easily have an opposite effect: an even larger exodus of ethnic minority-participants from sport organizations and thus less inter-ethnic social interaction” (Krouwel et al., 2006, S. 172).

Strukturell angelegt ist der Wechsel im späten Jugend- und frühen Erwachsenenalter von traditionellen in migrantische Vereine jedoch auch insofern, als für Kinder und Jugendliche mit Migrationsgrund zuvor gar nicht die Möglichkeit besteht, ‚ihren‘ Sport in organisierter Form auszuüben. Dies hängt in entscheidender Weise mit der Struktur von Migrantensportvereinen in Deutschland zusammen. Denn die Mehrzahl an Migrantensportvereinen zeichnet sich nicht nur durch geringe Mitgliederzahlen und Ressourcen aus, sondern sie verfügen in der Regel nicht über Jugendabteilungen (vgl. Kalter, 2003, S. 239; Stahl, 2009, S. 70).

Diese Beobachtung liefert eine Erklärung dafür, warum viele Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund ihre Sportsozialisation nicht bereits in Migrantensportvereinen beginnen.⁶⁶ Dennoch erklärt die Beobachtung nicht, warum sich diese Personen nach mehrjährigen Vereinskarrerien nicht in dem Maße dem Verein zugehörig fühlen bzw. nicht Zugehörigkeit erfahren, um ihre ‚Vereinskarrerie‘ dort fortzusetzen. Selbst bei Personen, deren Interessen und Lebensstil offensichtlich anschlussfähig an die Idee der Solidargemeinschaft Sportverein sind und die Bereitschaft zur Partizipation zeigen, können Fremdheitserfahrungen zum Ausstieg führen.

„The extend of social bonding and solidarity (loyalty) structures the choice of exit or voice. People who are closely attached to a specific type of sport, organization, or group are less inclined to choose the exit option, even when they do not feel totally at home” (Elling & Claringbould, 2005, S. 503).

⁶⁶ Derzeit bestehen kaum empirische Hinweise darauf, ob Kinder mit Migrationshintergrund auch dann den traditionellen Sportverein wählen, wenn sie gleichzeitig die Option haben, an migrantischen Sportorganisationen zu partizipieren.

Dies kann zu der paradoxen Situation führen, dass Personen im Verein einerseits ihr Bedürfnis nach Wettkampfsport und regelmäßigem Training befriedigen, sich aber in ihrem Verhältnis zu den anderen Vereinsmitgliedern als fremd erfahren. Menschen können sich auch dann ausgeschlossen fühlen, wenn für andere keine Gründe für eine Exklusionserfahrung ersichtlich sind. Es sind dann weniger offensichtliche Ausschlussmechanismen als vielmehr subjektive Einschätzungen und Empfindungen, die Fremdheit und ggf. Rückzug zur Folge haben (vgl. Elling & Claringbould, 2005, S. 501; Klein et al., 2000, S. 325f.).

Obwohl diese Rückzugstendenzen aus traditionellen ‚deutschen‘ Sportvereinen häufig bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu beobachten sind, lassen sich Drop-Out Phänomene ebenfalls bei Jugendlichen und Adoleszenten ohne Migrationshintergrund nachweisen. So zeigen verschiedene Studien übereinstimmend, dass Sportvereine für Heranwachsende ohne Migrationshintergrund mit zunehmendem Alter weniger Bindungskraft besitzen (vgl. Brettschneider & Kleine, 2002, S. 102ff.; Burrmann, 2005, S. 146ff.; Nagel, 2003, S. 126ff.). Für den organisierten Sport stellt sich diese Entwicklung insofern als Problem dar, als dem organisierten Sport zum einen personale Ressourcen und Zukunftspotential verloren gehen. Diese Personen haben sich in der Regel lange Zeit mit dem vereinspezifischen Konzept von Geselligkeit und Leistung arrangiert und ziehen sich trotzdem zunehmend aus dem organisierten Sport zurück. Es sind nicht zuletzt „individuelle Präferenzverschiebungen“ (Burrmann, 2006, S. 281), Entwicklungsschritte und schulische Verpflichtungen, die den Drop-Out von Jugendlichen aus Sportvereinen erklären. Darüber hinaus ist jedoch nicht auszuschließen, dass Jugendliche die Umgangsformen, internen Rangordnungen, Forderungen nach ehrenamtlichem Engagement oder die Gemeinschaftspraktiken im Sportverein zunehmend als fremd erfahren und deshalb die Organisationsform verlassen.

Um weitere Erklärungen für die hohe Drop-Out Quote von Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu generieren, ist es notwendig, organisational relevante Interaktionsmuster und Beziehungskonstellationen näher zu betrachten. Ausgehend von der empirischen Beobachtung, dass sich in der deutschen Mehrheitsbevölkerung in nicht unerheblicher Weise feindliche Einstellungen gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund beobachten lassen (vgl. Heitmeyer, 2007b), stellt sich die Frage, „ob die vergleichsweise niedrigen Beteiligungsquoten von Jugendlichen mit Migrationshintergrund am vereinsorganisierten Sport, die bislang in erster Linie auf kulturelle Besonderheiten oder mangelnde Integrationsbereitschaften von Seiten der

Jugendlichen mit Migrationshintergrund zurückgeführt werden, auch ein Resultat mangelnder Offenheit der aufnehmenden Sportvereinsgemeinschaft sind“ (Nobis, 2007b, S. 331). Mit Bezug auf diesen bislang kaum berücksichtigten Aspekt vereinsinterner Interaktionen liefert die Sekundäranalyse einen entscheidenden Hinweis für die Erklärung von internen Fremdheitserfahrungen. Obgleich Nobis (2007b) nachweist, dass die Zustimmung zu ausländischerfeindlichen Aussagen bei sportvereinsorganisierten Jugendlichen weniger deutlich ausfällt als bei Gleichaltrigen, die nicht im Sportverein organisiert sind, verweist sie auf den potentiellen Einfluss fremdendistanzierter Einstellungen auf die Interaktionsprozesse im Sportverein und den Drop-Out aus diesem. Relevant für die Entstehung von intern generierten Fremdheitserfahrungen ist die Annahme, „dass sich fremdendistanzierte Einstellungen der sportvereinsorganisierten Jugendlichen auch in entsprechenden Interaktionsmustern zeigen dürften, und dass diese Interaktionsmuster dazu führen könnten, dass sich Jugendliche mit Migrationshintergrund aus Sportvereinen zurückziehen“ (Nobis, 2007b, S. 345). Die Studie macht damit auf Interaktionsmuster aufmerksam, die im Sportverein potentiell zu beobachten sind, die aber nicht notwendigerweise ihren Ursprung in der Struktur von Sportvereinen haben. Es ist davon auszugehen, dass diese Einstellungen nicht erst im Sportverein entstehen, jedoch darin zum Ausdruck kommen können. In dieser Hinsicht zeigt sich der Sportverein als Projektionsfläche für gesellschaftliche Entwicklungen (vgl. Nobis, 2007b, S. 331ff.).

Vor diesem Hintergrund erscheint es notwendig, zwischen sozial generierten Interaktionsmustern zu unterscheiden, die sich eben auch im Interaktionsraum Sportverein zeigen und solchen, die sich aus der organisationalen Struktur von Sportvereinen selbst ergeben. Im letzteren Fall ließe sich nicht nur von intern generierten sondern von *organisational* generierten Fremdheitserfahrungen sprechen. Um herauszuarbeiten, in welcher Weise Sportvereine strukturell an der Generierung von Fremdheit beteiligt sein können, stellt die Analyse im Folgenden organisationale Ordnungen in den Mittelpunkt.

Folgern lässt sich daraus: In dem Maße, in dem Personen die Erfahrung machen, nicht in einen Sportverein zu passen oder in denen ihnen fehlende Integrationsbereitschaft unterstellt wird, konkretisiert sich Fremdheit als Beziehungs- und Erfahrungsphänomen. Fremd ist, wer nicht zu den Mitgliedschaftserwartungen passt, wer nicht die Routinen und informellen Handlungsregeln kennt oder wer

etablierte Regeln, Abläufe und Zuständigkeiten infrage stellt. Der Norddeutsche, der in einen süddeutschen Sportverein eintritt, kann ebenso als Störung wahrgenommen werden wie der Sportvereinslerfahrende, der vom kosmopolitischen Großstadt-Verein in den traditionalistischen Dorf-Verein wechselt. Trotz des Anspruchs auf formelle Offenheit kann die „Konfrontation mit dem Unvertrauten“ (Hahn 2002, S. 34) im Sportverein zu wechselseitigen Fremdheitserfahrungen führen und Ausschlussmechanismen in Gang setzen. Ein Grund dafür, warum Personen selbst dann nicht einen Sportverein verlassen, wenn sie restriktiven Bedingungen ausgesetzt sind, besteht in der besonderen Anziehungskraft des Sports und in der Monopolstellung des Vereinssports im Hinblick auf den organisierten Wettkampfbetrieb. In Anbetracht dieser Erkenntnis sagt die Feststellung, dass es heute „kaum noch Vereine ohne Mitglieder [gibt], die entweder selbst zugewandert sind oder deren Eltern bzw. Großeltern nicht in Deutschland geboren wurden“ (Bundesregierung, 2007, S. 139), nur wenig über die Qualität organisationaler Interaktionsprozesse aus. Von grundlegender Bedeutung für den Vereinssport ist in diesem Zusammenhang daher nicht nur die Frage „ob und welche Personen mit Migrationshintergrund in einem Sportverein organisiert sind, sondern auch, welche Gelegenheitsstrukturen ihnen überhaupt zur Verfügung stehen“ (Nobis & Fussan, 2007, S. 270).

4.3.2 Die Sportorganisation als Ordnungsstifter

„In die binären Codes aller Funktionssysteme sind Sperrmechanismen eingebaut, die sichern sollen, daß Unterschiede nur nach funktionssystemeigenen Gesichtspunkten erzeugt werden“ (Stichweh, 2000, S. 90).

Sportvereine repräsentieren eigenständige Wirklichkeitsbereiche, denen spezifische Ordnungskonstruktionen zugrunde liegen. Diese spiegeln sich in einer Vielzahl von Regeln, Erwartungen, Hierarchien und Routinen sowie Entscheidungsprozessen und Wissensbeständen. Da Ordnungen grundsätzlich Grenzen produzieren, indem sie Unterscheidungen einführen, sind jene Ordnungen der Organisation Sportverein zu rekonstruieren, die an der Konstruktion von Fremdheit beteiligt sein können.

Diese Ordnungen zeigen sich beispielsweise in der Art, wie die Organisation Vertrauen generiert und Personal rekrutiert. Sie zeigen sich ferner mit Blick auf die Kriterien, nach welchen Mitgliedschaft konstruiert wird sowie die Erwartungen, die an Mitgliedschaft gebunden sind. Zu unterscheiden sind in diesem Zusammenhang

grundsätzlich Ordnungen, die sich auf die Formalstruktur von Sportvereinen beziehen und solchen, die sich aus informellen Prozessen ergeben. So ist beispielsweise der Kernzweck von Sportvereinen in deren Satzungen ausdrücklich festgelegt. Mit dem formellen Eintritt in den Sportverein erlangen neben formalen Regeln jedoch gleichzeitig jene Regeln Bedeutung, die sich nicht auf den ersten Blick erschließen – auch deshalb, weil Sportvereine in ihrer jeweiligen Verfasstheit grundsätzlich das „Resultat von Selbsterstellungsprozessen“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S. 23) sind. Sowohl formale als auch informale Mitgliedschaftserwartungen besitzen eine zentrale operative Funktion innerhalb des Sozialsystems Sportverein; stellen sie doch Prämissen für organisationale Entscheidungsprozesse zur Verfügung (vgl. Thiel & Meier, 2004, S. 108ff.).⁶⁷

Formale Mitgliedschaftserwartungen in Sportvereinen

Liegt der Fokus auf formalstrukturellen Ordnungen von Sportvereinen, so sind zunächst Mitgliedschaftsbedingungen zu analysieren. Damit so etwas wie Vereinsidentität entstehen kann, muss klar geregelt sein, wer zum Verein dazugehört. Der Konstruktion des ‚Wir‘, die so zentral für die Entstehung von Identität und Zusammengehörigkeit ist, liegt eine organisationale Prämisse zugrunde, nämlich dass Zugehörigkeit in Sportvereinen formalstrukturell über Mitgliedschaft geregelt wird. Bei Sportvereinen handelt es sich ferner um Organisationen, „in denen mittels der Mitgliedschaftsregeln genau angegeben werden kann, wer dazu gehört und wer nicht“ (Meier, 2008, S. 157). Kennzeichnend für die Organisation Sportverein ist ferner, dass sie prinzipiell offen ist für alle Menschen– unabhängig von Hautfarbe, Nationalität und Weltanschauung.⁶⁸ Darüber hinaus bestehen eine Reihe konstitutiver Merkmale, die Sportvereine formal auszeichnen. Wer sich für die Teilhabe am Sportverein entscheidet, der tut dies freiwillig, verpflichtet sich zur freiwilligen Mitarbeit und erkennt die demokratischen Entscheidungsstrukturen an (vgl. Heinemann, 2007, S. 130ff.; Heinemann & Horch, 1988, S. 110f.).

⁶⁷ Diese Perspektive schließt an jene organisationstheoretische Überlegungen an, die Organisationen als aus Entscheidungen bestehende Systeme kennzeichnet, welche über *Entscheidungsprämissen* gesteuert und gerahmt werden (vgl. Baecker, 1999, S. 33f.; Luhmann, 2006; S. 123ff.). Luhmann unterscheidet dabei zwischen „entscheidbaren“ und „unentscheidbaren Entscheidungsprämissen“. Während erstere gewissermaßen verhandelbar sind, stehen letztere nicht zur Diskussion (vgl. Luhmann, 2006, S. 239ff.).

⁶⁸ Dieser ideelle Anspruch wird immer dann betont, wenn die besondere Funktion von Sportvereinen als zivilgesellschaftliche, weltoffene Gemeinschaften herausgehoben werden soll (vgl. Bundesregierung, 2007, S. 139).

Mit dem Erwerb der Mitgliedschaft erlangen jedoch nicht nur organisationale Regeln für die Person Geltung. Die Organisation bewerkstelligt außerdem die „operative Schließung ihrer Grenzen“ (Luhmann, 2006, S. 222). Auf diese Weise entstehen ‚Außengrenzen‘, die das und diejenigen ausschließen, die eben nicht zum Sportverein gehören. Zugehörigkeit wird in Sportvereinen auf der Grundlage von Exklusion generiert. Organisationale Fremdheit ist demnach insofern strukturell angelegt, als alle Personen, die dem System nicht angehören, formal fremd sind. Diese binäre Unterscheidung ist grundlegend für die Organisation Sportverein. Auf ihrer Grundlage grenzen sich Vereinsmitglieder von Nicht-Mitgliedern, sowie Zugehörige von Fremden ab.

Transparent bzw. „entscheidbar“ sind formale Prämissen für die Mitglieder deshalb, da sie formell festgeschrieben, für jeden zugänglich und verhandelbar sind. So formulieren Sportvereine Ziele und Zukunftserwartungen, die in der Organisationstheorie als *Zweckprogramme* bezeichnet werden (vgl. Luhmann, 2006, S. 261). Diese formalen Erwartungsstrukturen sind in Vereinssatzungen, Planungspapieren oder Protokollen festgelegt und können jederzeit eingesehen werden (vgl. Thiel & Meier, 2004, S. 109). In ihrer Funktion als offizielle Prämissen sind sie Teil der „Zentren expliziten Wissens“ (Schütz, 1972, S. 56) in Sportvereinen. Sie stellen grundlegende formale Orientierungs- und Referenzpunkte in Sportvereinen dar. Ein Charakteristikum von Sportvereinen besteht nun darin, dass Zweckprogramme in der Regel sehr allgemein gehalten sind und sich bisweilen als vage erweisen. Differenzierte Aussagen darüber, ob bzw. inwieweit die jeweiligen Ziele und Zukunftserwartungen erreicht wurden, sind daher häufig kaum möglich.

„Das Besondere der Zweckprogramme in Sportvereinen ist, dass sich der Gesamtzweck kaum in Teilziele operationalisieren lässt, was wiederum eine Kontrolle über die Richtigkeit des Einsatzes der Mittel schwierig macht“ (Thiel & Meier, 2004, S. 109).

Der Interpretationsspielraum, der im Zuge der Unspezifik informeller Zweckprogramme entsteht, wird in Sportvereinen in besonderer Weise durch *informelle* Regelungen, Wissensbestände und Erwartungsstrukturen kompensiert.

Informelle Mitgliedschaftserwartungen in Sportvereinen

Die Lektüre der Vereinssatzung wird dem neuen Mitglied nur bedingt Auskunft darüber geben, wie stark der Verein lokal verankert ist, welche Meinungen von besonderem Gewicht sind oder wie sich als neues Mitglied Anerkennung erwerben lässt. Wie stark formelle durch informelle Mitgliedschaftsbedingungen ergänzt bzw.

erweitert werden, veranschaulicht der Blick auf die „korporatistische Selbstbeschreibung“ (Stichweh, 1997a, S. 47) und die organisationalen Konstruktionen von informeller Zugehörigkeit. Obwohl Mitgliedschaft formal für Zugehörigkeit zum Sportverein sorgt, sind nicht alle Mitglieder in gleicher Weise eingebunden, angesehen oder respektiert. Der Beitritt und die damit verbundene Absicht, sich sportlich betätigen zu wollen, „zieht nicht zwingend eine enge Einbindung in die soziale Binnenstruktur des Vereins mit sich“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 47).

In der Ordnungsstruktur von Sportvereinen sind eine Reihe von Prämissen angelegt, die auf informeller Ebene regeln, unter welchen Bedingungen Personen ‚wirklich‘ dazugehören. Die Ordnungswirklichkeit von Sportvereinen wird in elementarer Weise von informellen Mitgliedschaftserwartungen geprägt. Verankert sind diese informellen Ordnungen in der *Organisationskultur* von Organisationen.⁶⁹ Für die Kennzeichnung von Mitgliedschaftserwartungen in Sportvereinen ist die Auseinandersetzung mit Organisationskultur elementar (vgl. Meier & Thiel, 2006, S. 181ff.; Slack & Parent, 2006, S. 277ff.; Thiel & Meier, 2008, S. 130ff.).

„Culture, one of the newest concepts in the study of organizations, has great potential to enhance our understanding of the structure and processes of sport organizations. A focus on organizational culture forces us to question some of the rational notions of the contingency perspective and start to consider sport organizations as complex patterns of human interaction. By studying a sport organization's culture, we are forced to pay attention to the somewhat intangible, but no less important, aspects of organizational life, such as the values and beliefs, the accepted modes of operation, and the shared assumptions that guide behaviour within an organization“ (Slack, 1997, S. 283).

Die Kultur eines Sportvereins repräsentiert den unverwechselbaren Kern bzw. die ‚Seele‘ der Organisation. Sie stellt das ‚historische Schattenkabinett‘ einer Organisation dar. Es sind spezifische, vereinstypische Prämissen, die unter der Oberfläche liegen und die für Beständigkeit sorgen sowie Unsicherheit absorbieren. Die *Vereinskultur* bündelt diese Prämissen. Über sie wird geregelt, wie sich Personen zu verhalten haben, die seit kurzem Mitglied im Verein sind, wie man sich als Jugendliche(r) gegenüber älteren Mitgliedern verhält oder in welcher Weise der Geschichte des Vereins Rechnung zu tragen ist. Sie enthält „gemeinsame Werte, als allgemein akzeptierte informelle Regeln, wie miteinander umgegangen wird, oder als diffuse kollektive Vorstellung, was die Organisation im Kern kennzeichnet“ (Thiel &

⁶⁹ Als informelle Organisationsstruktur verweist die *Organisationskultur* auf jene „Selbstverständlichkeiten ... , die jeder versteht und akzeptiert, der mit dem System erfahren und vertraut ist“ (Luhmann, 2006, S. 145). Organisationskulturen sorgen für Stabilität, sind in hohem Maße handlungsleitend und nur schwer veränderbar (vgl. Luhmann, 2006, S. 239ff.; Schein, 2010, S. 7ff.).

Meier, 2004, S. 107). Diese organisationalen Werte und Vorstellungen von Zugehörigkeit sind historisch verankert und schreiben sich über Vereinssozialisation fort. Die Organisationskultur liefert den informellen Referenzrahmen und minimiert das Risiko von unerwünschten Konsequenzen. Vor dem Hintergrund dieser informellen Mitgliedschaftserwartungen etablieren sich ‚Zentren impliziten Wissens‘ (vgl. Heinemann, 2007, S. 136ff.; Meier & Thiel, 2006, S. 182ff.).

„Die Vereinskultur hat ihre Wurzeln in der Vereinsgeschichte. Ihre Entstehung verläuft parallel zu den historischen Entwicklungsschritten des Vereins selbst. Damit beschreibt sie eine im Lauf der Zeit erworbene diffuse Orientierungsgröße für das soziale Miteinander im Verein. Da über Vereinskultur im Regelfall nicht gesprochen wird, sondern sie quasi im Verborgenen wirkt, ist sie im Grunde ‚inhaltsleer‘. Mit anderen Worten: Der Verein ist so, wie er ist, und genau dies schafft Orientierungssicherheit in einem ansonsten unbestimmten Raum“ (Meier & Thiel, 2006, S. 183).

‚Unentscheidbar‘ sind diese organisationskulturellen Ordnungen des Sportvereins deshalb, weil es sich um Prämissen handelt, „auf die sich eine Organisation zwar festlegt, die allerdings nicht hinterfragt werden“ (Thiel & Meier, 2004, S. 107). Zwar lassen sich diese in Aussagen, Verhaltensweisen und Routinen erkennen. Offen zum Thema gemacht und reflektiert werden sie jedoch in der Regel nicht. Sie bedürfen nicht der Rechtfertigung oder der Überprüfung. Sie beziehen ihre Verbindlichkeit dementsprechend nicht zwangsläufig daraus, dass sie sich rational erklären oder nachvollziehen lassen. Ordnungstiftend ist der „Schein genügender Kohärenz, Klarheit und Konsistenz“ (Schütz 1972, S. 57). Mit Verweis auf die Organisationskultur lässt sich somit erklären, warum die Organisationsform Sportverein eine „nicht immer rational gestaltete Struktur besitzt“ (Heinemann, 2007, S. 130). Dennoch besitzt die Vereinskultur eine hohe Verbindlichkeit unter den (langjährigen) Mitgliedern (vgl. Meier & Thiel, 2006, S. 183; Slack, 1997, S. 279).

Strukturelle Fremdheitspotentiale von Sportvereinen

Die Analyse informeller Ordnungen von Sportvereinen bringt darüber hinaus weitere strukturelle Besonderheiten der Organisation zum Vorschein. Im Gegensatz zur Ordnungsstruktur anderer Organisationen (z.B. Wirtschaftsunternehmen) stellen sich Sportorganisationen als „rekursive Einscheidungsverbünde“ (Fahrner, 2009, S. 124) dar, deren zentrales Anliegen die Bewahrung von Bewährtem ist. So zeigen sich insbesondere in traditionellen Sportvereinen „Weisen der Vergemeinschaftung, die sich in vielen Clubs im Vergleich zu den 60er Jahren nicht verändert haben“ (Gebauer et al., 2004, S. 19). Die Vereinskultur sorgt für Kontinuität, indem sie den Fortbestand der Organisation retrospektiv sichert. Ordnungstiftend ist der Blick zurück in der

Geschichte. Ausgehend davon bilden Sportvereine Mechanismen aus, die auf Reproduktion von Tradition ausgelegt sind. Die informellen Ordnungen, Deutungsmuster und geteilten Wissensbestände werden auf diese Weise immer wieder reproduziert. Festgestellt wird eine „Beharrungstendenz im Feld des Vereinssports“ (Gebauer et al., 2004, S. 118). Veränderungsprozesse in der Organisationskultur erweisen sich unter dieser Bedingung als schwierig. In der aktuellen organisationstheoretischen Sportforschung wird daher auf die strukturelle Trägheit und die damit verbundene Veränderungsresistenz von Sportorganisationen im Allgemeinen und von Sportvereinen im Besonderen hingewiesen (vgl. Thiel & Meier, 2004, S. 106ff.; 2008, S. 130ff.;).⁷⁰

„Die Vereinskultur stellt sich in der Regel als eine starke Kultur der Veränderungsfeindlichkeit dar, deren spezifische Funktion darin liegt, die Vereinsidentität zu wahren und den Verein so zu erhalten, wie er ist“ (Meier & Thiel, 2006, S. 186).

Ausgehend davon sind Abwehrreaktionen insofern strukturell angelegt, als sie die Organisation vor Einflüssen schützen, welche die Gemeinschaft in ihrer traditionellen Verfasstheit irritieren bzw. stören könnte. Es ist also davon auszugehen, „dass die Abwehr von Veränderungen für Vereine durchaus funktional ist“ (Meier & Thiel, 2006, S. 181). Organisationale ‚Sperrmechanismen‘ sind das Resultat von Lernprozessen, die auf Strukturhaltung ausgerichtet sind. Für die Konstruktion von Fremdheit ist diese Erkenntnis von größter Relevanz. In dem Maße, in dem nämlich der Rückgriff auf Bewährtes die Vereinswirklichkeit bestimmt, können neue, unbekannte Mitglieder ebenso wie unbekannte Praktiken oder kritische Fragen zu Irritationen führen, auf welche mit Abwehr reagiert wird. Wenn es zutrifft, dass Sportvereine „den Bedeutungsgehalt von Umweltimpulsen in hochselektiver Weise selbst konstruieren“ (Thiel & Meier, 2004, S. 106), dann besteht auch die Möglichkeit, solche Impulse abzuwehren, die nicht erwünscht sind. Wogegen sich Abwehrreaktionen im Einzelfall konkret richten und welche Kategorien von Zugehörigkeit systemrelevant für

⁷⁰ Ein prominentes Beispiel für die organisationale Trägheit von Sportorganisationen liefert die Integrationspolitik des Deutschen Sportbunds in den 1980er und 1990er Jahren. So hat der Deutsche Sportbund 23 Jahre benötigt, um die assimilative Grundsatzerklärung „Sport der ausländischen Mitbürger“ von 1981 durch die pluralistische Erklärung „Sport und Zuwanderung“ zu ersetzen, welche Menschen mit Migrationshintergrund nicht mehr als Problem, sondern als Chance betrachtet (Deutscher Sportbund 1981, 2004). Während in der Erklärung von 1981 noch davon ausgegangen wurde, dass dort Probleme entstehen, „wo ein hoher Prozentsatz ausländischer Mitbürger einen deutschen Verein überfremdet“ (Deutscher Sportbund, 1981, S. 5) wurden in der Erklärung von 2004 die Möglichkeiten von Vielfalt betont. Die Tatsache, dass ein Sportverband in einer Zeit, in der das Thema Integration die Politik, den gesellschaftlichen Alltag und die öffentliche Diskussion bestimmt, lange Zeit an einem vergleichsweise restriktiven Integrationsbegriff festhält, kann als Hinweis auf die strukturelle Trägheit von Sportorganisationen gedeutet werden.

Sportvereine sind, ist offen. Der Rückzug auf Bewährtes bzw. die „Wahrung von Kontinuität“ (Meier & Thiel, 2006, S. 185) kann in Sportvereinen dazu führen, dass Fremde trotz Mitgliedschaft Fremde bleiben und zum Gegenstand von Abwehrreaktionen werden (vgl. Seiberth & Thiel, 2010, S. 198).

„Sportvereine sind von ihrer strukturellen Verfasstheit her auf die Erzeugung von Gemeinschaft und Zugehörigkeitsgefühlen ausgerichtet. Sie produzieren ihre kollektive Identität v.a. über das Vertraute und Bewährte. Dementsprechend besteht keine zwingende Notwendigkeit, sich an Forderungen und Ansprüche aus der Umwelt anzupassen und etwas ‚Fremdes‘, etwas von der Tradition Abweichendes, zuzulassen“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 205f.).

Die Figuren, die im Sportverein Irritationen auslösen und Abwehrreaktionen in Gang setzen können, sind vielfältig und austauschbar. Es können Mädchen oder Frauen sein, die in einem männlich dominierten Raum Fußball spielen möchten. Es können homosexuelle Menschen sein, die offen mit ihrer Sexualität umgehen oder der Hauptamtliche, dessen Position strukturell quer zu der Idee des Ehrenamts liegt (vgl. Meier, 2008, S. 165f.). In allen Fällen handelt es sich um ‚Fremde auf Bewährung‘.

Ob ein Mitglied nun für Irritationen sorgt oder ob es tatsächlich dazugehört und anerkannt wird, hängt in Sportvereinen entscheidend davon ab, inwieweit der Person vertraut wird. Grundsätzlich handelt es sich beim Sportverein nämlich um eine „vertrauensbasierte Organisation“ (Meier, 2008, S. 157). Betrachtet man jene Mechanismen, auf deren Grundlage *Vertrauen* in Sportvereinen generiert wird, so fällt auf, dass es in entscheidender Weise an Personen gebunden ist. Diese strukturelle Besonderheit prägt die Organisationswirklichkeit von Sportvereinen grundlegend. Besonders die „unklare Festlegung von Kommunikationswegen zwingt Sportvereine dazu, die Reduktion komplexer und vielfältiger Entscheidungsmöglichkeiten an die Person zurückzubinden, um den Verein vor einem ‚information overload‘ zu schützen“ (Thiel & Meier, 2004, S. 116). Damit kommt individuellen Einflüssen große Bedeutung zu. Das *Personenvertrauen*⁷¹ reduziert Komplexität gerade dadurch, dass es der Person Handlungsfreiraum lässt. Mit der strukturellen Betonung individueller Entscheidungsspielräume erlangen „Einflüsse aus anderen Lebensbezügen und -erfahrungen der Personen auf konkrete Entscheidungssituationen in der Organisation“ (Thiel & Meier, 2004, S. 117) Relevanz. Identität wird gesichert über die „Personalisierung von Verhaltenserwartungen“ (Heinemann, 2007, S. 135). Dies ist insofern ungewöhnlich, als Organisationen (z.B. Wirtschaftsunternehmen) in der

⁷¹ Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von ‚persönlichem Vertrauen‘ und versteht darunter „die generalisierte Erwartung, daß der andere seine Freiheit, das unheimliche Potential seiner Handlungsmöglichkeiten, im Sinne seiner Persönlichkeit handhaben wird“ (Luhmann, 1973, S. 40).

Regel den entgegengesetzten Weg wählen, indem sie Stellen mit spezifischen Entscheidungsspielräumen und Aufgabenprofilen verknüpfen, um den individuellen Handlungsspielraum zu begrenzen und um Personen ersetzbar zu machen (vgl. Meier, 2008, S. 162ff.; Meier & Thiel, 2006, S. 185).

Das Modell Personenvertrauen besitzt erheblichen Einfluss auf die Personalrekrutierung in Sportvereinen. Diesen liegt ein personenbezogenes Rekrutierungsverfahren zugrunde. Erwerben lässt sich dieses Vertrauen lediglich durch das „langwierige Sich-vertraut-Machen mit vorgegebenen Entscheidungsspielräumen“ (Meier & Thiel, 2006, S. 185). Dies setzt in der Regel lange Vereinskarrerien voraus, in denen sich die Person dieses Vertrauen z.B. durch besonderes Engagement, Loyalität oder sportliche Leistung ‚erarbeitet‘. Vereinskarrerien sorgen dafür, „dass überraschendes und abweichendes Verhalten in der Ausübung des Amtes nicht zu erwarten ist“ (Meier, 2008, S. 164). Nur auf der Grundlage von „regelmäßigen Vertrauensbeweisen“ (Meier, 2008, S. 162) entsteht diese Art des Vertrauens. Rekrutiert werden Personen, welche die Vereinskultur längst verinnerlicht haben, die um das historische Erbe des Vereins wissen und die emotional eng mit der Organisation verbunden sind. Diese Rekrutierungspraxis hat Einfluss auf die Entstehung von Wissensordnungen in Sportvereinen.

„Kriterium für die Weitergabe von Wissen sind also nicht transparente Sachargumente, sondern primär das Gutdünken der Personen, die sich im Besitz von Wissen befinden. Die (ausschließliche) Bindung des Wissensflusses an Personen bedingt exklusive Zuständigkeiten und erzeugt damit die Möglichkeit machtbasierter Verzerrung und Blockierung von Information“ (Thiel & Meier, 2004, S. 116).

Bei der Besetzung von Ämtern wirkt sich die sportvereinspezifische Rekrutierungsstruktur in der Weise aus, dass nicht (zwangsläufig) nach fachlich qualifizierten Personen gesucht wird, sondern primär nach Personen mit Verdiensten. Sie greifen auf einen „Vertrauensvorschuss“ (Meier, 2008, S. 164) zurück. Damit wird sichergestellt, „dass die Traditionen und Werte des Vereins von dem Amtsinhaber anerkannt werden“ (Meier & Thiel, 2006, S. 185). Sportvereine rekrutieren in erster Linie Personen, denen die Bewahrung von Tradition und Vereinsidentität zugetraut wird. Diese müssen in der internen Hierarchie über einen Status verfügen, auf den neue Mitglieder ohne entsprechende Verdienste, Erfahrungen und Einblicke nicht zugreifen können. Das durch Vereinskarrerien generierte Personenvertrauen erweist sich als wesentlich stabiler als das Vertrauen, das Personen durch den formellen Beitritt zu einem Sportverein zuteil wird (vgl. Thiel & Meier, 2004, S. 118f.).

„Der Rückzug auf Vertrautes und die Vergabe von Entscheidungspositionen an solche Personen, denen in diesem Rückbezug auf Vertrautes vertraut werden kann, sichert damit die kollektive Identität“ (Meier & Thiel, 2006, S. 185).

Dieser vereinspezifische Modus der Absorption von Unsicherheit hat für neue oder potentielle Mitglieder einen entscheidenden Nachteil: Die Etikettierungsmacht bei der Definition dessen, wer oder was als fremd, unvereinbar oder unvertraut verstanden wird, liegt beim Sportverein und dessen Vertrauten. In dieser Hinsicht ist das Verhältnis zwischen etablierten Mitgliedern und neuen, unvertrauten Mitgliedern asymmetrisch und verweist auf Statusdifferenzen. Deutlich wird daran die Bedeutung informeller Machtstrukturen für die Systemstabilität von Sportvereinen. Für die Rekonstruktion organisationaler Fremdheitspotentiale sind diese Erkenntnisse in mehrerer Hinsicht relevant. So sorgt die Asymmetrie der Machtverhältnisse dafür, dass etablierte ‚Wahrheiten‘ selten in Frage gestellt werden. Als Funktionsträger kommt mir daher die Macht zu „die Realität auf die von uns gebilligten Normen zurechtzustutzen, sie nach unseren Vorstellungen und Wünschen zu gestalten“ (Bauman, 2000a, S. 67).

Darüber hinaus besteht in Sportvereinen häufig eine „Informationsoligarchie“, die für „einen durch wenige Personen gesteuerten Wissensfluss im Verein“ (Thiel & Meier, 2004, S. 116) sorgt. In dem Maße, in dem die Interaktionsstruktur von Sportvereinen etablierten Personen ein hohes Maß an individueller Einflussnahme und Steuerungskompetenzen zugesteht, minimiert sich der Einfluss, den Fremde, d.h. Personen, die noch keinen entsprechenden Status im Verein besitzen, ausüben können. Das Wort des Abteilungsleiters oder Vorstandsvorsitzenden wird selten in Frage gestellt – so wenig plausibel es dem langjährigen Mitglied im Einzelfall auch vorkommen mag. Daran zeigt sich, dass Sportvereine Schutzmechanismen entwickeln, die es ihnen ermöglicht, lediglich solche Kommunikationsprozesse zuzulassen, die systemerhaltend sind. Im Alltag von Sportvereinen treten diese Schutzmechanismen über „organisationale Tabus, exklusive Informationswege oder ein meist ebenfalls nicht thematisiertes, aber dennoch bindungswirksames ‚Führungswissen‘“ (Thiel & Meier, 2004, S. 108) in Erscheinung. Sie können Strategien der Selektion, des Verschleierns und des Nicht-Berücksichtigens von Widersprüchen umfassen. Diese Strategien sorgen dafür, dass alles so weiter laufen kann wie bisher (vgl. Meier & Thiel, 2006, S. 184). Eine der in diesem Zusammenhang zentralen Erkenntnisse besteht in der empirischen Beobachtung, „dass die Mitglieder einer Organisation in vergleichbaren Fällen eine Routine darin entwickeln, Handlungsweisen von Führungskräften, mit denen man eigentlich nicht zufrieden ist,

zu ignorieren, indem so getan wird, als sei nichts geschehen, oder sie als undiskutierbar zu kennzeichnen, um sicher zu stellen, dass dies auch so bleibt“ (Thiel & Meier, 2004, S. 119f.).

Diese Ordnungen reduzieren Komplexität für diejenigen Mitglieder, die sich in den Strukturen auskennen. Sie erhöhen diese aber für jene, denen sie nicht geläufig sind. Dazu kommt, dass Fremde zu den von Routinen geprägten und stark personalisierten Wissensbeständen lediglich eingeschränkt Zugang haben. Die Abweichung vom Bewährten durch neue Mitglieder sowie die fehlende Kenntnis systemrelevanter Wissensbestände kann informelle Schließungsprozesse in Gang setzen (vgl. Seiberth & Thiel, 2010, S. 198).

„Solche Ausgrenzungspraktiken müssen keinesfalls bewusst ablaufen. In dem Maße, in dem die Erwartungen der neu Hinzugekommenen vom ‚Bewährten‘ der Vereine abweicht, reicht es aus, wenn sich die etablierten Mitglieder des Vereins an dessen etablierten Werten und Traditionen orientieren“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 48).

Dies trifft umso stärker zu, wenn diese Mitglieder nicht über Sozialisationserfahrungen mit dem (deutschen) Vereinssystem verfügen. Bleiben Entscheidungen und Entscheidungsprozesse für Personen undurchsichtig oder werden dem neuen Mitglied Entscheidungswege und -prämissen vorenthalten – beispielsweise, indem Informationen und Termine nicht weitergegeben werden oder Abläufe und Entscheidungsverfahren nicht offengelegt werden, dann ist ein Aneignungsprozess nur unter der Voraussetzung bedingungsloser Assimilation zu erwarten. Die organisationale ‚Informationsoligarchie‘ kann dazu führen, dass selbst Fremde, die den Weg in höhere Funktionsrollen gefunden haben und die formal Einfluss auf Entscheidungsprozesse haben sollten, von diesen ausgeschlossen bleiben. Unter diesen Voraussetzungen ist der Fremde dann zwar inkludiert, bleibt jedoch trotz Mitgliedschaft der Organisation fremd. Wechselseitige Austauschprozesse sind im Rahmen solcher Konstellationen nicht zu erwarten. Für neue, noch ‚fremde‘ Mitglieder kann das Verstehen relevanter Wissensbestände, Kommunikationswege und Entscheidungsprämissen von Sportvereinen zum Dilemma werden, an dessen Ende individuelle Fremdheitserfahrungen und organisationale Fremdheitszuschreibungen stehen.⁷² Fremdheit im Sportverein entsteht vor diesem Hintergrund als Verstehensproblem. Die Annahme, der Sportverein biete einen „für alle

⁷² Wenn Bourdieu den Sport allgemein als Raum beschreibt, der sich „jedem Neuankömmling zunächst einmal als Komplex fix und fertiger Entscheidungen, bereits gegenständlich gewordener Möglichkeiten – als ein Gesamt von Traditionen, Regeln, Werten, Einrichtungen, Techniken und Symbolen“ (Bourdieu, 1999, S. 333) präsentiert, so enthält diese Darstellung auch einen Hinweis auf das Bild, das sich dem Neuankömmling im Sportverein bieten kann.

gleichermaßen gültigen, vertrauten und plausiblen Wert- und Interpretationszusammenhang“ (Heinemann, 2007, S. 136f.), darf in Anbetracht dieser Erkenntnis in Frage gestellt werden.

Abgesehen von dieser Verstehensproblematik können Fremdheitsphänomene in Sportvereinen ihren Ursprung in kollektivierte Befürchtungen, Bedrohungsszenarien und diskursiven Ordnungen haben. Davon scheinen Menschen mit Migrationshintergrund in besonderer Weise betroffen zu sein. So kommt von Seiten ‚deutscher‘ Sportvereinsmitglieder gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund nicht selten die „latente Befürchtung zum Ausdruck, daß nicht den in deutschen Sportvereinen geltenden Normen entsprochen werden könnte“ (Schwark 1998, S. 79). Diese Beobachtung gibt Hinweise auf potentielle Sperrmechanismen im Sportverein. Dennoch wäre es fragwürdig, diese Befürchtungen grundsätzlich auf organisational generierte Ordnungsmuster zurückzuführen. Zwar können Kommunikationsprozesse in Sportvereinen von Stereotypen, Ressentiments und Stigmatisierungen geprägt sein. Deren Ursprung ist damit jedoch nicht hinlänglich geklärt. Denn prinzipiell können stereotype Aussagen auf individuelle Konstruktionen oder auf soziale ‚Wahrheiten‘ verweisen, die außerhalb des Sports generiert werden. In Anbetracht des großen individuellen Handlungsspielraums ist es im Sportverein kaum zu verhindern, dass individuelle Meinungen zum Ausdruck gebracht und als organisationale ‚Wahrheiten‘ deklariert werden. Aussagen, die von Vereinsmitgliedern, Sportlern oder Funktionären getroffen werden, sind somit grundsätzlich dahingehend zu prüfen, inwieweit im Einzelfall Personen ihren persönlichen Ressentiments Ausdruck verleihen bzw. inwieweit die Abwehr von (ethnisch) Fremden Teil einer gewachsenen Organisationskultur ist. Ist letzteres der Fall, so sind Praktiken des Ausschlusses strukturell angelegt.

„Discrimination and the resulting exclusion of specific groups in sport participation and organizations are generally strongly condemned by local governments and sports federations, as well as addressed by specific policies and projects (e.g., target group policies, positive action plans, antidiscrimination codes). Although some strategies might have shown positive results, exclusionary mechanisms such [as] discrimination often persist, although they are becoming less explicit and formal. Moreover, discriminatory mechanisms are often institutionalized in the same organizations that are responsible for combating discrimination and exclusion“ (Elling & Claringbould, 2005, S. 508).

In Anbetracht solcher Aussagen besteht die Gefahr, dass der Eindruck erzeugt wird, bei Sportorganisationen und Sportvereinen handle es sich um Organisationen, für die der Ausschluss von Fremden charakteristisch sei als deren Einbindung. Der Analyse liegt die Absicht fern, den Sportverein unter Generalverdacht zu stellen. Um diesem Eindruck entgegenzuwirken, sei an dieser Stelle darauf verwiesen, dass in der

Vereinslandschaft der Bundesrepublik eine große Zahl an Sportvereinen besteht, in denen Internationalität und Offenheit zentrale organisationskulturelle Werte sind und Vielfalt als positiver Aspekt in den Zweckprogrammen verankert ist. Die Einbindung von Menschen mit Migrationshintergrund ist in manchen Sportvereinen längst erklärtes Ziel. Die Tatsache, dass Vereine Identität an Vereinskultur binden, sagt folglich noch nichts über die organisationalen Werte, Traditionen und Kategorien von Zugehörigkeit aus, die der Organisationskultur zugrunde liegen. Dennoch ist darauf hinzuweisen, dass die Möglichkeit besteht, dass sich Vereinskulturen etablieren, in denen Fremde als Störenfriede etablierter Ordnungen angesehen werden. Unter der Voraussetzung, dass ‚Heimat‘ und Identität in einem Sportverein an Nationalität oder ethnische Herkunft gebunden sind, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit für ethnische Grenzziehungsprozesse. Wenn in einem ‚deutschen‘ Sportverein „die dritte Herrenmannschaft von der Vereinsführung offen als ‚unsere Türkenmannschaft‘ bezeichnet wird“ (Stahl, 2009, S. 23), so weist dies auf solche ethnischen Grenzkonstruktionen hin. Es wäre nun allerdings unseriös, Sportvereinen generell solche Praktiken zu unterstellen. Denn es muss davon ausgegangen werden, dass sich Organisationskulturen von Sportvereinen mitunter erheblich voneinander unterscheiden und dass nicht jeder Verein in seinen Ordnungen anschlussfähig an pluralistische Integrationsvorstellungen ist.

„Deutungsmuster und Handlungsschemata werden nicht allein im sozialen Feld produziert. Vielmehr existieren institutionell formulierte Integrationspolitiken, die Auswirkungen auf die Deutungen und Handlungen der Akteure haben“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 138).

Soeffner & Zifonun (2008a) machen in diesem Zusammenhang auf verschiedene Typen von Sportvereinen aufmerksam und heben in diesem Zusammenhang hervor, dass die Mitgliedschaftserwartungen, vor deren Hintergrund Fremdheit im Sportverein entsteht, stark an die dominanten Integrationslogiken des Sportvereins anschließen. Verorten sich Sportvereine explizit lokal, so wird Zugehörigkeit in hohem Maße an lokaler Identität festgemacht. Bei diesem Vereinstypus kann die lokale Verankerung dazu führen, dass ethnische Zugehörigkeit oder Nationalität zumindest im Rahmen der sportlichen Interaktionen ihre gesellschaftliche Relevanz verlieren. Identitätsstiftend für die Zeit des Trainings oder des Wettkamps ist, dass jemand ‚von hier‘ ist und sich mit dem Verein identifiziert. Im Zuge dessen können Menschen mit Migrationshintergrund in ähnlicher Weise eingebunden sein wie Menschen ohne Migrationshintergrund. In dieser Hinsicht sind sie gewissermaßen integriert. Gleichzeitig weist die Studie ausdrücklich darauf hin, dass mit dem Verlassen des

unmittelbaren sportlichen Interaktionsraums und dem Wechsel in den Geselligkeitsraum Sportverein ethnische Ordnungen und stereotype Etikettierungspraktiken reaktiviert werden können. Auch wenn im Rahmen von Festen und Formen von Geselligkeit in der Regel über positive Stereotypisierungen und „ethnisierende Späße“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 145) berichtet wird, spiegeln sich darin prekäre Ordnungen des Umgangs mit Fremden wider. Obwohl das Beispiel keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben kann, steht es doch stellvertretend für einen Typus von Sportverein, der Vielfalt zwar zulässt, Teilhabe und Zugehörigkeit jedoch an Anpassungserwartungen bindet. Möglich ist dies deshalb, weil die „Zuschreibungsmacht“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 145) den ‚deutschen‘ Mitgliedern vorbehalten ist. Die Tatsache, dass Menschen mit Migrationshintergrund in traditionellen Sportvereinen kaum in (höhere) ehrenamtliche Funktionsrollen vordringen⁷³, lässt verschiedene Interpretationen zu. Sie lässt zum einen die Annahme zu, dass Menschen mit Migrationshintergrund diese Positionen nicht anstreben. Ebenso wahrscheinlich ist jedoch, dass Menschen mit Migrationshintergrund in traditionellen Sportvereinen der Rückbezug auf Vertrautes offensichtlich nicht in dem Maße zugetraut wird, wie es bei etablierten Mitgliedern der Fall ist.

Die Ergebnisse einer anderen Fallstudie lassen noch einen weiteren Schluss zu: Je dominanter „Gefühle der Identitätsbedrohung und der Marginalisierung“ in der Organisationskultur von Sportvereinen verankert sind und je stärker sich ein „Verein als Rückzugsraum vor den Anderen und Fremden“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 145) inszeniert, desto höher sind die Zugangsbarrieren. Fremdheit entsteht dabei als Alternative zur dörflichen Autonomiebekundung sowie zur bedingungslosen Assimilationsbereitschaft.⁷⁴ Vereine diesen Typs bieten selbst dann keinen Schutz vor rassistischen Abwehrlogiken, wenn ‚Ausländer‘ inkludiert sind. Integration im Sinne eines wechselseitigen Prozesses ist unter diesen Voraussetzungen ebenso wenig zu erwarten wie die positive Bewertung von Vielfalt.

⁷³ Breuer & Wicker (2008, S. 35) machen im Rahmen des Sportentwicklungsberichts 2007/2008 nicht nur auf die relativ geringe Repräsentanz von Menschen mit Migrationshintergrund Sportvereinen aufmerksam, sondern zeigen außerdem, dass die Beteiligung von Menschen mit Migrationshintergrund im Rahmen ehrenamtlicher Vereinsengagements noch deutlich geringer ist: „Gut 10% der Mitglieder der deutschen Sportvereine haben einen Migrationshintergrund. ... Insgesamt haben 2,6% aller ehrenamtlich Engagierten einen Migrationshintergrund“.

⁷⁴ Ein prominentes Beispiel dafür liefert ein Vorfall aus dem italienischen Profifußball. Im Jahr 2001 verzichtete der Präsident des italienischen Fußball-Erstligisten *Hellas Verona* auf die Verpflichtung eines dunkelhäutigen Spielers, nachdem die Fans des Vereins aus rassistischen Motiven die Verpflichtung eines ‚schwarzen‘ Spielers abgelehnt hatten (Kalter, 2005, S. 45).

„Dieser Vereinstypus ist dazu in der Lage, eine kleine Zahl ortsansässiger, assimilationsbereiter Migranten aufzunehmen, die sich mit subalternen Positionen begnügen. Dies gilt sowohl für Spieler, denen die Rolle ‚unser Ausländer‘ zugewiesen wird, als auch für Personen im Vereinsumfeld. Diese paternalistische Annahme von ‚Ausländern‘ paart sich mit der rassistischen Abwehr von Migranten, etwa in Begegnungen gegen ethnische Vereine, die von Angehörigen solcher Vereine als deutlicher ausgeprägt beschrieben wird, als dies bei innerstädtischen Aufeinandertreffen der Fall ist“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 146).

Es kann davon ausgegangen werden, dass gerade dem vereinsorganisierten Mannschaftssport die Fähigkeit zukommt, antagonistische Identitätskonstruktionen zu mobilisieren, die in mancherlei Hinsicht religiösen Charakter entfalten können. Insbesondere in „Lokalderbys mit Vereinen aus Nachbargemeinden bietet sich die seltene Chance, dörfliche Identität darzustellen und diese auf ‚traditionelle‘ Weise zu refigurieren“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 146). Bezeichnend für den Vereinssport ist, dass die Abgrenzung gegenüber dem Lokalrivalen und gegenüber anderen Vereinen soziale Kohärenzprozesse stärkt. Im Fußball-Vereinssport erreichen diese Rivalitäten die wohl höchste Intensität, wenn traditionelle ‚deutsche‘ Sportvereine und Migrantensportvereine in räumlicher oder sportlicher Konkurrenz zueinander treten. Mobilisiert werden dabei grundsätzlich ethnische Identitäten (vgl. Krouwel et al., 2006, S. 174f.; Rowe, 2003, S. 286f.; Stahl, 2009, S. 81ff.).

Ein Grund dafür, warum diese Zusammentreffen in der Regel ein hohes Konfliktpotential bergen, besteht in den gegenseitigen Zuschreibungen und Differenzunterstellungen. Dazu kommt, dass seit den ersten Vereinsgründungen migrantische Sportorganisationen mit dem Image versehen wurden, integrationsfeindliche, separatistische Organisationen zu sein (vgl. Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 148; Sonnenschein, 1999, S. 85ff.). Der Blick von ‚deutschen‘ Sportvereinsmitgliedern auf migrantische Selbstorganisationen – insbesondere auf ‚türkische‘ Migrantensportvereine – bringt universalistische Ordnungen zum Ausdruck.

„Auffällig ist, dass keiner der Sprecher eine Kausalbeziehung zwischen der moralischen Verfehlung und türkischer Ethnizität herstellt. Stattdessen werden lediglich empirische Regelmäßigkeiten behauptet und eine Empfehlung ausgesprochen (‚Mitgliedschaft in Regelverein ermöglicht bessere Integration‘). Auf diese Weise verhindern die Sprecher, der „Ausländerfeindlichkeit“ bezichtigt zu werden, ein Vorwurf, der ihre moralische Überlegenheit empfindlich verletzen könnte“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S.41).

In den Diskursen über Sportvereine spiegeln sich ‚Wahrheiten‘, die eine hohe Erklärungskraft aufweisen. Wird über Migrantensportvereine gesprochen, so besteht die hohe Wahrscheinlichkeit, „dass Differenzen vorausgesetzt werden, wo deren Existenz und Relevanz erst zu untersuchen wären“ (Soeffner & Zifonun 2008a, S. 137). Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass Migrantensportvereine in der Regel

als mono-ethnische Vereine wahrgenommen werden, obwohl nur eine kleine Zahl an migrantischen Selbstorganisationen im Sport ethnisch homogen ist. Entgegen jener Darstellungen, die Migrantensportvereine generell als Orte ethnischer Separationstendenzen kennzeichnen, heben aktuelle Studien die Vielfalt dieser Organisationsform hervor – ohne dabei zu verschweigen, dass es unter diesen Organisationen auch solche Vereine gibt, die sich durch ethnische Schließung auszeichnen (vgl. Stahl, 2009, S. 25ff.; 2010).

Zudem zeichnen sich migrantische Selbstorganisationen – im Vergleich mit ‚Regelvereinen‘ – in vielerlei Hinsicht durch strukturelle Äquivalenz aus, sind sie doch als Freiwilligenorganisationen denselben Vorgaben unterworfen, denen auch traditionelle Sportvereine unterliegen. Analog zum empirischen Erkenntnisstand ist davon auszugehen, dass diese Organisationen nicht die strukturellen Gegenentwürfe sind, als die sie immer wieder dargestellt und wahrgenommen werden. Zwar unterscheiden sich Migrantensportvereine in der Regel in ihrer Größe und der Mitgliederstruktur von ‚Regelvereinen‘, rekrutieren sie doch primär (aber nicht ausschließlich) Sportler mit Migrationshintergrund, die entweder nicht in einem traditionellen deutschen Sportverein Sport treiben würden und bzw. oder die ethnische oder migrantische Selbstorganisation den traditionellen Sportvereinen vorziehen. Trotzdem sind die Organisationen den Regeln des deutschen Vereinssystems unterworfen. Die Anerkennung des Vereinswesens, der Verbandsstrukturen und des Ehrenamts ist für Migrantensportvereine in gleichem Maße bindend wie für traditionelle Sportvereine. Sie nehmen am Spielbetrieb teil, müssen Schiedsrichter abstellen und die Verbandsstrukturen anerkennen (vgl. Soeffner & Zifonun, 2006, S. 45; Stahl, 2009, S. 59ff.).

Darüber hinaus ist zu beobachten, dass auch die Konstruktion von Identität ähnlichen Mechanismen unterworfen ist. Ebenso wie in einem konservativen traditionellen Dorfverein Vorstellungen von nationaler Identität ordungsstiftend sein können, kann Vereinsidentität in einem ‚türkischen‘ Sportverein über die „Internalisierung ‚türkischer Kultur‘“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S. 27) bewerkstelligt werden. Umgekehrt kann die Vereinskultur von migrantischen Sportvereinen ebenso dem Gedanken der Internationalität und der Vielfalt verpflichtet sein, wie die ‚deutscher‘ Sportvereine. Entsprechend unterschiedlich sind auch die organisationalen Zweckprogramme, Vereinsphilosophien und Organisationskulturen. Ebenso wie in anderen Sportvereinen zeigen sich in ihnen „Teilwelten mit ihren je eigenen Relevanzstrukturen und Handlungsräumen“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S. 48). Vor diesem Hintergrund ist

außerdem darauf hinzuweisen, dass in Anbetracht der aktuellen Forschungslage „insgesamt nur wenig dafür spricht, dass sich die Ausländer in ethnischen und gemischten Vereinen hinsichtlich des Grades ihrer allgemeinen Integration in die Aufnahmegesellschaft unterscheiden“ (Kalter, 2003, S. 239). Insofern können die migrantischen Organisationsformen des Sports „von der deutschen Gesellschaft kaum ernsthaft kritisiert werden, ohne daß diese damit nicht zugleich auch ihren eigenen Sportdiskurs in Frage stellen würde“ (Amiriaux & Bröskamp, 1996, S. 127).

Die Tatsache, dass Migrantensportvereine für viele Menschen mit Migrationshintergrund einen Raum darstellen, in dem die Wahrscheinlichkeit, Anerkennung zu erhalten und dazuzugehören, als vergleichsweise hoch eingeschätzt wird, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch hier Grenzen, Praxen der Schließung und Sperrmechanismen ausmachen lassen. So stellt sich nicht nur bei der Auswertung des Fallbeispiels heraus, dass Migrantensportvereine in der Regel Fußballvereine sind, die sich mit Blick auf die Mitgliederstruktur und die Vereinskultur nicht selten als männlich dominierte Räume darstellen (vgl. Soeffner & Zifonun, 2006, S.46; Stahl, 2009, S. 67ff.). Sperrmechanismen und Exklusionsmechanismen lassen sich im Migrantensportverein also ebenso nachweisen wie in traditionellen Sportvereinen. Dies zeigt sich außerdem im Hinblick auf die organisationalen Generierungspraktiken von informeller Zugehörigkeit. Diese ergibt sich auch in Migrantensportvereinen nicht allein durch die ethnische Herkunft. Anhand der Fallanalyse des ‚türkischen‘ Migrantensportvereins *FC Hochstätt Türkspor* zeigen Soeffner & Zifonun, dass der ‚türkische‘ Sportler im ‚türkischen‘ Verein unter gewissen Bedingungen ebenso als Störung wahrgenommen kann, wie der Fremde in einem lokal verorteten ‚deutschen‘ Sportverein:

„Türken‘ von außen werden misstrauisch beäugt und haben es schwer, Zugang zu finden, da es sich bei der lokalen Sozialwelt um einen Alltagsinteraktionszusammenhang mit lang währenden personellen Beziehungsgeflechten handelt, der seine eigene Geschichte und seine eigenen Mythen ausgeprägt hat und auf die spezifischen Problemlagen des Vereins und der türkischen Migranten ‚auf der Hochstätt‘ abgestimmt ist“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S.48).

Obwohl die Fallstudie lediglich einen selektiven Ausschnitt darstellt und keine universellen Rückschlüsse auf die Organisationskultur migrantischer Selbstorganisationen zulässt, macht sie doch eindrücklich auf die Unterkomplexität alltäglicher Bilder aufmerksam. Im Gegensatz zu den stereotypen Ordnungen, die Migrantensportvereine generell als traditionalistische, konservative Organisationen labeln, zeichnet sich der untersuchte Verein durch eine „Allerweltsphilosophie“ aus, die auf universalen Werten wie einem respektvollen Umgang, Geselligkeit, und

Gemeinschaft basiert, die auch in der Mehrzahl an traditionellen ‚deutschen‘ Sportvereinen hohe Bedeutung haben. Ferner ist der untersuchte ‚türkische‘ Sportverein „durch ein ständiges Verhandeln seiner Ordnung gekennzeichnet, durch das die inneren wie äußeren Grenzen der Sozialwelt ständig neu festgelegt werden“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S.49). In dieser Hinsicht stellt sich der Verein als moderne Organisation dar, die dem öffentlichen Bild grundlegend widerspricht.

„Die soziale Welt des FC Hochstätt Türkspor lässt sich nicht als traditionelle Gemeinschaft verstehen, wie sie der in der Migrationssoziologie gebräuchliche Begriff ‚ethnic community‘ suggeriert. Sie ist nicht ein nach außen geschlossenes, intern kulturell homogenes und sozial klar strukturiertes Milieu, sondern vielmehr typisch modern: Sie ist gekennzeichnet durch die spezifische Strukturlage moderner Gesellschaften, in denen soziale und kulturelle Strukturen keineswegs mehr die Stabilität, Dauerhaftigkeit und Selbstverständlichkeit genießen, wie dies für andere Gesellschaftstypen gegolten haben mag“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S.48f.).

Unabhängig davon, ob nun traditionelle oder migrantische Organisationsformen in ihrem Selbstverständnis betrachtet werden, sind zwei Ordnungselemente generell in der Organisationskultur von Sportvereinen angelegt. Dies sind die Elemente *Gemeinschaft* und *Leistung*. Die Gewichtung dieser beiden Aspekte und damit das Verhältnis zwischen *Geselligkeit* und *Leistung* sind für das Selbstverständnis von Sportvereinen relevant. In ihrer Interdependenz nehmen sie Einfluss auf die Praktiken der Vergemeinschaftung sowie die Mitgliedschaftserwartungen im Sportverein. Relational aufeinander bezogen sind diese beiden konstitutiven Elemente des organisierten Sports deshalb, weil die Akzentuierung des einen Aspekts in der Regel mit einer Zurücksetzung des anderen einhergeht. Mit Hinweis auf den vereinsorganisierten Fußballsport stellt Kellermann (2007, S. 40) fest:

„Sportliche Leistung und Geselligkeit sind die dominierenden Grundelemente des Vereinsfußballs. Im Zuge einer stärkeren Konzentration auf den Leistungsaspekt mit zunehmendem Leistungsniveau verändern sich das strukturelle und soziale Bindungsgefüge der Fußballwirklichkeit und werden höhere sportliche Anforderungen und zweckorientierte soziale Verhältnisse erzeugt“.

Der Anspruch des Sportvereins Gemeinschaftsraum zu sein, wird sichtbar in den „spezifischen Geselligkeitsformen außerhalb des Platzes“ (Kellermann, 2007, S. 37), die bei Feiern, Ausflügen oder Sitzungen, insbesondere aber informell nach Training oder Wettkampf zum Ausdruck kommen. Diese Anlässe und Praktiken des Miteinanders stellen „eine eigene soziale Qualität dar“ (Kellermann, 2007, S. 37f.), die von grundlegender Bedeutung für die Konstruktion von Vereins- und Gruppenidentität

ist.⁷⁵ Je geringer dagegen das fußballerische Leistungsniveau ist, „desto mehr mischen sich unter professionelle Leistungsanforderungen und Organisationsformen andere Vorstellungen und Kriterien, die die Orientierung und das Handeln von Aktiven, Zuschauern und Funktionären bestimmen“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 160). Spieler, die beispielsweise Fußball leistungsorientiert und erfolgsorientiert spielen möchten und es vorziehen, mehr oder länger zu trainieren, als nach dem Training mit den Mitspielern zusammen zu sitzen, können auf der Grundlage dieser vereinspezifischen Ordnungen als ‚Fremdkörper‘ wahrgenommen werden.

Der Leistungsaspekt ist für Sportvereine insofern grundlegend, als der Vereinssport in der Regel Wettkampfsport ist. Analog zum Gemeinschaftsaspekt kann Leistung in ähnlicher Form ordnungs- und identitätsstiftende Funktion übernehmen. Dominieren jedoch leistungsbezogene Aspekte, dann werden Aspekte von Geselligkeit ersteren vielfach untergeordnet. Im Vordergrund steht in diesem Fall der sportliche Erfolg sowie das Leistungsvermögen. Auf der Ebene informeller Mitgliedschaftserwartungen ist es entscheidend, ob Geselligkeit oder Leistung das Vereinsleben bestimmen und zum Gegenstand von Zugehörigkeitskonstruktionen werden (vgl. Kellermann, 2007, S. 30ff.; Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 160).

In Kalters (2003, 2005) Studien des Fußballamateursports finden sich ebenfalls Hinweise darauf, dass die Qualität der Leistungs- und Erfolgsorientierung in Zusammenhang steht mit dem Ausmaß an Akzeptanz, das Menschen mit Migrationshintergrund im Verein entgegengebracht wird. Ist die Leitorientierung des Vereins eine leistungsfixierte und rekrutiert der Verein z.B. Trainer, die dieser Orientierung verpflichtet sind, so zeichnen sie sich im Vergleich zu wenig erfolgsorientierten Trainern vor allem dadurch aus, dass sie in höherem Maße in der Lage sind, ethnischen Diskriminierungen vorzubeugen. Dies bestätigt sich mit Blick auf die Spieler. So zeigen Spieler höherer Ligen „weniger Vorbehalte gegenüber ausländischen Spielern und Mitbürgern als ihre deutschen Spielerkollegen in den niedrigen und mittleren Ligen“ (Kalter, 2003, S. 255). Zwar lassen sich Unterschiede wie diese nicht zweifellos auf organisationale Leitorientierungen zurückführen. Die

⁷⁵ Entgegen populären Vorstellungen, die Sport als Raum kennzeichnen, in welchem Sprache eine untergeordnete Rolle spielt, sei an dieser Stelle auf die Bedeutung von Sprache für Praktiken der Vergemeinschaftung im Sportverein hingewiesen. Geselligkeit als zentrales Element des (Vereins-) Sports ist auf verbale Kommunikationsprozesse angewiesen. Sportler, die die Vereinssprache(n) nicht sprechen, können nur schwer an diesen Praktiken von Geselligkeit teilnehmen. Eine Verständigung mag zwar mit Blick auf die sportliche (Wettkampf-)Handlung gelingen. Für die Teilhabe am Vereinsleben erweist sich die verbale Sprache allerdings als grundlegend. Die Vorstellung vom Sport als gesellschaftlichem Raum, der auf verbale Interaktionsprozesse weitgehend verzichten kann, greift daher zu kurz.

Ergebnisse lassen jedoch den Schluss zu, dass ethnizistische Konstruktionen von Fremdheit im Vereinsalltag umso irrelevanter sind, je stärker Leistung als Leitorientierung dominiert. „Die meisten diskriminierenden Verhaltensweisen erweisen sich unter diesen Bedingungen als langfristig kontraproduktiv und sind deshalb nicht zu erwarten“ (Kalter, 2005, S. 46). Je nach Profilierung können somit unterschiedliche Mechanismen der Vergemeinschaftung aktiviert werden (vgl. Kalter, 2005, S. 59ff.).

Je höher die Liga, desto höher ist der natürliche Konkurrenzdruck und desto schwerer wird es für Akteure mit leistungsfremden Motivationen, das dortige Spielniveau zu erreichen und auf Dauer zu halten“ (Kalter, 2005, S. 62).

Folgern lässt sich, dass in leistungsorientierten Organisationen gesellschaftlich relevante Konstruktionen von Fremdheit über gute oder herausragende Leistungen gewissermaßen kompensiert oder zumindest (temporär) für die Zeit des Wettkampfs überlagert werden können. Systemrelevant ist demnach der Beitrag der Person z.B. für die Mannschaft – und zwar unabhängig von Herkunft, Nationalität oder Religion. Die große Zahl an Menschen mit Migrationshintergrund, die gegenwärtig in den deutschen Fußball-Nationalmannschaften spielen, stützt diese Annahme. Besonders mit Blick auf den (Fußball-)Vereinssport lässt sich annehmen, dass die Betonung des Faktors Leistung organisationale Öffnungsprozesse gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund begünstigen kann. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass diese Öffnungsmechanismen Einschränkungen unterliegen. Unter der Bedingung, dass die Leistung der Person beispielsweise nicht als zufriedenstellend bewertet wird und sportlicher Erfolg ausbleibt, besteht die Gefahr, dass zur Erklärung des Misserfolgs ethnische Mentalitätsunterschiede herangezogen oder Nationalstereotypen reproduziert werden.

Kritisch werden organisationale Öffnungsprozesse unter der Voraussetzung bewertet, dass es primär erfolgsbezogene Überlegungen und Verwertungslogiken sind, die Veränderungsprozesse anschieben – ohne jedoch notwendigerweise einen sozial-integrativen Anspruch zu verfolgen:

„Fußballvereine sind ein Musterbeispiel für Multikulturalität. Aber sie haben sich gegenüber anderen Kulturen nicht deshalb geöffnet, weil sie ein antirassistisches, integratives Konzept vertreten, sondern weil eine Mannschaft dann am erfolgreichsten ist, wenn sie Spieler unterschiedlicher Herkunft und Fähigkeiten zu einem homogenen Spiel miteinander verschmilzt“ (Gebauer, 2000, S. 162f.).

Es sollte deutlich geworden sein, dass Fremdheit nicht nur als binäre Unterscheidung zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern, sondern zudem im Interaktionsraum Sportverein auftritt. Neben informellen organisationalen Werten lässt der Sportverein

grundsätzlich erheblichen Spielraum für solche Vorstellungen, Praktiken und Werte, die Personen ‚mitbringen‘. Sportvereine stellen vor diesem Hintergrund Bedingungen der Interaktion zur Verfügung, die in unterschiedlicher Weise interpretiert werden. Grundsätzlich ist darauf hinzuweisen, dass Fremdheitsphänomene, die im Sportverein auftreten, nicht zwangsläufig *strukturell* bedingt sind. Organisational verankert sind sie lediglich unter der Voraussetzung, dass sie Teil der Mitgliedschaftserwartungen, Kultur und Geschichte des Vereins sind. Die strukturelle Trägheit bzw. die Tendenz zur Abwehr von Veränderungen in Sportvereinen stellt sich vor diesem Hintergrund als zentrale Hypothek dar. Veränderungen in Sportorganisationen sind daher lediglich dann zu erwarten „wenn die Organisation z.B. zu dem Schluss kommt, dass ihre eigenen Strukturen die eigentlichen Erzeuger von Entwicklungen sind, die im organisationseigenen Bewertungssystem als Misserfolge zu interpretieren sind“ (Thiel & Meier, 2004, S. 106).

4.3.3 Die Sportorganisation als Symbolträger

„Ein Sportverein ist mehr als die konkrete Ausgestaltung seiner konstitutiven Variablen und seiner besonderen Strukturmuster. Vielmehr müssen immer auch gemeinsame Wertorientierungen, Ideologien und Sinndeutungen, Wirklichkeitsinterpretationen, organisationsbezogene Einstellungen, Erfahrungen, weiter Rituale und Symbole ebenso wie die täglichen Arbeitsroutinen als Elemente einer Vereinskultur mitbedacht werden“ (Heinemann, 2007, S. 136).

Organisationen produzieren im Laufe ihres Bestehens eine Reihe sichtbarer Manifestationen, die charakteristisch für die Organisationswirklichkeit sind. Symbole sind vor diesem Hintergrund Konstruktionen von Organisationen. Als konkreter Ausdruck organisationaler Werte, Normen und Prämissen reflektieren sie die Organisationskultur und stellen das dar, wofür die Organisation steht. Vor dem Hintergrund einer Vielzahl von Symbolen stellt sich die Organisation als Netzwerk multipler Bedeutungen dar. Über organisationale Symbole, Zeichen und Rituale werden Konstruktionen von Identität und Status angezeigt. Sie übermitteln Nachrichten, ermöglichen Identifikations- und Abgrenzungsprozesse. Symbole und die ihnen zugrunde liegenden Bedeutungen prägen die organisationseigenen Verständigungsprozesse grundlegend. Symbole verleihen organisationalen Ordnungs- und Sinnkonstruktionen Ausdruck und können daher als Integrale von Organisationskultur bezeichnet werden (vgl. Dandridge, Mitroff & Joyce, 1980; Deal & Kennedy, 2000, S. 59ff.; Lang, Winkler & Weik, 2005; Pratt & Rafaeli, 2001; Schein, 1997, S. 17; 2010, S. 137ff.; Smircich, 1983).

Für Sportvereine trifft dies in besonderer Weise zu. Symbolische Verweisungszusammenhänge sind im Vereinsalltag allgegenwärtig. Jede Person, die ein Sportvereinsheim zum ersten Mal betritt, kann sich der Symbolik kaum entziehen. Dabei ist nicht einmal zu sagen, ob es nun die Alltagsästhetik der Vereinsräume, das Vereinswappen, die Pokale oder die Bilder ehemaliger Mannschaften sind, die den ersten Eindruck prägen. Für den neutralen, externen Beobachter stellen sich die Symbole zunächst als schwer zu dechiffrierende Oberflächenphänomene dar. Für das Mitglied sind diese Symbole selbsterklärend. Es sind „verschlüsselte Ausdrucksformen der Organisationskultur“ (Heinemann, 2007, S. 137), d.h. unverwechselbare, bedeutungsgeladene Repräsentationen von Tradition, Geschichte und Vereinsidentität. Insbesondere die informellen Ordnungen des Sportvereins finden ihre Entsprechung in den vielfältigen symbolischen Verweisungszusammenhängen. Über vereinstypische Symboliken wird die Vereinskultur in Zeichen übersetzt. Sinn wird über den Zugriff auf vereinseigene Symbole und Repräsentationen erzeugt.

“An approach that focuses on organizational culture should also have considerable appeal to those of us interested in sport, because the organizations in our field are rife with such characteristics as stories, myths, symbols and rituals” (Slack, 1997, S. 271).

Obwohl dem Betrachter beim Betreten des Vereinsgeländes zunächst wohl vor allem materielle Symbole auffallen, lassen sich im Symbolraum Sportverein zahlreiche weitere symbolische Artefakte beobachten. Es sind „Verweisungen und Botschaften für handlungsbestimmende Werte und Strukturen, Überzeugungen und Sinngehalte“ (Heinemann, 2007, S. 137). So lassen sich vielfältige ritualisierte Verhaltensweisen, Riten und Zeremonien beobachten. Nicht selten existiert neben einem vereinspezifischen Vokabular eine Reihe von Legenden, Geschichten und Mythen, die immer wieder erzählt werden. Zum symbolischen Repertoire von Sportvereinen gehören Vereinslieder und vieles mehr. Dies macht deutlich, wie sehr Sportvereine auf symbolische Repräsentationen angewiesen sind. Symbole transportieren organisationstypische Bedeutungen und sorgen so für identifikatorische Bezugspunkte für die Mitglieder. Jedes dieser Symbole repräsentiert etwas Charakteristisches, Unverwechselbares und bringt die Organisationskultur zum Ausdruck (vgl. Slack & Parent, 2006, S. 275ff.).

Für die Kollektivierung von Identität und die Demonstration des Wir-Gefühls sind Symbole unerlässlich. An der Fähigkeit, vereinspezifische Symboliken zu verstehen, lassen sich Mitglieder von Nicht-Mitgliedern unterscheiden. Symbole besitzen für den

Verein somit außerdem eine zentrale Funktion bei der Darstellung des Vereins nach außen. Sie manifestieren Grenzen und verdeutlichen, wer dazu gehört und wer nicht.

„Symbols are used to convey meaning about a sport organization to its members and to the public at large“ (Slack & Parent, 2007, S. 277).

Wenn sich am Wochenende die ‚Blauen‘ und die ‚Roten‘ oder die ‚Zebras‘ und die ‚Löwen‘ treffen, dann handelt es sich dabei nicht nur um sportliche Wettkämpfe, sondern gleichzeitig auch um symbolische Auseinandersetzungen, in denen es um Prestige und Status geht. Der SC unterscheidet sich von der TSG auf dieser Ebene durch das Trikot, die Vereinsfarben, das Vereinslogo. Besonders über die gemeinsame Sportkleidung (z.B. Trainingsanzüge) wird in öffentlichen Räumen Vereinszugehörigkeit demonstriert. Fremdheitsphänomene sind auf dieser symbolischen Ebene unabwendbar, da die Zur-Schau-Stellung der eigenen Vereinsfarben in der Regel die Abgrenzung von anderen nach sich zieht. Ähnlich wie die Hautfarbe im Sport zum Symbol für kulturelle Differenz wird und binäre Differenzkonstruktionen in Gang setzen kann, kommen der Kleidung und den Accessoires eine symbolische Schlüsselfunktion zu. Die Vereinsfarben ermöglichen dabei in hohem Maße Identifikation und liefern Identifikationsanlässe. Das Vereinslogo ist ebenfalls ein zentrales Symbol von Sportvereinen, als es Vereinsgeschichte explizit reflektiert und Anhaltspunkte für den Entstehungskontext sowie das Selbstbild der Organisation liefert. So sind darin häufig Name, Gründungsjahr und Vereinsfarben integriert.⁷⁶ Im Gegensatz zum hohen Aufwand, der nötig ist, um als neues Mitglied informelle Entscheidungsstrukturen in Sportvereinen zu verstehen, ist das Erkennen und die Aneignung typischer Vereinssymboliken vergleichsweise einfach zu bewerkstelligen. Aus diesem Grund demonstrieren neue Vereinsmitglieder, die erst kurze Zeit bei einem Verein sind und noch kaum Einblicke in die komplexe Organisationskultur des Vereins haben können, ihre Identifikation mit dem Verein in der Regel mit der symbolischen Hervorhebung des Vereinswappens (z.B. auf dem Trikot) oder der Vereinsfarben.

Nichtsdestotrotz handelt es sich letztendlich um „verschlüsselte‘ Botschaften, die entziffert und deren Bedeutungen interpretiert werden müssen“ (Heinemann, 2007, S. 137). Die Dekodierung dieser Botschaften setzt Einblicke in die Vereinsgeschichte

⁷⁶ So zeigen sich in den Vereinswappen von Migrantensportvereinen symbolische Manifestationen von ethnischer Zugehörigkeit häufig durch die Wahl der jeweiligen Nationalfarben. Darüber hinaus finden sich immer wieder auch multinationale Bezüge in den Emblemen. Kombiniert werden z.B. unterschiedliche National- oder Landessymbole – z.B. deutsche und kroatische oder bayrische und türkische (vgl. Stahl, 2009, S. 33f.).

und -kultur voraus. Das Vereinswappen gibt ohne Hintergrundwissen nur vage Hinweise auf das Selbstverständnis der Organisation und bedarf der Interpretation. Am Beispiel des Vereinsnamens wird ersichtlich, welche Relevanz Symboliken für die Konstruktion von Vereinsidentität haben. Aus Sicht der Vereinsmitglieder steht der Vereinsname in der Regel für eine bestimmte Sportauffassung oder für einen Spielstil (z.B. modern, schnell, körperbetont, attraktiv). Für Vereinsmitglieder ist der Vereinsname erstes Identifikationssymbol, von dem Kohärenzprozesse ausgehen und Überlegenheitsansprüche gegenüber anderen Vereinen ihren Ausgang nehmen. Insbesondere mit Blick auf den Sportverein trifft die Beobachtung zu, wonach „die performative und diskursive Inszenierung des Stils diesen zu ‚meinem‘ oder ‚unserem‘ Stil und damit zum Identitätskennzeichen“ (Soeffner & Zifonun, 2006, S. 29) werden lässt.⁷⁷ Die Beobachtung, dass derselbe Vereinsname in der Wahrnehmung anderer Vereine eventuell für eine unsportliche, überhebliche oder übermäßig aggressive Spielweise steht, unterstreicht die Relativität dieser symbolischen Verweisungszusammenhänge sowie das symbolische Abgrenzungsbedürfnis von Sportvereinen.

Da Sportvereine in entscheidender Weise auf Gemeinschaftlichkeit ausgelegt sind, kommt *Ritualen* als „stets in gleicher Form ablaufende Handlungsmuster mit symbolischem Aussagegehalt“ (Heinemann, 2007, S. 137) eine wichtige symbolische Funktion zu. Über Rituale und Zeremonien, wie z.B. Ausflüge, Kabinenfeste, Abteilungsfeiern etc., vergewissern sich Mitglieder immer wieder ihrer Gemeinschaft und der Kultur ihres Sportvereins. Im Vordergrund steht „ein auf Dauer gestelltes Nachspüren der eigenen sozialen Natur mit Hilfe ritualisierter Geselligkeitsmuster“ (Kellermann, 2007, S. 39). Die ritualisierten Veranstaltungen und Zeremonien mit ihren festgelegten Abläufen (z.B. Ehrung verdienter Mitglieder und Amtsinhaber) sind organisationale Artefakte, die hohen Wiedererkennungswert haben und auf ein Bekenntnis zum jeweiligen Verein ausgerichtet sind (vgl. Slack & Parent, 2006, S. 276).

“These events also provide evidence of what the organization values; they are symbolic representations of the type of beliefs and activities important in the organization” (Slack, 1997, S. 275).

⁷⁷ Riedl (2006, S. 177ff.) weist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung von Symboliken für Identifikationsprozesse bei Zuschauern im Sport hin.

Die symbolischen Unterstützungsleistungen, die Zuschauer ihren Mannschaften in Stadien und Hallen durch Applaus, Sprechchöre, Gesänge und Choreographien zuteilwerden lassen, folgen in der Regel ebenfalls ritualisierten Abläufen. Dabei handelt es sich um symbolische Selbstvergewisserungen, vor deren Hintergrund der eigene Verein positiv attribuiert und der gegnerische Verein zum Abgrenzungsobjekt und in manchen Fällen zum Feindbild werden kann. So tragen beispielsweise im Fußball die Anhänger der Ultra-Szene „ihren ritualisierten Kampf mit gegnerischen Fans in den Kurven, im Internet oder bei der Anreise verbal und optisch aus“ (Pilz et al., 2007, S. 70). Die Unterstützung der eigenen Mannschaft findet dabei ihre Entsprechung in der Provokation der anderen Mannschaft, deren Verein und deren Anhänger. Stadion, Sportplatz, Halle, Kabine oder das Vereinsgelände können vor diesem Hintergrund zu symbolischen Räumen werden, in denen sich Zugehörigkeitsbekundungen und Territorialansprüche mit Abgrenzungsritualen abwechseln.

Wie sehr Spielstätten symbolisch besetzt werden können, lässt sich am Beispiel des Millerntors in Hamburg verdeutlichen. Die Spielstätte des Vereins FC St. Pauli ist bereits seit längerem Sinnbild für eine alternative, ‚linke‘ oder schlichtweg ‚andere‘ Fußball- und Fankultur. Wirft man einen Blick in die Stadionordnung des Vereins, dann spiegelt sich diese Kultur in Verboten spezifischer symbolischer Praktiken und Accessoires wider, die dieser Kultur widersprechen. Neben dem Rufen rassistischer oder sexistischer Parolen ist es z.B. verboten „Fahnen, Transparente, Aufnäher oder Kleidungsstücke zu tragen oder mitzuführen, deren Aufschrift geeignet ist, Dritte aufgrund ihrer/ihrer Hautfarbe, Religion, Geschlechts oder sexuellen Orientierung zu diffamieren“ (FC St. Pauli 1910, 2006, S. 2).⁷⁸ Das Repertoire an zulässigen Symbolen wird auf der Grundlage einer Vereins- und Fankultur begrenzt, die sich als explizit anti-rassistisch positioniert und sich deutlich abgrenzt von der populären Fußballkultur. Stadion, Vereinslogo, Vereinsfarben, Rituale und Gesänge schaffen einen spezifischen symbolischen Raum, der die Identität und das Selbstverständnis in charakteristischer Weise widerspiegelt und den Verein und seine Anhänger als gewollt ‚anders‘ inszenieren (vgl. dazu Schmidt-Lauber, 2008).

Vereinsspezifische Zeichen liefern ‚Steilvorlagen‘ für Interpretationen, indem sie Ordnungen greifbar machen und auf diese Weise immer wieder Ankerpunkte für die

⁷⁸ Formulierungen wie diese finden sich mittlerweile auch in zahlreichen Platz- und Stadionordnungen anderer Sportvereine.

Erfahrung von Vertrautheit und Identifikation schaffen. Vor diesem Hintergrund sind Symbole von Sportvereinen „Verweisungen und Botschaften für handlungsbestimmende Werte und Strukturen, Überzeugungen und Sinngehalte“ (Heinemann, 2007, S. 137). Sie repräsentieren kollektive Referenzkonstruktionen, die einen sehr hohen Erkennungswert besitzen und eben dadurch alltägliche Unterscheidungen zwischen ‚uns‘ und ‚den Anderen‘ transportieren. Gleichzeitig ist im Zusammenhang mit Vereinssymbolen darauf hinzuweisen, dass die Auslegung von Vereinssymbolen nicht allein von den organisationalen Deutungsmustern abhängt. Speziell in personenbezogenen Organisationen wie dem Sportverein sind Interpretationen von organisationsspezifischen Zeichen immer auch offen für individuelle Deutungsmuster. Individuen deuten und interpretieren dementsprechend Symboliken in mitunter unterschiedlicher Weise. Dies erklärt, warum es einige Fangruppen trotz offizieller Distanzierungen durch den Verein nicht davon abbringt, den Vereinsnamen oder das Vereinswappen mit rassistischen Symboliken zu verknüpfen.

4.3.4 Reflexion

„Das Fernbleiben vom Sport bzw. vom Vereinssport muss aber nicht grundsätzlich eine Folge der Selbstexklusion, der selbst gewählten Nicht-Teilnahme, sein. Inklusions- und Integrationsbarrieren bei Sportvereinen finden sich auch auf der Ebene von Organisationskulturen. Dazu gibt es bislang aber nur wenig empirische Befunde. Die Forschung zur Integration durch gemeinschaftlich betriebenen Sport muss daher über eine Auseinandersetzung mit individuellen Werten und Einstellungen der potenziell am Sport Interessierten hinaus auch die lokale Einbettung sowie die Traditionen der Sportorganisationen in den Blick nehmen und danach fragen, in welchem Maße diese überhaupt eine Abweichung vom Bewährten zulassen“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 207).

Im Gegensatz zur Lebensstil-Perspektive fokussierten die Analysen auf jene Fremdheitsphänomene, die in Zusammenhang mit der Organisation Sportverein stehen. Ausgangspunkt war die Frage, in welcher Weise Sportvereine an der Generierung von Fremdheit beteiligt sein können. Die Analysen stützen die Erkenntnis, wonach Sportvereine Organisationsformen besonderen Typs sind, die eine Reihe struktureller Besonderheiten und ‚Sperrmechanismen‘ bereithalten. Es sind Prozesse der Vergemeinschaftung und der Vertrauensbildung sowie spezifische Ordnungskonstruktionen und Symboliken, die organisationale Konstruktionen von Fremdheit begünstigen können.

Folgende zentrale Erkenntnisse und Mechanismen lassen sich abschließend ableiten:

Erstens wird explizit darauf hingewiesen, dass nicht alle Fremdheitsphänomene und Ausschlussmechanismen, die in Sportvereinen in Erscheinung treten, organisationalen Ursprungs sind. Die Unterscheidung zwischen *extern* und *intern generierten Fremdheitserfahrungen* trägt dieser Erkenntnis Rechnung. Antizipierte Vorstellungen über Sportvereine können ebenso Fremdheitserfahrungen in Gang setzen wie organisationsinterne Interaktionen. Zu berücksichtigen ist außerdem die Tatsache, dass Sportvereine stark personenbezogene Organisationen sind. Interaktionsprozesse im Sportverein sind daher in nicht unerheblichem Maße von individuellen Einstellungen und Meinungen bestimmt. Gleichzeitig bringen Personen soziale Ordnungen mit in den Sportverein. Es sind folglich individuelle, soziale und organisationale Konstruktionen, die den Interaktionsraum Sportverein bestimmen und zu Fremdheitserfahrungen führen können.

Zweitens machen die Analysen auf die Relevanz von organisationalen Zugehörigkeitsbedingungen für Konstruktionen des Fremden aufmerksam. Beim Sportverein handelt es sich um eine Organisationsform, die Zugehörigkeit formalstrukturell an Mitgliedschaft bindet. Während Mitgliedschaft Teilhabechancen eröffnet, produziert Nicht-Mitgliedschaft auf dieser formalen Ebene Fremdheit. Gemeinschaft wird in Sportvereinen also auf der Grundlage von Abgrenzung generiert. Für die Reproduzierung von Vereinsidentität ist diese formelle Unterscheidung zwischen Zugehörigen und Fremden jener „imaginäre Gegensatz, den sie für ihre Identität, für ihren Zusammenhalt, ihre innere Solidarität und emotionale Sicherheit benötigt (Bauman, 2000a, S. 63). Fremdheit kommt vor diesem Hintergrund eine zentrale identitätsstiftende Funktion zu.

Drittens zeigen die Analysen, dass Mitgliedschaft zwar notwendige Voraussetzung, nicht aber hinreichende Bedingung für informelle Zugehörigkeit darstellt. Dies ist auf die informellen Ordnungen und Erwartungsstrukturen von Sportvereinen zurückzuführen, die erheblichen Einfluss auf die Organisationswirklichkeit und den Umgang mit Fremden haben. In Anbetracht der geringen Formalisierung von Sportvereinen kommt der Vereinskultur eine elementare operative Funktion zu. Sie bündelt die informellen Ordnungen und lenkt den Verein. Fremdheitsphänomene zeigen sich auf der Ebene informeller Ordnungen darin, dass nicht alle Mitglieder in

derselben Weise eingebunden sind und ‚dazugehören‘. Den Status des Fremden erhalten Mitglieder unter der Voraussetzung, dass der Organisationskultur nicht entsprochen wird. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass das Wissen um informelle Ordnungen, Hierarchien und Bedeutungszusammenhänge eine wesentliche Bedingung für die organisationale Einbindung darstellt. Da die organisationalen Zweckprogramme von Sportvereinen häufig unscharf sind sowie die informellen Prämissen im Verborgenen wirken und nicht mehr verhandelt werden, erweist sich die Erfahrung von Zugehörigkeit für diejenigen Mitglieder als unwahrscheinlich, die nicht um die Relevanzstrukturen der Organisation wissen. Während langjährige Mitglieder in der Regel auf einen signifikanten Wissens- und Vertrauensvorsprung zurückgreifen, bleibt dem Fremden lediglich die Rolle des passiven Beobachters, über den gesprochen wird und der unter ‚Bewährungsaufgaben‘ steht.

Viertens wird die strukturelle Trägheit von Sportvereinen als eine der zentralen organisationalen Fremdheitspotentiale identifiziert. In dem Maße, in dem Fremdheit Irritation auslöst und Fremde etablierte Ordnungen in Frage stellen, können Abwehrreaktionen und Ausschlusspraktiken in Gang gesetzt werden. Obwohl sie dem ideellen Anspruch des Sportvereins auf Offenheit widersprechen, können diese Abwehrmechanismen durchaus funktional im Sinne der Systemerhaltung sein. Denn Sportvereine sind Organisationen, die auf Bewahrung von Tradition ausgerichtet sind. In dieser Hinsicht sind Personen, die noch nicht auf langjährige Vereinskarrerien zurückblicken und denen die Bewahrung vom Bewährten (noch) nicht zugetraut wird, potentiell Fremde. Je stärker der Verein auf die Bewahrung von Bewährtem ausgerichtet ist und je stärker Personen als Störungen dieser Ordnungen wahrgenommen werden, umso schwieriger wird es für die Betroffenen, den Status des Fremden abzulegen. In dieser Hinsicht können Abwehrreaktionen Einblicke in Organisationskulturen geben, in der Veränderungen nicht erwünscht sind. In Anbetracht asymmetrischer Macht- und Statuskonstellationen gehört den etablierten Mitgliedern dabei ein Zuschreibungsmonopol.

Unter Berücksichtigung der analytischen Erkenntnisse lässt sich der Sportverein als strukturell träge, personenbezogene Organisation kennzeichnen, die stark von informellen, ‚unentscheidbaren‘ Prämissen gelenkt wird. Bindet beispielsweise ein Sportverein Identität exklusiv an Kategorien wie nationale oder ethnische Herkunft, so sind ethnische Grenzziehungsprozesse wahrscheinlich. Denn Sportvereine sind für

viele ihrer Mitglieder Fixpunkte von Identität. Übergeneralisierungen, Diskriminierungen, stereotype Kategorisierungen und Ressentiments – wie sie sich in Sportvereinen beobachten lassen oder wie sie speziell von Menschen mit Migrationshintergrund antizipiert werden – lassen sich jedoch nicht per se der Organisationskultur zuschreiben. Inwieweit es organisationale Prämissen, individuelle Entwürfe oder gesellschaftliche Ordnungen sind, die Fremdheit erzeugen, ist im Einzelfall zu prüfen.

Die Frage nach dem Integrationspotential von Sportvereinen ist vor dem Hintergrund der Analysen eine Frage nach der Anschlussfähigkeit organisationaler Ordnungen an einen pluralistischen Integrationsbegriff und dem Einfluss gesellschaftlicher sowie individueller Ordnungen auf den Kommunikationsraum Sportverein. Ohne die sozialen und integrativen Potentiale der Organisationsform Sportverein negieren zu wollen, bleibt zu resümieren, dass Sportvereine der Entstehung von Fremdheitsphänomenen nicht in der Weise vorbeugen können, wie es das öffentliche und mediale Bild vom Vereinssport vermuten ließe.

5 Pädagogische Konsequenzen und Implikationen

Die vorausgegangenen Analysen und Reflexionen haben Fremdheit im Sport als vielschichtiges und komplexes, schwer greifbares und gleichzeitig allgegenwärtiges Phänomen dargestellt, das nicht immer eindeutig lokalisierbar ist. Auf der Grundlage einer theoretischen Verortung von Fremdheitsphänomenen auf den Ebenen von *Körper*, *Lebensstil* und *Organisation* konnten spezifische Konstruktionsmechanismen von Fremdheit im Sport offengelegt werden. Im Folgenden geht es nun darum, pädagogische Implikationen herauszuarbeiten und Konsequenzen aus diesen Erkenntnissen abzuleiten. Dabei steht weniger die Formulierung konkreter Handlungsempfehlungen im Vordergrund, als vielmehr die theoretische Darstellung konstruktiver Möglichkeiten und Strategien des Umgangs mit Fremdheit, Differenz und Vielfalt im bzw. durch Sport. Grundlegend ist dabei die Frage nach den Möglichkeiten des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit und Konstruktionen von Fremdheit im Sport.

5.1 Der Umgang mit Fremdheit und Vielfalt im pädagogischen Diskurs

Voraussetzung für die Ableitung pädagogischer Konsequenzen, ist die Aufarbeitung jener aktuellen pädagogischen Diskurse, die sich mit konstruktiven Möglichkeiten und Strategien des Umgangs mit Fremdheit beschäftigen. Obwohl eine Vielzahl von Semantiken und Begrifflichkeiten vorliegen, die sich mehr oder minder systematisch mit der Frage des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit auseinandersetzen, sind es vor allem zwei Diskurstraditionen, die den pädagogischen bzw. sozialwissenschaftlichen Diskurs prägen. Es handelt sich dabei zum einen um den Diskurs der *Interkulturellen Pädagogik* und zum anderen um einen Diskurs, der unter dem Begriff *Diversity* bzw. *Diversity-Management* geführt wird.⁷⁹

⁷⁹ Ergänzend sei außerdem auf die Diskurse um *Globales Lernen* (vgl. Adick, 2002; Asbrand & Scheunpflug, 2005; Overwien, 2009; Seitz, 2002, S. 366ff.; Trisch, 2005) und *Kosmopolitische Bildung* (vgl. Beck & Grande, 2004; Grande, 2007; Widmaier, 2008).

Eine kurze Skizze der beiden Diskurse bietet sich in dreierlei Hinsicht an: Zum einen liefert eine solche Darstellung einen pädagogischen Bezugsrahmen für die Ableitung von allgemeinen Prinzipien des Umgangs mit Fremdheit. Zum anderen ermöglicht die Darstellung eine Rückbindung sportpädagogischer Erkenntnisse und Ansätze. Schließlich besteht die Möglichkeit, solche Ansatzpunkte des Umgangs mit Fremdheit im Sport sichtbar zu machen, die bislang noch kaum sportpädagogisch diskutiert worden sind.

5.1.1 Zum ‚Konzept‘ der interkulturellen Pädagogik

„Die leitende Perspektive der Interkulturellen Pädagogik ist die Idee einer multikulturellen Gesellschaft, die auf zwei Grundsätzen basiert: dem Prinzip der Gleichheit und dem Prinzip der Anerkennung. Diese beiden Prinzipien gelten auch für die Interkulturelle Pädagogik“ (Auernheimer, 2007, S. 20).

Der Diskurs um ‚interkulturelle‘ Pädagogik entsteht als erziehungswissenschaftliche Reaktion auf die Veränderungen und Herausforderungen, die mit den Migrationsbewegungen in Deutschland seit den 50er Jahren entstanden sind. Trotz seiner vergleichsweise kurzen Wissenschaftsgeschichte ist der Diskurs zu einem der zentralen Bereiche der Erziehungswissenschaft geworden. Allein die Zahl an Veröffentlichungen der letzten Jahre unterstreicht die Aktualität und Bedeutung des Themenkomplexes.⁸⁰ Dennoch zeichnet sich die *Interkulturelle Pädagogik* durch bisweilen sehr kontrovers geführte Diskurse aus. Dies verweist darauf, dass der Gegenstand der interkulturellen Pädagogik, nämlich Interkulturalität, interpretationsbedürftig und vielfältig auslegbar ist. So liegen den Arbeiten der ‚klassischen‘ Interkulturellen Pädagogik zum Großteil solche Perspektiven zugrunde, die Interkulturalität auf Aspekte ethnischer Herkunftskultur reduzieren. In der Folgezeit zeichnet sich zunehmend eine paradigmatische Wende in den Sozialwissenschaften ab. Diese führt zu einer kritischen Auseinandersetzung mit statischen, kulturdeterministischen Ansätzen. Möglichkeiten des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit werden nun nicht mehr abgeleitet aus ‚quasi-natürlichen‘ ethnisch-kulturellen Unterschieden, sondern aus einer Vielzahl an vertikalen und horizontalen Ungleichheiten sowie Machtstrukturen. Vielfalt ist demzufolge ein Konstrukt, das „subkulturelle Differenzen, Klassenantagonismen und das Geschlechterverhältnis“

⁸⁰ Vgl. dazu u.a. die Arbeiten von Auernheimer (2008), Eppenstein & Kiesel (2008), Gogolin & Krüger-Potratz (2006), Holzbrecher (2004), Nicklas, Müller & Kordes (2006), Nieke (2007), Nohl (2006), Prengel (2006), Yildiz (2009).

(Prengel, 2006, S. 88) berücksichtigt und das weiter zu fassen ist, als es Ansätze der ‚klassischen interkulturellen Pädagogik‘ nahelegen (vgl. Auernheimer, 2007, S. 9ff.; Nohl, 2006, S. 45ff.).

„Auch beruht kulturelle Vielfalt nicht allein auf einer so genannten ‚interkulturellen Beziehung‘, die in der heutigen Diskussion eine hohe Aufmerksamkeit erhält. Nach dem hier ausgeführten Verständnis sind auch Generations- oder Klassenunterschiede wie zudem jegliche Form der Milieu- und Gruppenbildung potentiell mit einer Ausdifferenzierung sozio-kultureller Erfahrungswelten verbunden“ (Schittenhelm, 2007, S. 94).

Charakteristisch für diesen modernen Diskurs ist ein Bildungsverständnis, das die Fähigkeit zum Dialog mit dem und das Verstehen des Anderen zur zentralen Bildungsaufgabe erhebt. Im Kontext dieses Diskurses wird Fremdheit zum „Lernanlaß“ (Schäffter, 1997) und zur „Bildungsherausforderung“ (Wulf, 2006, S. 31). Erfahrungen von Entfremdung sind demgemäß in der Weltgesellschaft nicht nur strukturell angelegt, sondern auch notwendig im Sinne der Erlangung grundlegender Kompetenzen in pluralistischen Gesellschaften (vgl. Auernheimer, 2007, S. 67f.; Liegle, 1998, S. 349). Mit dem Begriff des *interkulturellen Lernens* ist eine Form des „der gegenwärtigen Weltlage ‚angepassten‘ pädagogisch inszenierten Lernens schlechthin angesprochen“ (Liegle, 2007, S. 69). Vor dem Hintergrund dieses Bildungsbegriffs ist der Dialog mit dem Fremden zugleich Anlass für Selbsterfahrungen, aber vor allen Dingen ein „Kernbereich des Lernens für Alle“ (Liegle, 2007, S. 59).

„Damit interkulturelle Bildung gelingt, müssen die jungen Menschen die Erfahrung der Fremdheit machen, d.h. unter anderem das Fremde in sich selbst erfahren. Nur auf dieser Basis ist Offenheit für den Anderen, ist heterologisches Denken, ein Denken vom Anderen her möglich. Aus dieser Situation ergeben sich neue Aufgaben; zu diesen gehört es, neue Repräsentationen des Anderen, neue Loyalitäten und Solidaritäten zu entwickeln“ (Wulf, 2006, S. 21).

Anerkennung und Gleichheit sind die Leitmotive einer solchen interkulturellen Pädagogik (vgl. Auernheimer, 2007, S. 20), die grundsätzlich im Spannungsfeld zwischen *Universalismus* und *Partikularismus* agiert. Insbesondere der Sensibilisierung für Andersheit und Vielfalt wird große Relevanz beigemessen. Kennzeichnend ist der Anspruch, einen Beitrag zur Anerkennung von Verschiedenheit und gegen die Einebnung von Differenz zu leisten (vgl. Wulf, 2006, S. 70). Denn das „Ethos der Verständigung kann kontraproduktiv werden, wo es universelle Ansprüche formuliert“ (Thiele, 1999, S. 38). Der Gefahr der „Hierarchisierung von Differenzen“ (Prengel, 2006, S. 70) ist sich die *Interkulturelle Pädagogik* bewusst. Kennzeichnend für das Konzept ist der Verweis auf den „Wert der Einmaligkeit und

Unhintergebarkeit des Partikularen“ (Wulf, 2006, S. 21; vgl. dazu auch Amos, 2007, S. 75f.; Eder, 2006; Prengel, 2006, S. 77ff.)⁸¹.

Mit ‚interkultureller Kompetenz‘ ist sowohl eine Voraussetzung von Handlungsfähigkeit in der Weltgesellschaft als auch ein Professionalitätskriterium für Lehrpersonen bezeichnet. Als professionelle pädagogische Kompetenz setzt sie nicht nur Wissen um Differenzen und Ungleichheiten voraus, sondern auch Einblicke in dominante Konstruktionslogiken, Zuschreibungspraxen und Machtverhältnisse.

„Der adäquate Umgang mit Machtasymmetrien und kollektiven Erfahrungen, welche die Kommunikation beeinträchtigen, verlangt zum Beispiel ein Wissen über- Zuwanderungs- und Asylrecht, überhaupt Einblick in die Lebenslage von (Im)migranten, Wissen über Rassismus und je nach Tätigkeitsbereich und Häufigkeit von Kontakten auch Wissen über Kolonialgeschichte, über Gesellschaften der Dritten Welt und globale Abhängigkeiten. Die gebotene Haltung kann man kennzeichnen als Sensibilität für Asymmetrien und negative Erfahrungen, ohne der Tendenz zum Paternalismus zu erliegen“ (Auernheimer, 2007, S. 57f.).

Die *Interkulturelle Pädagogik* steht für einen dialogischen Umgang mit Fremdheit und Vielfalt, in dessen Rahmen die Anerkennung von Fremdheit Voraussetzung und Anlass von Bildungs- und Erziehungsprozessen darstellt. Gleichzeitig stellt die aktuelle kritische *Interkulturelle Pädagogik* kulturalistische, ethnizistische oder rassistische Vorstellungen grundsätzlich in Frage. Konsens besteht ferner dahingehend, dass die Entwicklung interkultureller Kompetenz in hohem Maße von der Professionalität pädagogischer Arrangements, d.h. von der Sensibilisierung und Qualifizierung von Lehrpersonen abhängig ist (vgl. Auernheimer, 2010; Mecheril, 2010).

5.1.2 Zur Programmatik von Diversity-Ansätzen

„Diversity bündelt Versuche, Phänomene der Pluralität und Differenzkomplexität heutiger Gesellschaften zu erfassen und praxisrelevante Konzepte für den Umgang mit Vielfalt zu finden. Dabei enthält der Begriff Diversity, über die reine Deskription von Verschiedenheit und Differenz hinausgehend, eine positive Konnotation der Bereicherung, der größeren Auswahlmöglichkeit und Entscheidungsfreiheit, der Buntheit der Muster und der Attraktivität gegenüber dem monotonen Einerlei der Homogenität“ (Vinz, 2008, S. 34).

Der *Diversity-Diskurs* hat sich in Deutschland erst in den letzten Jahren wissenschaftlich etabliert und tritt aktuell insbesondere in der Gestalt politischer Gleichstellungsprogramme öffentlich in Erscheinung. Analog zum Diskurs um *Interkulturelle Pädagogik* verbergen sich auch hinter dem Schlagwort *Diversity* und

⁸¹ Vgl. dazu die Arbeiten von auch Amos (2007, S. 75f.), Eder (2006), Prengel (2006, S. 77ff.).

Diversity-Management unterschiedliche Zugänge und Perspektiven. Mit *Diversity* ist eine Programmatik bezeichnet, „die weniger durch ein klares inhaltlich konstruiertes und konsistentes Konzept, sondern durch heterogene Bezugsrahmen in unterschiedlichen Diskursfeldern und Bereichen, wie der Wirtschaft, der Wissenschaft und Politik gekennzeichnet ist“ (Hormel, 2008, S. 20). Gemein ist diesen ‚Diskursfeldern‘ die Fokussierung auf Aspekte von Unterschiedlichkeit, Heterogenität und Differenz. Im Mittelpunkt steht der Zusammenhang zwischen dem „Prinzip der anerkannten Gleichwertigkeit mit dem Prinzip der anerkannten Verschiedenheit“ (Schröer, 2009, S. 209).

Im wissenschaftlichen Diskurs lassen sich zwei Zugänge unterscheiden, deren Ansprüche mitunter erheblich divergieren. Die in der sozialwissenschaftlichen Diskussion dominante Strömung hat ihre Wurzeln in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und bringt *Diversity* in Verbindung mit der sozialen Ungleichheitsforschung – insbesondere mit der Diskriminierungs- und Rassismusforschung sowie der Gender- und Intersektionalitätsforschung⁸². Bei dieser Strömung des *Diversity-Diskurses* handelt es sich um die „Perspektive einer an Fragen der sozialen Gerechtigkeit orientierten Antidiskriminierungsprogrammatik“ (Hormel, 2008, S. 21), die eindeutig pädagogische bzw. politische Ziele verfolgt (vgl. Hormel & Scherr, 2005, S. 203ff.).

Parallel zu dieser dezidiert pädagogischen Perspektive kennzeichnet die zweite Strömung *Diversity* als Teilaspekt der Personal- und Organisationsentwicklung sowie als notwendigen Bestandteil einer modernen Unternehmensstrategie. Dieser Diskurs steht in direktem Zusammenhang mit der amerikanischen Human-Ressourcen-Bewegung. Ziel ist ein aus unternehmerischer Sicht produktiver Umgang mit Differenz und Heterogenität. In diesem Zusammenhang wird auch von der „Ökonomisierung des Anderen“ (Lederle, 2008) gesprochen. Charakteristisch für diese Strömung ist die „Perspektive einer auf Wertschätzung sozialer und kultureller Vielfalt ausgerichteten Steigerung des Leistungspotentials von Organisationen“ (Hormel, 2008, S. 21). In Anbindung an einen modernen Management-Begriff, nimmt der Begriff des *Diversity-*

⁸² Mit *Intersektionalität* ist – zumindest im deutschsprachigen Raum – ein vergleichsweise junger Ansatz der Genderforschung bezeichnet, der sich mit Mehrfachdiskriminierungen beschäftigt. Die aus der feministischen Bewegung hervorgegangene Forschungstradition konzentriert sich dabei vor allem auf diskriminatorische Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen *Geschlecht*, *Klasse* und *Rasse* bzw. *Ethnizität* (vgl. Klinger & Knapp, 2008; Knapp, 2005; Winker & Degele, 2009).

Managements eine zentrale Rolle ein (vgl. Scherr, 2008, S. 53; Schulz, 2009, S. 43ff.; Wrench, 2007).

„Während Diversity auf der Ebene von Personen allgemein mit einer wahrnehmenden, offenen und überwiegend akzeptierenden selbstreflektierten Haltung gegenüber Verschiedenheit (valueing diversity) beschrieben wird, stellt Diversity Management auf der Ebene von Organisationen ein Managementinstrument dar, das sich durch den Leitgedanken der Inklusion auszeichnet“ (Aschenbrenner-Wellmann, 2009, S. 217).

Da die antidiskriminatorische Perspektive mit einem dezidiert pädagogischen Anspruch verbunden ist und damit relevante Ansatzpunkte für die Ableitung pädagogischer Konsequenzen bereit hält, schließen die folgenden Überlegungen schwerpunktmäßig an diesen Diskurs an. Im Zuge dieser Programmatiken tritt Fremdheit in Erscheinung vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse. Differenz entsteht auf der Grundlage gesellschaftlicher und individueller Differenzordnungen.⁸³ In diesem Sinne „verweist Diversity auf das Bewusstsein für die Bedeutung von Unterschiedlichkeit im täglichen Miteinanderagieren von Menschen“ (Aschenbrenner-Wellmann, 2009, S. 213). Gemäß diesem antidiskriminatorischen Anspruch reicht es deshalb nicht aus, Unterschiedlichkeit, Differenz und Fremdheit lediglich festzustellen oder zu beschreiben. Charakteristisch für diese Programmatik ist die kritische Auseinandersetzung mit sozial hergestellten Differenzlinien. Ein Leitziel besteht darin, „die Strukturen und Prozesse durchschaubar zu machen, durch die Unterschiede von Fähigkeiten und Fertigkeiten, der Lebensführung, der Identitätskonstruktion zwischen sozial ungleichen Gruppen hervorgebracht werden“ (vgl. Hormel & Scherr, 2005, S. 212.).

Mit ‚Diversity‘ wird ferner der kompetenzbezogene Anspruch verknüpft, „solche grundlegenden Fähigkeiten zu markieren und zu fördern, die einen angemessenen Umgang in und mit gesellschaftlicher Vielfalt ermöglichen“ (Mecheril, 2007). Ausgangspunkt dafür ist die pädagogische Vision, „Diversity als Lernansatz zu begreifen, als Chance zu lernen, Abweichungen von der Norm produktiv zu verarbeiten und für einen produktiven Umgang mit Konflikten unter Anerkennung unterschiedlicher Erfahrungen zu befähigen“ (Vinz, 2008, S. 36). Gleichzeitig wird die Gefahr der Stereotypisierung und Reproduktion kulturalistischer, ethnizistischer und

⁸³ Die im Zuge dieses Ansatzes in den Blick genommenen Differenzdimensionen sind keinesfalls einheitlich und reichen von klassischen sozialen über vielfältige horizontale Ungleichheiten wie Ethnie, Geschlecht, Familienstand bis hin zu Hautfarbe, Religion, sexuelle Orientierung, Behinderung etc. (vgl. Mecheril, 2008, S. 65; Scherr, 2008, S. 54; Schröder, 2009, S. 209; Vinz, 2008, S. 34f.).

rassistischer Ordnungen reflektiert, die mit der Sensibilisierung für Differenzen grundsätzlich einhergeht:

„Dies kann nur dann vermieden werden, wenn die Forderung nach Beachtung und Anerkennung von Differenzen und ein Plädoyer für Vielfalt nicht abgelöst wird von der Auseinandersetzung damit, wie sozial bedeutsame Differenzen hergestellt und wie Differenzmarkierungen als Mittel sozialer Typisierungen und Ausgrenzungen sowie als Diskriminierungsressource verwendet werden“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 215f.).

Nicht zuletzt deshalb wird auf die Notwendigkeit von „spezifischen Lernherausforderungen“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 218) aufmerksam gemacht. Zu diesen gehört neben der Eröffnung reflexiver, kooperativer Lernprozesse im Umgang mit gesellschaftlichen Differenzkonstruktionen auch die „Auseinandersetzung mit der Problematik gesellschaftlicher Normalitätsannahmen und Homogenitätserwartungen, etwa durch die Beschäftigung mit ‚Lebensentwürfen, Identitätskonstruktionen und Praktiken, die etablierte Grenzziehungen und rigide Ordnungsvorstellungen unterlaufen“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 218). Diese Sensibilisierung für die Relativität und Selektivität von Differenzkonstruktionen kann als Kernelement von Lernprozessen angesehen werden. Voraussetzung dafür ist eine Lernkultur, „die auf Vertrauen, Verantwortung und Reflexivität aufbaut und durch offene Kommunikationsprozesse Raum für Begegnung, Gestaltung, Entwicklung und Veränderung gibt“ (Aschenbrenner-Wellmann, 2009, S. 216). Die aus dieser dekonstruktiven, reflexiven Auseinandersetzung hervorgehenden Lernprozesse werden unter dem Begriff der *Diversity-Kompetenz* subsumiert:

„Diversity Kompetenz bedeutet demnach zu verstehen, dass die bekannten Dichotomien und binären Unterscheidungen sich aus Bedürfnissen nach Eindeutigkeit erklären, aber auch zu lernen, sie in Bezug zu Dominanz- und Unterordnungsstrukturen zu setzen“ (Vinz, 2008, S. 35).

Die Entstehung von *Diversity-Kompetenz* ist somit eng an die Bedingung gebunden, dass „aus dem Wissen um die Verwobenheit von Differenz- und Machtverhältnissen ... reflexive Konsequenzen gezogen werden“ (Mecheril, 2008, S. 66). Mit dem Diversity-Begriff ist also ein anspruchsvoller, umfassender pädagogischer Auftrag verknüpft, in dessen Mittelpunkt das Werben für den Wert von Vielfalt und gleichzeitig die Dekonstruktion gesellschaftlicher Differenzordnungen steht (vgl. Scherr, 2008, S. 61f.).

5.1.3 Konvergenzen und Divergenzen im pädagogischen Diskurs

Abseits der theoriegeschichtlichen und begrifflichen Unterschiede liegen den beiden Diskursen einige inhaltliche Gemeinsamkeiten zugrunde, die im Folgenden zusammengefasst werden sollen:

- Bei beiden Zugängen handelt es sich um Meta-Konzepte mit einem relativ *hohen Abstraktionsgrad*. Mit Ausnahme von Arbeiten, die sich mit Prozessen der *interkulturellen Öffnung* oder des *Diversity-Managements* in konkreten organisationalen Räumen beschäftigen, geht es weniger um die Formulierung konkreter Handlungsempfehlungen als vielmehr um die Herleitung eines grundlegenden Bildungsauftrags:

„Bildung bedeutet Selbstverständnis und Selbstpositionierung, Stellung nehmen, aber verbunden mit dem Offenhalten von Weltsichten durch die Bereitschaft, Erfahrungen neu zu interpretieren, im Dialog einen Perspektivenwechsel zu vollziehen. Entfremdung ist ein wesentliches Element des Bildungsprozesses, Multiperspektivität leitende Intention. Die Ambivalenz des mit der Bildungsidee traditionell verbundenen Universalismus gilt es zu erkennen“ (Auernheimer, 2007, S. 67f.).

- Einigkeit besteht ferner dahingehend, dass die „langsam wachsende transnationale Weltgesellschaft ... nicht durch Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit, sondern durch Vielfalt, Differenz und Komplexität charakterisiert“ ist (Wulf, 2006, S. 33). Diese Erkenntnis führt in beiden Diskurstraditionen zu der Einsicht, dass *Fremdheit und Vielfalt allgegenwärtige Herausforderungen* sind, auf die sich die Pädagogik vertieft einzulassen hat – auch deshalb, weil sich gesellschaftliche Realität in ihrer Komplexität nicht mehr sinnvoll auf der Grundlage einfacher Entweder-oder-Konstruktionen fassen lässt. Übergreifend charakteristisch ist ein *Vielfaltsgedanke*, der Fremdheit als Bereicherung kennzeichnet:

„Bejaht wird, was in den beiden (Gegen-)Positionen der hierarchischen Verschiedenheit und der universellen Gleichheit ausgeschlossen wird, nämlich die Anderen als verschieden und als gleich wahrzunehmen. Das Fremde wird nicht als bedrohlich, desintegrierend, fragmentierend, sondern als bereichernd erfahren und bewertet“ (Grande, 2007, S. 30).

- Anerkennung, Akzeptanz und Gleichwertigkeit sind Prinzipien, die sich in beiden Diskursen aufzeigen lassen. Die Erkenntnis, dass diese Leitprinzipien nicht von der Pflicht entbinden, Einstellungen, Werte oder Handlungen ebenso wie Machtstrukturen und gesellschaftliche Vorstellungen kritisch zu reflektieren, wird zwar in der Diversity-Debatte vehementer vertreten, ist aber in der interkulturellen

Pädagogik ebenfalls angelegt. Dies gilt auch im Hinblick auf die Befähigung zu Mehrperspektivität, Reflexivität und Dialog.

- Darüber hinaus stellen beide Traditionen Kompetenzen in den Mittelpunkt. Interkulturelles Lernen und Diversity-Lernen zielen auf Kompetenzen ab, die Personen zum reflektierten, konstruktiven Umgang mit Heterogenität in der Weltgesellschaft qualifizieren. Auch wenn Diversity-Ansätze stärker auf die Bedeutung dekonstruktiver Prozesse und Lernarrangements hinweisen, so ist das Ermöglichen von Prozessen reflexiver, dialogischer Selbstüberarbeitung und Fremdheitserfahrung beiden Ansätzen immanent. In diesem Sinne ist „heterologisches Denken“ (Wulf, 2006, S. 21) zwar Voraussetzung für Lernprozesse, bildungsrelevant ist dieses allerdings lediglich im Kontext eines kritischen Blicks auf Differenzordnungen und Zuschreibungen.
- Der Auftrag zum Nach- und Aufspüren stereotyper Differenzordnungen sowie die Aufforderung, Unterschiedlichkeit in ihrer individuellen, gesellschaftlichen und organisationalen Relativität und Selektivität zum Gegenstand von Lernprozessen zu machen, ist im pädagogischen Diversity-Diskurs expliziter formuliert. Kritisch reflektiert werden pädagogische Praktiken, die darauf ausgelegt sind, Unterschiedlichkeit sichtbar zu machen, ohne Reflexionsprozesse pädagogisch anzulegen. Unter dieser Voraussetzung erweist sich die Verbreitung von Exotismus und Stereotypen als wahrscheinlicher als die Entstehung weltbürgerlicher Kompetenzen.⁸⁴

Bei der Analyse der beiden pädagogischen Diskurse wird außerdem deutlich, dass Sport- und Bewegungsangebote nicht zum Gegenstand gemacht werden (vgl. Gieß-Stüber, 2005b, S. 67). Umgekehrt gilt, dass sich der sportpädagogische Diskurs in der Bundesrepublik fast ausschließlich an die Begrifflichkeiten der *Interkulturellen Pädagogik* anlehnt.⁸⁵ Dagegen greift die Sportpädagogik in der Bundesrepublik kaum auf den Diversity-Ansatz und dessen Programmatik zurück. Die grundlegende Erkenntnis des Diversity-Ansatzes, dass Bildung in besonderer Weise die Dekonstruktion stereotyper Bilder, Wissensbestände und Differenzordnungen

⁸⁴ Wohl auch deshalb wird der Diversity-Ansatz häufig als Konkretisierung bzw. Weiterentwicklung der interkulturellen Pädagogik betrachtet (vgl. Hormel & Scherr, 2005, S. 205).

⁸⁵ Vgl. dazu u.a. die Arbeiten von Lösken (1987), Erdmann (1999), Gieß-Stüber (2005a), Gieß-Stüber & Blecking (2008).

umfassen sollte, taucht nur selten als explizite Forderung im sportpädagogischen (Vielfalts-)Diskurs auf.

5.2 Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit im Sport

Die beiden pädagogischen Diskurse machen auf grundlegende Aspekte, Prinzipien und Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit aufmerksam. Der Blick auf die sportpädagogische Rezeption dieser Diskurse macht zum einen deutlich, dass einige relevante Erkenntnisse bislang nicht ausreichend in Zusammenhang mit dem Interaktionsraum Sport diskutiert wurden. Deshalb geht es darum, bislang vorliegende sportpädagogische Überlegungen zum Umgang mit Fremdheit im Sport mit wesentlichen Erkenntnissen der Interkulturellen Pädagogik und des Diversity-Konzeptes zu verknüpfen. Zum anderen bestehen gegenwärtig kaum Analysen, welche Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit im Sport systematisch in Bezug zu verschiedenen mit unterschiedlichen Fremdheitsphänomenen setzen. Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass körperbezogene Konstruktionen von Fremdheit andere Herangehensweisen und Maßnahmen erfordern als organisationskulturelle oder lebensstilbedingte Fremdheitskonstruktionen, kommt der Differenzierung nach Bezugspunkten hohe Relevanz zu. Wie lässt sich also mit Fremdheit im Sport auf der Ebene von Körperlichkeit, Lebensstil und Organisation konstruktiv umgehen?

5.2.1 Möglichkeiten des Umgangs mit körperbezogenen Fremdheitsphänomenen im Sport

„Da interkulturelle Bildung und Erziehung auf die Entwicklung von Einstellungen und Verhaltensweisen gerichtet ist, erscheinen aber gerade solche Lehr-Lernformen besonders viel versprechend, die handlungsorientiert und affektiv besetzt sind. Dies gilt sicher in besonderer Weise für den Sport“ (Gieß-Stüber & Grimminger, 2007, S. 118).

Die Erkenntnis, dass der Sport als eine der letzten körperfixierten Erfahrungsbastionen in einer zunehmend entkörperlichten Welt fungiert und eben dadurch vielfältige Anlässe für Fremdheitserfahrungen bereit hält, macht den Körper zum unmittelbaren Ansatzpunkt, wenn es um die Erfahrung von Fremdheit und den Umgang mit ihr im Sport geht. Eben weil der Körper im Sport nicht nur *materialer* Ansatzpunkt für die Wahrnehmung des Anderen und die Zuschreibung von Fremdheit ist, sondern darüber hinaus auch Objekt *sozialer* Differenzordnungen sowie Anlass für *Selbsterfahrung* und *Selbstüberarbeitung*, sind Körpererfahrungen und

Bewegungsarrangements bedeutende Ansatzpunkte für die Vermittlung individueller Kompetenzen im Umgang mit Fremdheit. Gerade „weil unser Selbst nicht auf andere Muster zurückgreifen kann als auf diejenigen, die es erlebt und eingespart hat“ (Arnold, 2005, S. 83), steht die konstruktive Bearbeitung von Fremdheit im Rahmen von Sport- und Bewegungsangeboten unmittelbar in Zusammenhang mit körperbezogenen Erfahrungen.

Die Erkenntnisse des Hauptteils geben allerdings Grund zur Annahme, dass Sport- und Bewegungsangebote nicht automatisch solche Erfahrungs*qualitäten* zur Verfügung stellen, die einen reflektierten Umgang mit Fremdheit zur Folge haben. Umso wichtiger sind darum pädagogische Arrangements, die dort ansetzen, wo Fremdheitskonstruktionen und Differenzordnungen im Sport charakteristischerweise entstehen und sich sichtbar machen lassen. Da sich der Körper sowohl als Medium des Ausdrucks von Unterschiedlichkeit als auch als Projektionsobjekt für ethnische, kulturelle oder religiöse Differenzordnungen und Zuschreibungen eignet, besitzen Körpererfahrungen ein hohes *Bildungspotential*. Gelegenheiten der Selbstwahrnehmung sind vor dem Hintergrund dieser Perspektive ebenso angelegt wie die der Fremdwahrnehmung.

Grundsätzlich stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten und welche Zugänge bestehen, die einen konstruktiven Umgang mit körperbezogenen Fremdheitsphänomenen erwarten lassen. Wie lässt sich im Rahmen von körperlichen Interaktionen Fremdheit im Sport zum Thema machen – ohne stereotype Unterscheidungspraktiken des Umgangs zu befördern?

Die Suche nach Antworten auf diese Fragen gestaltet sich insofern schwierig, als die Bearbeitung von Fremdheitsphänomenen grundsätzlich abhängig ist vom Fokus, den die jeweiligen Zugänge wählen. Ob ein Zugang darauf ausgelegt ist, körperbezogene Differenzenerfahrungen zu ermöglichen und zu bewältigen oder aber Differenzkonstruktionen in Frage zu stellen, ist von elementarer Bedeutung. Im Rahmen der vorliegenden Analysen wurden zwei zentrale Zugänge identifiziert und unterschieden. Dies sind zum einen *differenz- und dissensorientierte Ansätze* sowie zum anderen *konvergenzorientierte und dekonstruktive Ansätze*. Diese werden im Folgenden in ihrer Logik und ihren Konsequenzen kurz erläutert.

Differenz- und dissensorientierte Zugänge

In der Sportpädagogik hat sich seit den 90er Jahren ein Diskurs etabliert, der an die Begrifflichkeiten der interkulturellen Pädagogik anschließt und der vor allem unter dem Begriff der „interkulturellen Bewegungserziehung“ geführt wird.⁸⁶ Kennzeichnend für diese Zugänge ist eine Herangehensweise, die darauf abzielt, Differenz und Dissens erfahrbar zu machen und Unterschiedlichkeit anzuerkennen (vgl. Thiele, 1999, S. 36ff.; Noethlichs, 2005, S. 41f.).

Dahinter steht die Überlegung, Vielfalt an Beispielen differenter Bewegungs- und Körperpraktiken erfahrbar zu machen. Thematisiert werden soll Fremdheit beispielsweise durch das Ausprobieren ‚fremder‘, d.h. unbekannter Sportarten, Körperpraktiken und Bewegungsformen. Sport- und Bewegungsräume sind so zu arrangieren, dass sie dosierte körper- und bewegungsbezogene „Fremdheitszumutungen“ (Thiele, 1999, S. 38) produzieren, indem sie Differenz explizit körperbezogen sichtbar machen. Pädagogisch intendiert sind Situationen, in denen Anlässe für Vergleiche, Abgrenzung, Anerkennung und Toleranz liegen. Grundsätzlich wird auf einen „produktiven Umgang mit Dissensstrukturen“ (Thiele, 1999, S. 27) abgezielt. Produktiv ist der Umgang vor allem unter der Prämisse, dass eigene und fremde Körper- und Bewegungspraktiken gleichermaßen Berechtigung besitzen. Da der Sport seit seiner Verbreitung ein immenses Repertoire an Bewegungs- und Körperpraktiken generiert hat, bietet er vielfältige Anstöße für körperbezogene Fremdheitserfahrungen (vgl. Brenken, 2003; Gieß-Stüber, 2005b, S. 68; Gramespacher & Grimminger, 2005; Kittel, 2005; Thiele, 1999, S. 36ff.).

Der Vollzug von neuen, unbekanntem Bewegungsformen soll fremde Körpererfahrungen ermöglichen und veranschaulichen, dass diese Praktiken trotz Differenz ihre Berechtigung haben. Plädiert wird für „einen angemessenen Umgang mit dem ‚Fremden‘ unter Bewahrung eigener und fremder Ansprüche“ (Thiele, 1999, S. 36). Dafür steht im Sport ein schier unerschöpfliches Reservoir an Inhalten zur Verfügung. Der Vorteil dieser Herangehensweise besteht in der vergleichsweise einfachen Inszenierung von Differenzenerfahrungen (beispielsweise über afrikanische Tänze, asiatische Entspannungstechniken oder seltene, weitgehend unbekannte Spiele und Sportarten). Der bildungstheoretischen Forderung, wonach sich Bildung „in ihrem Stoff, ihrem Material nicht auf das Nahe, Vertraute, Bekannte begrenzen“ (Liegler, 1998, S. 347) darf, wird ebenso Rechnung getragen wie dem Anspruch,

⁸⁶ Vgl. dazu Erdmann (1999), Gieß-Stüber (2005a).

Neugierde und Interesse am Fremden zu wecken und Wahrnehmungsgrenzen zu verschieben.

„Wie schwierig es ist, sich auf ungewohnte Bewegungsformen und Haltungsweisen des Körpers einzulassen und an welche individuellen Grenzen man stoßen kann, weiß vielleicht jede/r, die/der sich schon einmal auf ostasiatische Bewegungskulturen eingelassen hat“ (Gieß-Stüber & Grimminger, 2007, S. 115).

So schlagen die Autorinnen ferner für den Sportunterricht vor, Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher ‚Kulturräume‘ als Repräsentanten für (nationalkulturelle) Sport-, Bewegungs- und Körperpraktiken heranzuziehen, um diese Differenzen zum Ausdruck bringen zu lassen und diese für andere erfahrbar zu machen (vgl. Gieß-Stüber & Grimminger, 2007, S. 115).

Die Beobachtung, dass Differenz in erster Linie auf der Grundlage von nationalkulturellen Unterschieden und Bewegungskulturen erfahrbar gemacht wird, bietet vielfältige Anlässe für das Erkennen von Unterschiedlichkeit und die Reflexion eigener Körperpraktiken. Dennoch gibt diese Herangehensweise insofern Grund zur Kritik, als der Fokus primär auf die Darstellung ethnisch-kultureller Differenzen und Differenzordnungen abhebt. Die Reduzierung von Körper- und Bewegungsvielfalt auf nationalkulturelle Unterschiede bietet auch Risiken. Abseits der zweifellos vorhandenen Erfahrungsmöglichkeiten von kultureller Vielfalt bieten diese Arrangements gleichzeitig Gelegenheiten, um Personen mit Migrationshintergrund zu Repräsentanten einer fremden Körper- und Bewegungskultur zu stilisieren – und zwar ungeachtet ihrer tatsächlichen Sozialisation in der jeweiligen Einwanderungsgesellschaft. Für den Jungen mit türkischem Migrationshintergrund, der primär aufgrund von körperlichen Merkmalen als kulturell fremd identifiziert wird, kann die Thematisierung von Differenz anhand von ‚typisch‘ türkischen Bewegungsformen zum Stigma werden. Denn besonders auf der Ebene von Körpererfahrungen besteht die Gefahr, das Bild einer fragmentierten Welt zu reproduzieren, in denen Fremdheit das unreflektierte, komplementäre Gegenstück des Eigenen bleibt. Der Umgang mit Fremdheit ist unter diesen Bedingungen für die als körperlich fremd wahrgenommene Person in erster Linie Stigma-Management. In dem Maße, in dem pädagogische Arrangements im Sport Anlässe für körperkulturelle Differenzdeutungen liefern, bleibt jedoch grundsätzlich zu reflektieren, ob Erfahrungsmöglichkeiten angelegt sind, die der Uneindeutigkeit und Vielfältigkeit moderner Gesellschaften Rechnung tragen, indem sie zeigen, dass Personen weder dem Klischee türkischer noch deutscher Bewegungskultur entsprechen können.

Ausgehend davon lässt sich grundsätzlich fragen, „ob es pädagogisch sinnvoll ist, speziell den Umgang mit kultureller Differenz als ein eigenes Lernziel zu verfolgen oder ob nicht immer die Pluralität der Differenzen in den Horizont gerückt werden sollte“ (Auernheimer, 2007, S. 123). Nimmt man diesen Hinweis ernst, so ergibt sich daraus ein spezifischer Auftrag für den Sport. Anstatt Arrangements zu konzipieren, die darauf ausgelegt sind, Unterschiede zwischen einer ‚deutschen‘, ‚türkischen‘ oder ‚asiatischen‘ Bewegungskultur sichtbar zu machen, wären verstärkt Erfahrungsanlässe anzubieten, die beispielhaft für die individuelle Rezeption und die Veränderbarkeit von traditionellen Körper- und Bewegungspraktiken unter Migrationsbedingungen ist (z.B. subkulturelle oder hybride Bewegungspraktiken).

Konvergenzorientierte und dekonstruktive Zugänge

Konvergenz- und dekonstruktive Zugänge gehen zum einen davon aus, dass die Erfahrung von Differenz die Reflexion von Differenzordnungen zur Voraussetzung hat. Zum anderen wird versucht, der Uneindeutigkeit moderner Gesellschaften über Erfahrungsmöglichkeiten von Konvergenz bzw. über die „Dethematisierung von Differenz“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 220) zu erschließen. Dieser Zugang impliziert einen dezidiert dekonstruktiven Anspruch. Grundsätzlich steht die Frage im Mittelpunkt „wie mit dem Problem umgegangen wird, dass die Betonung der Relevanz von Unterschieden immer auch in der Gefahr steht, wechselseitige Differenzwahrnehmungen zu verstärken und zu Stereotypisierungen beizutragen“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 218). Im Gegensatz zu differenz- und dissensorientierten Ansätzen zielen dekonstruktive Ansätze darauf ab, Differenzkonstruktionen kritisch auf deren Gehalt hin zu prüfen. Dies setzt die Dekodierung und Subversion stereotyper Muster voraus.

Ein solcher Zugang hat erhebliche Konsequenzen für den Umgang mit körperbezogenen Fremdheitserfahrungen im Sport. So besteht neben der Sensibilisierung für andere Körper- und Bewegungspraktiken die Notwendigkeit, für Stereotype von Körperlichkeit zu sensibilisieren und körperkulturelle Differenzdeutungen in Frage zu stellen. Es geht vor allem darum, Körper- und Bewegungserfahrungen zu ermöglichen, die darauf ausgelegt sind, das Gemeinsame im Fremden zu erschließen. In Abgrenzung zu dissensorientierten Zugängen wird die Position vertreten, dass eine exklusive Fixierung auf Divergenzen nicht verlässlich dekonstruktive Prozesse in Gang zu bringen vermag. Eben weil sich der Körper im Sport durch seine exponierte Position Bewertungen und Interpretationen nicht

entziehen kann, besteht im Sport die Chance, etablierte Ordnungen von Körperlichkeit zu irritieren bzw. zur Diskussion zu stellen. Vor diesem Hintergrund ergibt sich die Gelegenheit, „die Selbstverständlichkeiten und die Situiertheit der eigenen Perspektive zu hinterfragen“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 207). Es geht dann darum, Menschen über körperliche Interaktionen im Rahmen von Sport- und Bewegungssituationen die Möglichkeit zur Überarbeitung von scheinbar selbstverständlichen Deutungsmustern von Körperlichkeit zu geben.

In dem Maße, in dem sich Konzepte das Ziel setzen, „aus der Enge zumeist bipolar gefasster Differenzlinien hinauszukommen“ (Mecheril, 2007) sind körperbezogene Erfahrungen von Vielfalt grundsätzlich mit Reflexionsgelegenheiten zu verbinden. Nur unter dieser Voraussetzung sind Arrangements dazu geeignet „zur Kritik unzulässiger Generalisierungen, von Stereotypen und Vorurteilen zu befähigen sowie dafür zu sensibilisieren, dass jedes Individuum ein besonderer Einzelner ist“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 212). Vor allem im Hinblick auf die häufig stereotypisierte ‚Gruppe‘ der Menschen mit Migrationshintergrund können konvergenzorientierte, dekonstruktive Bewegungsangebote einen Beitrag zur Irritation von kulturalistischen Konstruktionen körperlicher Differenz leisten, in dem sie alternative Erfahrungs- und Deutungsoptionen ermöglichen. Wird im Sportunterricht das Ziel verfolgt dekonstruktive Prozesse in Gang zu bringen, so setzt dies eine Unterbrechung jener Zuschreibungsketten voraus, die den Anderen in seiner Körperlichkeit auf seine ethnische Herkunft reduzieren. Eine der grundlegenden Leistungen dieses Zugangs bestünde somit darin, über pädagogisch inszenierte Erfahrungs- und Reflexionsangebote „die Festlegung von Menschen mit Migrationshintergrund auf angeblich ‚typische‘ Herkunftskulturen kritisch zu hinterfragen“ (Thiel & Seiberth, 2009, S. 22).

Möglichkeitsbedingungen des konstruktiven Umgangs mit körperbezogenen Fremdheitsphänomenen im Sport

Der Anspruch dieser beiden Zugänge setzt neben der Bereitschaft der Teilnehmer ein immenses Maß an Wissen, (Vermittlungs-)Kompetenz und Reflexionsfähigkeit bei Trainern, Übungsleitern oder Sportlehrern voraus. In dem Maße, in dem das „Selbstverständnis, die Einstellungen und Überzeugungen des pädagogischen Personals und die Erfordernisse ihrer Befähigung zu einem reflektierten und nicht diskriminierenden Umgang mit Vielfalt“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 218f.) zum Gegenstand von Fortbildungs- und Qualifikationskonzepten gemacht werden, steigt

die Wahrscheinlichkeit für eine systematische Förderung konstruktiver Praktiken des Umgangs mit Vielfalt im Sport. Um konstruktive Erfahrungen von Fremdheit professionell pädagogisch und didaktisch vorzubereiten „bedarf es einerseits einer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit den Themen Migration, kulturelle Vielfalt und Fremdheit sowie den sich daraus evtl. ergebenden Verunsicherungen“ (Gieß-Stüber & Grimminger, 2007, S. 122). Es darf jedoch zumindest daran gezweifelt werden, ob sich die derzeitigen Ausbildungsangebote der Schulen, Sportvereine und Hochschulen dieser spezifischen Aufgabe verpflichtet sehen.

Grundsätzlich ist außerdem darauf hinzuweisen, dass nicht alle Sport- und Bewegungsräume in gleicher Weise als Übungsräume für den Erwerb interkultureller bzw. Diversity-Kompetenz geeignet sind. So darf beispielsweise daran gezweifelt werden, dass im Trainings- und Wettkampfalltag des Sports Raum und Zeit für solche Inhalte eingeräumt wird, die nicht unmittelbar in Zusammenhang stehen mit dem wettkampfbezogenen Leistungscode (vgl. Gieß-Stüber & Grimminger, 2007, S. 118). Eine ‚Didaktik der reduzierten Ansprüche‘, die sich ausschließlich auf motorische, technische oder taktische Lernprozesse beschränkt, grenzt den Möglichkeitsraum Sport ebenso ein wie die exklusive Orientierung am Prinzip Leistung. Zudem ist zu berücksichtigen, dass klassische Sportarten mit ihrem Wettkampaspekt in der Regel stärkere Anziehungskraft besitzen als solche Angebote, in denen es eigentlich primär um außersportliche Intentionen (z.B. ‚interkulturelle‘ oder globale Lernprozesse) geht. Die Attraktivität entsprechender Angebote und Konzepte ist eine der wesentlichen Möglichkeitsbedingungen. In diesem Zusammenhang ist außerdem auf die Unterstützungsangebote von Programmen und Netzwerken des pädagogisch inszenierten Sports (wie z.B. das Bundesprogramm ‚Integration durch Sport‘) hinzuweisen. Da diese Netzwerke nicht nur über qualifizierte und sensibilisierte Personen, sondern häufig auch über ein großes praktisches Erfahrungswissen verfügen, sind sie vielfach in der Lage Anregungen und Hilfestellungen zu geben und damit dazu beizutragen, „die Lücke [zu] schließen zwischen diffusen Wirkungskonzepten und aktionistischen Modellen“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 49) wie sie nicht selten im Sport zu beobachten sind.

Der Schulsport mit seinem doppelten Bildungsanspruch und seinem didaktisch-methodisch qualifizierten Personal ist insofern dafür geeignet, Lern- und Erfahrungsanstöße dieser Art zu geben, weil Körperlichkeit und Körpererfahrung ohnehin zentrale Bildungsaspekte des Schulsports sind (vgl. Gieß-Stüber, 2005b, S. 72). Es sind jedoch auch bildungspolitische Entwicklungen und Rahmenbedingungen,

die neue Möglichkeiten schaffen. Vor allem das Zukunftsmodell Ganztageschule bietet verstärkt außerunterrichtliche Interaktions-, Lern- und Erfahrungsräume an, in denen Schülerinnen und Schüler stärker als im Unterricht dazu genötigt sind, sich miteinander zu arrangieren (vgl. Auernheimer, 2007, S. 167).⁸⁷ In Anbetracht des bildungspolitischen Trends zu Ganztageschulen und vor dem Hintergrund der Bedeutung, die Freizeitangeboten dabei zukommen wird, besitzt das Setting Schule auch abseits des Sportunterrichts immenses Bildungspotential.

„Integrationsleistungen lassen sich am ehesten in Schulen erreichen, die nicht nur auf die Vermittlung von Lernstoff, sondern darüber hinaus auf die Erziehung und Bildung im Freizeitbereich setzen. Eine solche ganzheitliche Förderung lässt sich am ehesten in Ganztageschulen realisieren“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 50).

Trotzdem erscheint es angebracht, vor allzu optimistischen Prognosen und Wirkungserwartungen zu warnen. Gerade weil im Sport körperliche Interaktionen in der Regel jenseits verbaler Reflexionen und Verstehensprozesse beiläufig ablaufen, erweist sich die pädagogische Inszenierung entsprechender konstruktiver Erfahrungs- und Reflexionsprozesse als äußerst störanfällig. Menschen unterschiedlicher Nationalität zusammen spielen zu lassen – und dies ist auch heute noch eine weitverbreitete Ausgangsüberlegung zahlreicher Angebote und Entwürfe – zieht zwar grundsätzlich körperbezogene Erfahrungsprozesse nach sich, hat jedoch zunächst nicht zwangsläufig produktive Lern- und Erfahrungsprozesse zur Folge. Denn nur unter der Voraussetzung, dass „bisherige Selbstverständlichkeiten der Selbst- und Weltwahrnehmung bewusst und damit disponibel werden, hat das Erleben von Fremdheit Bildungsprozesse in Gang gesetzt“ (Gieß-Stüber, 2005b, S. 74). Interkulturelle oder Diversity-Lernprozesse im Sport sind an die Kompetenz gebunden, Potentiale von Körper- und Bewegungsarrangements konstruktiv nutzbar zu machen. Um nicht Gefahr zu laufen kulturalistische Differenzordnungen zu reproduzieren, braucht es Bereitschaft, Hilfestellungen, didaktische Konzepte und Methoden sowie Experten- und Erfahrungswissen. Sollen im Sport Erfahrungen angestoßen und Reflexionsprozesse initiiert werden, die nicht nur für das Spielfeld gelten, sondern Relevanz für den alltäglichen Umgang mit Fremdheit und Vielfalt entwickeln, so sind entsprechende Bedingungen zu schaffen. Angebote, die lediglich darauf vertrauen, dass der Aufforderungscharakter des Sports und sein integrativer

⁸⁷ Auernheimer stellt ferner fest: „Außerunterrichtliche Aktivitäten in Arbeitsgemeinschaften, Clubs, Theater-AGs, Musikbands oder auch befristeten Komitees sind unter interkulturellem Aspekt wichtig, weil hier stärker als im Unterricht Kooperation und Miteinanderleben gelernt werden können. Die Schüler sind hier mehr genötigt, sich aufeinander einzulassen, sich auseinanderzusetzen und zu arrangieren“ (Auernheimer, 2007, S. 167).

Anspruch prinzipiell konstruktive Formen des Umgangs mit Fremdheit und Vielfalt produzieren, werden nur schwer von der Notwendigkeit konzeptioneller Arrangements zu überzeugen sein.

5.2.2 Möglichkeiten des Umgangs mit lebensstilbedingten Fremdheitsphänomenen im Sport

In dem Maße, in dem die Analyse von Lebensstilen im Sport nicht auf Fremdzuschreibungen, sondern auf Zuordnungsprozesse rekurriert, ist auch der Umgang mit dieser Form der inszenierten Fremdheit in anderer Weise zu reflektieren. Während beim Umgang mit Körperlichkeit Inhalte im Mittelpunkt der pädagogischen Konsequenzen stehen, rückt bei der Ableitung pädagogischer Konsequenzen auf der Ebene von Lebensstilen die Angebotsstruktur ins Zentrum der Betrachtung. Grundsätzlich besteht zum einen die Option, Anschlussmöglichkeiten von konkreten Angeboten zu erweitern. Andererseits besteht die Möglichkeit, Vielfalt über die Variationsbreite an Angebotsstrukturen sichtbar zu machen und zu fördern.

Auf den ersten Blick geben gerade die populären Sportarten Hinweise auf vielseitige lebensstilbedingte Anschlussmöglichkeiten. Die Tatsache, dass sie Sportarten von Menschen unterschiedlichster sozialer Herkunft, politischer Orientierung und Weltanschauung betrieben werden, gibt Grund zu der Annahme, dass diese für verschiedene Lebensstil-Gruppen in hohem Maße attraktiv sind. Wie sonst ließen sich wohl sonst die hohen Mitgliederzahlen im organisierten Sport erklären? Dieser Argumentation zufolge ist es vor allem die Attraktivität einer Bewegungs- oder Spielidee, welche Sinn stiftet. Neben den Darstellungsmöglichkeiten von Stil braucht es folglich eine Leitidee, die möglichst viele Anschlusspunkte bietet und gleichzeitig auf breiter Basis sinnstiftend ist. Der Sport – insbesondere der organisierte Sport – nimmt für sich in Anspruch, solche Leitideen zur Verfügung zu stellen und eine verbindende Wirkung entfalten, die scheinbar quer zu der Ordnung von Lebensstilen liegt. Nicht zuletzt auf dieser Feststellung universeller Anschlussfähigkeit beruhen insbesondere die populären Vorstellungen von der Integrationskraft des Sports.

Geht es darum, produktive Praxen des Umgangs mit Unterschiedlichkeit auf der Ebene von Lebensstilen zu fördern, so hängt das davon ab, inwieweit es gelingt, Projektionsflächen zu schaffen, die einerseits Unterschiedlichkeit im Sinne von „Stilkonkurrenzen“ (Soeffner, 2001, S. 88) aushalten und gleichzeitig Erfahrungen von Ähnlichkeit ermöglichen. Angebotsstrukturen dieser Art eröffnen Personen die

Möglichkeit, ihrem Lebensstil Ausdruck zu verleihen und gleichzeitig gleichwertiger Teil der Gruppe zu sein. Prinzipiell können sich solche Gelegenheiten in Fußballmannschaften ebenso ergeben wie in den vielfältigen neuen Sporträumen und -szenen. Wahrscheinlicher sind lebensstilbedingte Erfahrungen von Unterschiedlichkeit und Ähnlichkeit jedoch in Räumen, die Vielfalt positiv bewerten und die vielfältigen Gelegenheiten bieten, um Lebensstil darzustellen. Je offener sich der Raum in dieser Hinsicht darstellt und je stärker er in der Lage ist, Distinktionsdifferenzen zuzulassen, desto wahrscheinlicher sind Erfahrungen von Anschlussfähigkeit. Sporträume, in welchen Identität dadurch erzeugt wird, dass die Sporttreibenden sich einer Idee unterordnen, ohne dass Raum bleibt, um Lebensstil zum Ausdruck zu bringen, können für sich zwar in Anspruch nehmen, lebensstilübergreifend zu sein. Die Vielfalt an Lebensstilen bleibt dann jedoch verborgen. Wenn im Fußball ein Spielstil kategorisch eingefordert wird, der sich lediglich an Tugenden wie Disziplin, Ordnung, Kampf und Härte orientiert, so bestehen in diesem Sportraum lediglich für diejenigen Möglichkeiten zur Darstellung individueller Präferenzen, die sich diesen Tugenden verpflichtet sehen. Für jene Sportlerinnen und Sportler, die in dieser Mannschaft spielen wollen, jedoch eher einen Stil bevorzugen, der Wert auf Kreativität, Individualität und Ästhetik legt, bleibt lediglich die Option, sich der Leitidee des Sportraums unterzuordnen. Dass also Sporträume verschiedene Lebensstil-Gruppen umfassen, ist folglich noch kein ausreichender Hinweis darauf, dass diese Gruppen ihren Präferenzen auch tatsächlich Ausdruck verleihen können. Um Unterschiedlichkeit sichtbar und erfahrbar zu machen sind solche Angebotsstrukturen geeignet, die Distinktionsgelegenheiten bieten. Je stärker Angebote der Unterschiedlichkeit ihrer Teilnehmer Rechnung tragen, desto wahrscheinlicher erscheint auch die Inklusion solcher Lebensstilgruppen, die anderen Angeboten in der Regel fern bleiben.

Bei näherer Betrachtung ist diese Forderung und die dahinter stehende Argumentation allerdings insofern zu relativieren, als Partizipationsprozesse an ein Minimum von Kompatibilität, Anschlussfähigkeit und Zuordnungsbereitschaft gebunden sind – beispielsweise der positive Bezug zum Sport in Teams, zur Bedeutung von Fairness, zum formalisierten Wettkampfsport oder zu regelmäßigen Trainingsstrukturen. Somit zeigt sich das Verbindende lediglich in Bezug auf wenigstens ansatzweise geteilte Präferenzen, Werte und Einstellungen. Ordnungen und ‚Sinnhorizonte‘ sind dementsprechend auch im Sport nicht beliebig erweiterbar –

zum einen deshalb, weil die Ausweitung von Sinnhorizonten immer grundsätzlich die Gefahr der Entgrenzung und des Verlusts von Identität impliziert, zum anderen, da nicht alle Lebensstile und vor allem nicht alle Sinnmuster, die Sport- und Bewegungsangeboten zugrunde liegen, integrierbar sind.⁸⁸ Sport ist also nicht generell und unbegrenzt dazu in der Lage, lebensstilbedingte Grenzen zu überbrücken. Diese Erkenntnis ist grundsätzlich zu reflektieren, wenn man die Angebotsstruktur von Sportangeboten analysiert. Die Inklusion fremder Sportverständnisse ist lediglich möglich unter der Voraussetzung, dass Sinn erkennbar und Identität erhalten bleibt. Zielen Angebote darauf ab, solche Gruppen zu erreichen, die sich in der Regel für andere Angebote entscheiden, so setzt dies auf der Angebotsebene ein hohes Maß an Flexibilität, Offenheit und Veränderungsbereitschaft voraus. Sportangebote, die es sich zum Ziel setzen, über die Inklusion neuer Lebensstil-Gruppen Menschen zum produktiven Umgang mit Vielfalt zu befähigen, müssen zunächst Potentiale von Anschließbarkeit sondieren. Angebote, die es sich explizit zum Ziel setzen, sich für solche Gruppen zu öffnen, die bislang nicht gebunden werden konnten, sollten daher zunächst einmal prüfen, inwieweit die zentrale Idee prinzipiell zur Inklusion unterschiedlicher lebensstilbedingter Ansprüche taugt.

Grundsätzlich stellt sich die Frage, inwieweit es grundsätzlich sinnvoll ist, Fremdheit zu zum Thema zu machen, indem man versucht, Angebotsstrukturen für Gruppen anzubieten, die sich aus gutem Grund unterschiedlichen Sporträumen zugeordnet haben, um ihren Vorstellungen von Sport, Lebensstil und Expressivität nachzukommen. Was also wäre der Mehrwert daraus, solche Personen- und Lebensstilgruppen über Sportangebote zusammen zu bringen? Angehörige der Skater-Szene wählen bewusst solche Inszenierungspraktiken, die im Gegensatz zum klassischen Sportverständnis stehen. Sich und die eigene Gruppe als anders darzustellen, ist funktional im Sinne der Etablierung und Erhaltung von Identität. Personen umgeben sich gewöhnlich auch im Sport mit Menschen, die zu ihnen und

⁸⁸ Mit der Erweiterung der Angebotsstruktur geht jedoch zusätzlich ein Problem einher, das in der sportwissenschaftlichen Theorie unter dem Begriff des „Inklusionsdilemma“ (Schimank, 1992) behandelt worden ist. Obwohl der Diskurs nicht unter einer Vielfaltsperspektive geführt wurde, so macht er doch darauf aufmerksam, dass die Erweiterung von Angebotsstrukturen – zumindest auf der Ebene vom organisierten Sport – mit nicht unerheblichen Folgen für die Kohärenz des Sportsystems verbunden ist. In Anlehnung an Schimanks Arbeit (1992) lässt sich die Frage aufwerfen, inwieweit die durch die Inklusion von neuen Lebensstilgruppen erzeugte Vielfalt Kohärenzprozesse bedrohen oder erweitern würde.

ihren Vorstellungen von Sport passen. Die Erfahrung von Kompatibilität und Inkompatibilität sind zentrale Entscheidungshilfen für die Wahl des passenden Settings. Die dadurch entstehende Segmentierung von Sporträumen ist somit letztendlich eine logische Konsequenz aus den gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozessen. Mehr noch: es sind gerade diese Darstellungen von Unterschiedlichkeit, welche die Vielfalt von Sporträumen und Bewegungspraktiken begründen. Die Profilierung erfolgt gerade durch die Darstellung von Unterschiedlichkeit. Die sich darin spiegelnden Abgrenzungsprozesse und Fremdheitsphänomene sind für den Sport insofern positiv, als sie Vielfalt im Sportsystem verankern und sichtbar machen. Unter der Prämisse, dass diese Vielfalt und die damit verbundenen Wahlmöglichkeiten positiv bewertet werden, ist die Förderung und Erhaltung dieser Vielfalt eher angebracht als deren Eingliederung in populäre Angebotsstrukturen.

Den Bestrebungen, solche Angebotsstrukturen zu schaffen, die der gesellschaftlichen Vielfalt und den Spielarten von Unterschiedlichkeit Rechnung tragen, sollte dann kritisch begegnet werden, wenn lediglich Exotismus betrieben wird. Zu warnen ist in diesem Zusammenhang ausdrücklich vor der Hierarchisierung von Unterschieden im Hinblick auf die Wahl des Sportraums. Dass Personen diesen und *nicht* jenen Sport treiben, diese Art der Inszenierung wählen und nicht jene, ist aus pädagogischer Sicht zunächst einmal anzuerkennen. Ebenso wie sich eine Bewertung ästhetischer Kategorien, Musikgeschmack etc. pädagogisch verbietet, ist auch die Wahl von Sportpraktiken und -räumen als Teil individueller Wahlfreiheit anzuerkennen. Dies nicht zu tun würde bedeuten, Unterschiede zu hierarchisieren. Dort wo es erklärtes Ziel ist, Sport so und nicht anders treiben zu wollen, bleibt die Erweiterung von Angebotsstrukturen aller Wahrscheinlichkeit nach ertraglos.

Sport stellt sich heute als exemplarischer sozialer Raum dar, anhand dessen sich veranschaulichen lässt, dass sich Formen der Vergemeinschaftung ebenso wie individuelle Ansprüche an Freizeit- und Sportangebote mitunter erheblich verändert haben. In dem Maße, in dem es heute darum geht, den Sport zu treiben, der zum eigenen Lebensstil passt und bei dem sich das Individuum als anschlussfähig erfährt, stellen die Ausdifferenzierungsprozesse und die damit verbundenen Wahlmöglichkeiten sportlicher Angebotsräume einen bedeutenden Beitrag in Sachen Vielfalt dar. Dass zwischen informellen Angebotsstrukturen, wie sie der *Yaam Club* bereit stellt und solchen, wie sie der traditionelle Wettkampfsport bereit hält,

Unterschiede bestehen, ist offensichtlich. Vielfalt zeigt sich vor diesem Hintergrund als eine zentrale Ressource des Sports. Eine „Kultur der Akzeptanz von Heterogenität“ (Prenzel, 1995, S. 28) kann sich somit auch vor dem Hintergrund des Bewusstseins etablieren, dass neben der eigenen Art Sport zu treiben, eine Vielzahl von anderen Möglichkeiten besteht, die allesamt ihre Berechtigung haben.

Dies ist zugebenermaßen eine sehr abstrakte Erkenntnis. Die Formulierung eines konkreten pädagogischen Auftrages gestaltet sich nicht zuletzt deshalb als äußerst schwierig. Plädieren lässt sich jedoch allgemein dafür, dass die Vielfalt an (Lebens-)Stilen und Sinnkonstruktionen im Sport dort stärker sichtbar und erfahrbar gemacht wird, wo dies möglich und erwünscht ist. Die Schule – insbesondere die Ganztagschule – bietet sich dazu in besonderer Weise an, denn hier treten Lebensstil-Gruppen ohnehin in Interaktion miteinander. Im Sportunterricht bzw. in außerunterrichtlichen Bewegungs- und Sportaktivitäten kann die Vielfalt an lebensstilbedingten Unterschieden im Rahmen von Angeboten zum Thema gemacht werden. Von entscheidender Voraussetzung dafür dürfte die Einsicht sein, dass sich Vielfalt im Sport nicht ausschließlich über die Darstellung nationalkultureller Bewegungskulturen den Kanon traditioneller Sportarten umfassend darstellen lässt. Dies ist bereits insofern in den Bildungsplänen für das Fach Sport berücksichtigt, als zumindest die Bildungsstandards die Option enthalten, Trendsportarten oder alternative Sportpraktiken zu berücksichtigen.⁸⁹

5.2.3 Möglichkeiten des Umgangs mit organisationalen Fremdheitsphänomenen im Sport

„Dabei lautet die spannende Frage, welche institutionellen und organisatorischen Faktoren (z.B. pädagogische oder alltagsweltliche Deutungsmuster, organisatorische Handlungszwänge) daran beteiligt sind, dass ethnische Merkmale zur Anwendung gelangen können und die Entscheidungen oft von allen Beteiligten als stimmig und fair empfunden werden“ (Gomolla, 2009, S. 90).

Die Ableitung von Konsequenzen für Sportorganisationen setzt eine Unterscheidung zwischen Innen- und Außenperspektive voraus. Aus der Innenperspektive eines Sportvereins kann der informelle Ausschluss von Fremden durchaus eine praktikable Strategie des ‚konstruktiven‘ Umgangs sein. Unter der Voraussetzung, dass Mitglieder ‚unter sich bleiben‘ möchten und Fremdheit als Zumutung empfunden wird, sind Abwehr- und Exklusionsprozesse aus Sicht des Vereins funktionale, ‚konstruktive‘

⁸⁹ Vgl. dazu z.B. den Bildungsplan des Landes Baden-Württemberg (Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, 2004, S. 300ff.).

Formen des Umgangs mit Fremdheit. Fremdheit wird in diesen Fällen bewältigt, in dem sie ausgeschlossen oder assimiliert wird. Da im Rahmen dieser Arbeit jedoch auf solche Formen des Umgangs fokussiert wird, die Vielfalt als Chance betrachten, wird nach Bedingungen gefragt, unter welchen Vielfalt und Fremdheit zum integralen Bestandteil von Organisationen werden können. Damit grenzen sich die Ausführungen gegen solche organisationalen Erwartungshaltungen ab, welche die Einbindung von Fremden lediglich von deren Anpassungsbereitschaft abhängig machen (vgl. Thiel & Seiberth, 2007, S. 49).

Welche Lern- und Veränderungsprozesse in (Sport-)Organisationen prinzipiell möglich sind, hängt stark von der jeweiligen Organisationswirklichkeit ab. Diese gilt es zunächst zu erfassen (vgl. Aschenbrenner-Wellmann, 2009, S. 218). In Anbetracht der Tatsache, dass der konstruktive Umgang mit Fremdheit und Vielfalt keinen verpflichtenden Aspekt für Sportvereine darstellt, gibt die Feststellung des Status Quo wichtige Hinweise auf das organisationale Bedingungsgefüge. Im Hinblick auf Sportvereine stellt sich darum zunächst einmal die Frage, „in welchem Maße diese überhaupt dazu bereit sind, Fremdheit zu akzeptieren sowie einen Beitrag zu leisten, damit aus Fremdheit Zugehörigkeit werden kann“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 49). Zu hinterfragen sind neben den formalen und informalen Entscheidungsstrukturen auch die bislang entwickelten Strategien der Organisation im Umgang mit Fremdheit.

Formelle Ansatzmöglichkeiten

Beschäftigt man sich zunächst mit den formellen Voraussetzungen, so erweisen sich die vergleichsweise unspezifischen Zweckprogramme von Sportvereinen als ein möglicher Ansatzpunkt für die Verankerung von Fremdheit in der Organisation. Um Fremdheit zumindest formal zum Thema im Verein zu machen, sind Zielsetzungen zu konkretisieren und ist Vielfalt formal zum Vereinszweck zu erheben. Wird die Aufnahme des Vielfaltgedankens und eines wechselseitigen Integrationsbegriffes in die Vereinssatzungen akzeptiert und per Mehrheitsentscheidung bestätigt, so besteht zumindest Gewissheit darüber, dass sich der Verein dem Thema nicht grundsätzlich verschließt. Erst wenn also Vielfalt in die Formalstruktur des Vereins integriert und zum Kernzweck erhoben wird, besteht die Möglichkeit, dass sich der Verein an diesen Zielsetzungen misst. Um solche personalen Ressourcen zu aktivieren, sind Vorstände und Funktionsrolleninhaber, aber auch Sportverbände gut beraten, den Kontakt mit in dieser Hinsicht engagierten Personen zu suchen und ihnen entsprechende Unterstützungsleistungen zukommen zu lassen. Denn die Bedingungen der

Möglichkeit für eine Sensibilisierung von Vereinsmitgliedern und für organisationale Veränderungsprozesse sind eng mit dem Engagement interner Multiplikatoren verknüpft. Dies gilt besonders für Sportvereine, in denen Vertrauen stark an Personen mit Vereinsgeschichte gebunden ist und „Veränderungskommunikation“ (Thiel & Meier, 2004, S. 120) nur in dem Maße wahrscheinlich ist, dass sie den Mitgliederinteressen entspricht. Prozesse der Anerkennung, Integration und Verständigung sind auf diese Form der Selbstverpflichtung angewiesen. Interkulturelle Öffnung stellt sich vor diesem Hintergrund dar als „bewusst gestalteter Prozess, der (selbst-)reflexive Lern- und Veränderungsprozesse von und zwischen unterschiedlichen Menschen, Lebensweisen und Organisationsformen ermöglicht, wodurch Zugangsbarrieren und Abgrenzungsmechanismen in den zu öffnenden Organisationen abgebaut werden und Anerkennung ermöglicht wird“ (Schröer, 2009, S. 206).

Um Fremdheit über die formelle Ebene der Zweckprogramme hinaus zu verankern, sind ferner spezifische, aufgabenbezogene Funktionsrollen zu installieren bzw. bestehende Funktionsrollen in ihrer Ausrichtung zu konkretisieren. In zahlreichen Sportvereinen gibt es bereits solche Ämter (z.B. Integrations- oder Gleichstellungsbeauftragte). Die Einrichtung und Besetzung ebenso wie die inhaltliche Konkretisierung dieser Funktionsrollen ist eine wesentliche Strukturbedingung für die Etablierung von Strategien des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit in Sportvereinen. So könnte eine Aufgabe darin bestehen, Gründe dafür herauszufinden, warum bestimmte Gruppen wenig im jeweiligen Sportverein vertreten sind. Insbesondere die Ausstattung dieser Rollen mit konkreten Aufgaben, Zuständigkeiten und Verantwortungsbereichen reduziert das Risiko, dass Funktionsstellen lediglich zur Imagewerbung eingerichtet werden d.h. lediglich auf Außenwirkung ausgelegt sind – ohne allerdings mit Rechenschaftspflicht versehen zu sein. In diesem Zusammenhang ist darauf zu verweisen, wie wichtig es für eine sich der Idee von Vielfalt verpflichteten Organisation ist, „von Zeit zu Zeit die Erreichung der selbst gesteckten Ziele zu überprüfen und nach Gründen für unbefriedigende Ergebnisse ... zu fragen“ (Auernheimer, 2007, S. 165). Gleichzeitig ist zu berücksichtigen, dass ein Controlling, wie es in betriebswirtschaftlich organisierten Organisationen üblich ist, in Freiwilligenorganisationen wie den Sportvereinen kaum zu erwarten ist.

Ebenfalls formal-strukturell verankerbar sind Maßnahmen und Vorgaben, die konkret die Einbindung von Menschen mit Migrationshintergrund in Sportorganisationen fördern. Partizipation erscheint nämlich unter der Prämisse wahrscheinlich, dass

Menschen mit Migrationshintergrund aktiv am Vereinsleben teilnehmen und an Entscheidungsvorgängen beteiligt sind. Eine solche Einbindung ist in doppelter Weise relevant: Zum einen kann diese Einbindung zur Rekrutierung neuer Mitglieder beitragen, zum anderen kann davon eine Symbolwirkung für Personen und Gruppen ausgehen, für die bislang der Sportverein keine Freizeitoption dargestellt hat. In dem Maße, in dem beispielsweise Menschen mit Migrationshintergrund in (höhere) Funktionsrollen von Sportvereinen vorstoßen und an Entscheidungsprozessen beteiligt sind, kann sich Fremdheit als integraler Bestandteil der Organisation etablieren.

Die „Sensibilisierung und Qualifizierung des Personals und die Gewinnung von Personal unterschiedlicher Hintergründe“ (Schröer, 2009, S. 210) sind auch für Freiwilligenorganisationen wie den Sportverein entscheidende Voraussetzungen für die Initiierung von Prozessen der interkulturellen Öffnung bzw. eines Diversity-Managements.

„Eine solche Rekrutierung systematisch zu betreiben, setzt voraus, die Bereitschaft dieser Personengruppe, sich ehrenamtlich in deutschen Vereinen zu engagieren, zu erforschen, aber auch die organisationalen Praxen bei der Rekrutierung des ehrenamtlichen Personals zu untersuchen“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 49).

Die Frage, die sich Sportvereine zukünftig verstärkt stellen sollten, beschränkt sich folglich nicht nur darauf, wie sie es schaffen können, mehr Menschen mit Migrationshintergrund (insbesondere Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund) an die Organisationsform Sportverein zu binden. Ebenso wichtig ist die Frage, wie Anreize und Bedingungen dafür geschaffen werden können, dass diese eine erfolgreiche Vereinskarriere (z.B. als Abteilungsleiter oder Präsident) starten. Aus der Migrationsforschung ist bekannt, wie wertvoll diese „Brückenmenschen“ (Foroutan & Schäfer, 2009, S. 18) in ihrer Funktion als Mediatoren, Multiplikatoren und Identifikationsfiguren im Rahmen von Verständigungsprozessen sind. Gerade „Träger hybrider Identitäten“ (Foroutan & Schäfer, 2009, S. 18) bergen für Sportvereine unschätzbare Potentiale, indem sie neue Identifikationsmöglichkeiten schaffen sowie neue Einblicke und Perspektiven einbringen können.

Darüber hinaus bergen ‚Brückenmenschen‘ noch eine weitere potentielle Ressource für den Verein, die in der Interkulturellen Pädagogik als eine der wesentlichen beschrieben, jedoch im sportpädagogischen Diskurs nicht berücksichtigt wird. Es handelt sich dabei um den Aspekt der Mehrsprachigkeit. Denn diese „ist nicht nur wichtig für die bessere Berücksichtigung der Bedürfnisse von Migrantinnen und Migranten, generell für die bessere Verständigungsmöglichkeit und damit den Abbau

von Zugangsbarrieren, sondern auch unter dem Aspekt der Anerkennung bedeutsam“ (Auernheimer, 2007, S. 164).⁹⁰ Die Rekrutierung von ‚Brückenmenschen‘ durch Sportvereine und Sportverbände stellt daher eine der grundlegenden Möglichkeitsbedingungen für die Entstehung nachhaltiger Strategien des Umgangs mit Fremdheit in Sportvereinen dar.

Da insbesondere Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund sowohl in traditionellen ‚deutschen‘ Sportvereinen als auch in Migrantensportvereinen häufig (stark) unterrepräsentiert sind, ist dieser Zielgruppe weiterhin hohe Aufmerksamkeit zu widmen – besonders vor dem Hintergrund der Beobachtung, dass viele der Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund gerne öfter Sport treiben würden (vgl. Boos-Nünning & Karakaşoğlu, 2006, S. 9). Ausgehend davon, dass Mädchen mit Migrationshintergrund vor allem unter der Voraussetzung Sport treiben, dass „sie sich an öffentlichen Orten aufhalten können und wenn ihnen ethnisch gemischte Gruppen offen stehen oder zugänglich sind“ (Boos-Nünning & Karakaşoğlu, 2006, S. 28), dann ist es am Sportverein, Angebote zu machen, die diesen Bedürfnissen Rechnung tragen und eben dadurch ein Beitrag dafür geleistet wird, dass Sport – insbesondere Vereinssport – nicht als traditionalistische, sondern als moderne Freizeitbeschäftigung wahrgenommen werden kann. Imagekampagnen für den Vereinssport reichen dafür offensichtlich nicht aus. Wie wichtig es für Vereine in diesem Zusammenhang ist, sich auf diese Zielgruppe einzulassen, unterstreicht das folgende Zitat:

„Wenn sich aber eine Schülerin bei der Forderung nach Geschlechtertrennung im Sport auf den Islam beruft, so kann es nicht die Aufgabe von Schule und Sportverein sein, die Beweggründe ihres Verhaltens mit Hilfe eigener Koraninterpretationen infrage zu stellen“ (Boos-Nünning & Karakaşoğlu, 2003, S. 332).

Bei der Bestimmung der formellen Steuerungsmöglichkeiten wird deutlich, dass ihre Reichweite begrenzt ist. Denn die Bereitschaft zum konstruktiven Umgang mit Fremdheit stellt sich nicht notwendigerweise dadurch ein, dass man entsprechende Funktionsrollen schafft oder die Satzung konkretisiert. Trotzdem gestalten solche Steuerungsmaßnahmen den Möglichkeitsraum. In diesem Sinne können beispielsweise Gleichstellungsprogramme dabei helfen, das Thema zumindest im organisationalen Bewusstsein zu verankern. Diese „können im Extremfall – um die typischen Veränderungsbarrieren zu umgehen – bis zur Quotenregelung bei der

⁹⁰ Obwohl diese Erkenntnis keinesfalls neu ist, wird sie in der sportwissenschaftlichen Diskussion um Sportvereine und Integration weitgehend ausgeblendet.

Besetzung der Vorstandsämter gehen“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 49).⁹¹ Regelungen wie diese wären zumindest diskussionswürdig – auch wenn man sich der Gefahr bewusst sein muss, eventuell dadurch Konfliktpotentiale zu produzieren, dass externe Zwecke den Mitgliederinteressen überordnet werden.

Ein weiterer, bislang noch weitgehend vernachlässigter Ansatzpunkt von Sportvereinen stellt die Akquirierung von Unterstützungsleistungen sowie die Erschließung von (lokalen) Netzwerken, Ansprechpartnern und Kooperationen dar. Dazu gehört vor allem die Kooperation mit Schulen, Sportverbänden, Einrichtungen der lokalen Jugendhilfe oder anderen Bildungsträgern. Insbesondere pädagogisch orientierte Programme des inszenierten Sports verfügen über großes Erfahrungswissen, das bislang mangels entsprechender Kooperationsstrukturen noch kaum von Sportvereinen genutzt wird. Sportvereine, die sich einem konstruktiven Umgang mit Vielfalt verpflichtet sehen, sind dazu aufgefordert, „mit den Verantwortlichen für diese Programme in Austausch zu treten und gemeinsame Aktionspläne zur Übersetzung der Integrationskonzepte in die Vereins- und Schulpraxis zu entwerfen“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 49).

Informelle Ansatzmöglichkeiten

Neben der Gestaltung von formellen Strukturen ist die Gestaltung der Organisationskultur eines Sportvereins der entscheidende Faktor für die Etablierung einer Praxis des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit. Da formale Zielsetzungen und Organisationskultur nicht notwendigerweise auf einer Linie liegen und da formale Regelungen wirkungslos bleiben, wenn informelle Barrieren und Widerstände bestehen, ist nach Möglichkeitsbedingungen des Umgangs mit Fremdheit in der Kultur von Sportvereinen zu fragen. Die Vereinskultur definiert den Gestaltungsspielraum.

„Mit der Vereinskultur werden gleichsam Barrieren errichtet, welche die auf Entscheidungsprozessen basierenden Gestaltungsmöglichkeiten eines Vereins erheblich einschränken, und damit Entscheidungsspielräume festlegen, innerhalb derer überhaupt Entscheidungen getroffen werden können. Nur im Rahmen dieser Entscheidungsspielräume eröffnen sich folglich Gestaltungs- und Veränderungspotenziale für den Verein“ (Meier & Thiel, 2006, S. 183).

⁹¹ Anleihen könnten sich solche Quotenregelungen an Praxen, wie sie auf Verbandsebene seit langem zur Anwendung kommen. So finden sich im organisierten Wettkampfbetrieb Regelungen, wonach Sportvereine entsprechend ihrer Mitgliederzahl dazu verpflichtet sind, in angemessener Weise Kampf- oder Schiedsrichter zu stellen. Wird dieser Verpflichtung nicht nachgekommen, sind monetäre Ausgleichsleistungen zu entrichten.

Dieses Charakteristikum von Sportvereinen steht in krassem Gegensatz zu der Forderung der interkulturellen Pädagogik, sich „aus sozialen Denkwängen [zu] befreien, die aus Vergangenheit, Tradition und sozialer Gruppenzugehörigkeit gespeist werden“ (Liegle, 2007, S. 62). Dieser Forderung ist im Sportverein lediglich in dem Maße nachzukommen, als es ihm gelingt, Traditionen und organisationale Selbstverständlichkeiten zu reflektieren. Da Sportvereine Sinn typischerweise auf der Grundlage von Vergangenheit und Tradition generieren, sind solche reflexiven Lernprozesse allerdings nur bedingt zu erwarten. Wahrscheinlicher sind vor diesem Hintergrund Prozesse des „Abwehr-Lernens“. In dem Maße, in dem durch Fremde organisationale Abwehrprozesse in Gang gesetzt werden, sinkt die Wahrscheinlichkeit für eine konstruktive Verankerung von Fremdheit in der Organisationskultur rapide. Ein konservativer Sportverein, der lediglich auf der Basis von Assimilationslogiken ‚integriert‘ und Fremdheit nur dann nicht als Problem klassifiziert, wenn sie eingeebnet wird, ist aller Voraussicht nach nicht in der Lage, Fremdheit konstruktiv zu verankern. Denn in „der Logik der auf die Erhaltung von Traditionen angelegten Sportvereine ist der nahe liegende Umgang mit kultureller Vielfalt vor diesem Hintergrund die Forderung nach Assimilation“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 206).

In diesem Fall können lediglich organisationale Reflexions- und Veränderungsprozesse in der Denkweise der Organisation dazu führen, dass Vielfalt als wertvoll bewertet wird und überhaupt über Möglichkeiten des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit nachgedacht wird. Von grundlegender Relevanz ist somit die Frage, ob bzw. inwieweit die Vereinskultur anschlussfähig an einen positiven Vielfaltgedanken ist. Der Einflussrahmen von pädagogischen Konzepten in Sportvereinen konkretisiert sich vor dem Hintergrund der Frage, in welchem Maße ein Sportverein Abweichungen vom Bewährten zulässt. Nur in dem Maße, in dem sich Sportvereine einem Leitbild verpflichten, das Vielfalt zulässt und positiv bewertet, sind Prozesse des konstruktiven Umgangs strukturell angelegt (vgl. Seiberth & Thiel, 2007, S. 207).⁹²

Grundvoraussetzung für konstruktive organisationale Lernprozesse und erster Schritt zur Verankerung von Fremdheit im Gedächtnis der Organisation ist also die Förderung der Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit dem Thema. Da diese Prozesse nur sehr begrenzt von außen steuerbar sind, braucht es Diskurse, die auf

⁹² „Das Leitbild einer lernenden Organisation besteht ... darin, diskriminierungsfreie Verfahren in Personalauswahl und -bewertung umzusetzen, Unterschiedlichkeit zuzulassen, positiv zu bewerten und einen produktiven Umgang mit Konflikten zu begünstigen, die mit der Vielfalt von Werten, Erfahrungen und Handlungen immer auch verbunden sind“ (Vinz, 2008, S. 38).

breiter Basis geführt werden und aus welchen sich Strategien des Umgangs entwickeln können. In Anbetracht dessen stellen etwa ‚Wertekongresse‘ vielversprechende Gelegenheiten zur Verfügung, um entsprechende Diskurse zu initiieren und sich der Frage zu stellen, inwieweit die Idee überhaupt auf Zustimmung stößt. Die Chance, die darin verborgen liegt besteht darin, „die Vereinskultur sichtbar zu machen und das Überschreiten von Grenzen, Innovation also, zu enttabuisieren“ (Meier & Thiel, 2006, S. 188).

Initiiert werden solche Prozesse in der Regel von Personen, die sich dem Thema verpflichtet fühlen. Es sind Fürsprecher mit Gewicht vonnöten, die in der Lage sind, andere Mitglieder zu mobilisieren, die Einfluss auf organisationale Entscheidungsprozesse besitzen, und die außerdem über entsprechendes Wissen sowie relevante Sozial- und Steuerungskompetenzen verfügen. Weiß ein Abteilungsleiter, dass vielen als ‚interkulturell‘ gekennzeichneten Konflikten verbale Provokationen und Beleidigungen vorausgehen oder dass Konflikte zwischen traditionellen und Migrantensportvereinen nicht selten auf Ressourcenkonflikte zurückzuführen sind, so kann in anderer Weise darauf reagiert werden, als wenn lediglich deterministische Vorstellungen von ‚Herkunftskultur‘ zur Verfügung stehen. An dieser Stelle wird erneut die Bedeutung offenbar, die dem Wissenstransfer in organisationale Zusammenhänge zukommt. Das Infragestellen etablierter Wissensbestände ist lediglich auf der Grundlage alternativer Wissensbestände möglich. Dass ein solcher Wissenstransfer wohl eher selten stattfindet, kann damit zu tun haben, dass für Sportvereine kaum adäquate Angebote zum Erwerb von Wissen und Kompetenzen im Umgang mit Fremdheit bestehen. Auf die geringe Relevanz, die diesen Kompetenzen in der verbandlichen Trainer- und Übungsleiterausbildung beigemessen wird, wurde bislang nur partiell mit zusätzlichen Angeboten reagiert.⁹³

Grundsätzlich ist der Blick zukünftig auf Beispiele gelungenen Umgangs mit Fremdheit in Sportorganisationen zu richten. Es muss verstärkt darum gehen, solche Strategien und Mechanismen des Umgangs nachzuvollziehen, die sich in der Praxis bewährt haben – womöglich ohne dass sie den Weg in den sportwissenschaftlichen Diskurs gefunden haben.

Vor diesem Hintergrund wären Identitätskonstruktionen, Rekrutierungspraxen oder organisationale Selbstverständnisse von Modellvereinen ebenso zu untersuchen wie die Rolle von Netzwerken und Kooperationen. Zu fragen wäre beispielsweise, was

⁹³ Stellvertretend für differenzierte Konzepte in diesem Bereich vgl. Ribler & Pulter (2006, 2010).

konkret ‚integrierte‘ Menschen mit Migrationshintergrund in traditionellen Sportvereinen kennzeichnet und „in welchem Maße sie die Organisationskulturen der entsprechenden Vereine als passend zu ihren kulturellen Selbstverortungen empfinden“ (Seiberth & Thiel, 2007, S. 207). Eine weitere drängende Frage wäre die nach den Gründen, warum es einigen Sportvereinen gelingt, Menschen mit Migrationshintergrund für höhere Funktionsrollen zu gewinnen. Gleichzeitig wären Bedingungen zu identifizieren, unter welchen sich Menschen mit Migrationshintergrund vollständig zugehörig fühlen.

Dennoch darf nicht versäumt werden, bestehende Angebote und gängige organisationale Praktiken kritisch dahingehend zu untersuchen, inwieweit sie tatsächlich konstruktive Prozesse begünstigen oder aber Grenzlinien reproduzieren. Denn nicht jeder Verein ist anschlussfähig an die Visionen einer Interkulturellen oder Diversity-Pädagogik. So unbefriedigend dies aus pädagogischer Sicht auch sein mag, bleiben Vereine doch ihren Mitgliederinteressen verpflichtet und diese können, müssen jedoch nicht in Einklang zu bringen sein mit der Idee von Vielfalt und Integration. Die Tatsache, dass nicht einmal jeder zehnte Sportverein „spezifische Maßnahmen oder Initiativen zur Integration von Migranten“ (Breuer & Wicker, 2008, S. 35) ergriffen hat, kann als Hinweis darauf gewertet werden.

In diesem Zusammenhang sind außerdem Zweifel daran angebracht, ob die öffentlichen Darstellungen der Sportverbände zum Thema Sport und Integration prinzipiell Anlässe bieten, um konstruktive Prozesse des Umgangs mit Fremden auf Vereinsebene in Gang zu setzen. Kritik an ihnen wird vor allem deshalb geübt, weil die „Integrationsvorstellungen der Spitzenverbände, gerade aufgrund des Fehlens von schlüssigen Aussagen zum Integrationsmodus, kaum handlungsrelevante Vorgaben für die Ebene des Vereinssports“ (Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 148) bereit halten. Grundlegend bezweifelt werden darf in diesem Zusammenhang, ob die top-down gesteuerten Integrationskampagnen der Sportverbände in dieser Hinsicht mehr bewirken als einen Imageeffekt. Eine Transferwirkung dieser Vorstellungen auf die Organisationsstruktur von Sportvereinen ist aufgrund von deren Unspezifik und Tendenz zur Idealisierung kaum zu erwarten (vgl. Göttlich, 2008).

5.3 Ansatzpunkte für einen produktiven Umgang mit Fremdheit im Sport

Die vorausgegangenen Darstellungen haben deutlich gemacht, dass in Abhängigkeit vom jeweiligen Bezugspunkt von Fremdheitsphänomenen spezifische Herangehensweisen zu wählen sind, um einen konstruktiven Umgang mit Fremdheit im Sport zu fördern. Eine der wesentlichen Erkenntnisse der Analysen besteht darin, dass Sporträume nicht beliebig pädagogisch gestaltbar und steuerbar sind. Zudem bleibt zu akzeptieren, dass es Sporträume gibt, die sich der pädagogischen Einflussnahme entziehen. Dort, wo es erklärtes Ziel ist, Vielfalt im Sport zu fördern und sich mit Fremdheit konstruktiv auseinanderzusetzen, sind adäquate Herangehensweisen, Arrangements und Zugänge zu wählen. Zusammenfassend lassen sich folgende Aufträge formulieren:

Sensibilisierung und Werben für Bereitschaft

Grundsätzlich ist nicht davon auszugehen, dass Anerkennung und Respekt Prinzipien repräsentieren, die sich beim Vollzug sportlicher Betätigung notwendigerweise einstellen. Vielmehr lassen sich auch im Sport Mechanismen der Schließung und Praktiken der Diskriminierung beobachten, die Ausgrenzungs- oder Fremdheitserfahrungen zur Folge haben können. Wenn es nun aber zutrifft, dass sich die Bereitschaft zur konstruktiven Auseinandersetzung mit Vielfalt nicht notwendigerweise aus der Aufforderungsstruktur des Sports ergibt, sondern der kontinuierlichen Förderung bedarf, dann ist die Sensibilisierung für Fremdheit, Unterschiedlichkeit und Vielfalt eine der Zukunftsaufgaben für den Sport. Eine konstruktive Thematisierung und Reflexion von Vielfalt im Rahmen von Bewegungssituationen und Sporträumen setzt Bereitschaft zum Diskurs und Dialog voraus. Umgekehrt gilt: In dem Maße, in dem Fremdheit negativ bewertet wird, sind pädagogische Einflüsse in ihrer Wirkung limitiert. Ein konstruktiver Umgang mit Fremdheit im Sport setzt die Erkenntnis voraus, dass Vielfalt etwas Förderndes und Fremdheit nichts anderes als eine selektive Konstruktion von Wirklichkeit ist, die es immer wieder zu reflektieren gilt. Schulen und Vereine, Bildungsministerien und Sportverbände sind dazu angehalten, Möglichkeiten zu schaffen, unter denen sich diese Bereitschaft entwickeln kann. Die idealisierenden Darstellungen des Sport, wie sie die verbandlichen Integrationskampagnen prägen, stärken in dieser Hinsicht wohl eher den Glauben an universelle Wirkungslogiken, als dass sie tatsächlich für die

Bedeutungshaftigkeit des Themas sensibilisieren und die Bereitschaft zum Austausch fördern.

Qualifizierung und Befähigung zum Umgang mit Fremdheit

Neben der Sensibilisierung für das Thema ist die Qualifizierung von Personen (Lehrern, Übungsleitern, Trainern, Vereins- und Verbandsfunktionären) entscheidend für die Qualität von Angeboten sowie für die Verankerung von Fremdheit in Sportorganisationen. Insbesondere für Personen, die für das Thema sensibilisiert sind, denen es aber noch an Wissen, Kompetenzen oder Vermittlungsmodellen mangelt, sind solche Qualifizierungsangebote unerlässlich. Denn aus dem Wissen um die Bedeutung von Vielfalt folgt nicht die Kompetenz, Menschen im bzw. über Sport mit Fähigkeiten zu versorgen, die sie handlungsfähig in der Weltgesellschaft machen. Entsprechende Qualifizierungsangebote sollten generell Anlässe enthalten, in denen „die eigene kulturelle Befangenheit und Voreingenommenheit prinzipiell zum Reflexionsgegenstand“ (Auernheimer, 2007, S. 48) erhoben wird. Die systematische Einbindung von Experten aus Schule, inszeniertem Sport, Vereinssport, Jugendhilfe und der Sportwissenschaft bei der Strategieentwicklung, Konzeption und Durchführung von Angeboten ist dabei ein weiteres wesentliches Qualitätskriterium. In Anbetracht einer zunehmenden Verankerung von interkulturellen Lernprozessen in den Lehr- und Bildungsplänen und einer zugleich in dieser Hinsicht defizitären Ausbildungssituation in Lehramtsstudiengängen (vgl. Auernheimer, 2007, S. 48) sind Lehrerinnen und Lehrer potentielle Adressaten für Qualifizierungs- und Fortbildungsangebote dieser Art. Eine intensive „curriculare Thematisierung von Diversität hinsichtlich ihrer inhaltlichen und methodischen Aspekte“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 219) steht derzeit noch aus. Die Forderung, Inhalte der Interkulturellen Pädagogik und der Diversity-Perspektive prominent in den Ausbildungsplänen der Hochschulen zu verankern (vgl. Aschenbrenner-Wellmann, 2009, S. 220), ist somit eine wesentliche. Dies gilt in besonderer Weise für das Fach Sport und die sportwissenschaftlichen Ausbildungsgänge.

Konkretisierung von Zielkoordinaten und Erfolgskriterien

Selbst unter der Voraussetzung, dass auf sensibilisiertes und qualifiziertes Personal zurückgegriffen werden kann, können Prozesse ins Stocken geraten. Dies ist wohl häufig dann der Fall, wenn Konzepte dominieren, die vage formuliert sind und unspezifisch in ihren Zielsetzungen bleiben. Übersehen wird dabei häufig, dass es der

Konkretisierung von Zielen bedarf, um erwünschte Prozesse oder Praktiken in Gang zu setzen. Während es auf einer abstrakt-theoretischen Ebene sinnvoll sein kann, die „Situierung des Eigenen/Vertrauten in der Vielfalt des Anderen/Fremden“ (Liegle, 2007, S. 66f.) zum Ziel zu machen, bedarf es auf der Ebene von Angeboten oder Zweckprogrammen konkreter, praktikabler Zielkoordinaten, die für Transparenz und Umsetzbarkeit sorgen. Um eine „Kultur des genauen Hinsehens“ (Schiffauer, 2008, S. 15) in Sporträumen zu fördern, braucht es greifbare Vorstellungen davon, was denn eine solche Kultur eigentlich ausmacht. Sofern sich Angebote oder Organisationen nicht dem Vorwurf der Beliebigkeit aussetzen oder nicht Gefahr laufen wollen, stereotype Differenzordnungen zu reproduzieren, ist die klare und verständliche Formulierung von Zielen unerlässlich. Die Dekonstruktion kulturalistischer Vorstellungen können im Zuge solcher Konkretisierungen ebenso zum Ziel gemacht werden wie die Reflexion körperbezogener Differenzordnungen oder die Darstellung der Vielfalt jugendkultureller Bewegungspraktiken. Vor diesem Hintergrund sind Vereinssatzungen, Leitbilder, Konzepte oder Programme grundsätzlich dahingehend zu prüfen, ob bzw. inwieweit die darin enthaltenen Zielsetzungen erwünschte Lernprozesse und Vorgehensweisen in ausreichendem Maße konkretisieren. Deutlich wird ferner, wie wichtig spezifische Erfolgs- und Evaluationskriterien sind, an denen sich die Qualität von Lehr- und Lernprozessen, Konzepten und Programmen festmachen lässt. Eine fehlende Anbindung an dominante sozialwissenschaftliche Diskurse (z.B. den Diversity-Diskurs), ebenso wie der Mangel an grundlegenden theoretischen Analysen und Best-Practise-Modellen können unspezifische Zielbeschreibungen begünstigen. Auf der Ebene theoretischer Auseinandersetzungen mögen abstrakte Erkenntnisse neue Perspektiven eröffnen. Auf der praktischen und konzeptionellen Ebene gilt jedoch: Je abstrakter Zielbestimmungen oder Zweckprogramme und je unpräziser Qualitäts- und Evaluationskriterien formuliert sind, desto unkonkreter bleibt der Auftrag.

Einbindung von ‚Brückenmenschen‘

Zu einem wesentlichen Teil wird der Erfolg von Maßnahmen davon abhängen, wie stark es Sportvereinen, -verbänden, Schulen oder anderen Bildungsträgern gelingt, Fremde in Strukturen, Planungs- und Zielfindungsprozesse einzubinden. Am Beispiel der Schule wird dieser Aspekt besonders deutlich: Denn eine „pädagogische Programmatik, die auf die Nicht-Hierarchisierung und Anerkennung von Differenzen sowie auf die Auseinandersetzung mit der Problematik gesellschaftlicher Normalitäts-

und Homogenitätsvorstellungen zielt, gerät dann in eine ersichtlich paradoxe Situation, wenn Vielfalt und Heterogenität auf der Ebene der Zusammensetzung der Schüler- und Lehrerschaft keine Entsprechung hat“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 219). Interkulturelles ebenso wie Diversity-Lernen basiert auf kooperativen, diskursiven Prozessen des Austauschs und der Anerkennung. Folglich braucht es Gelegenheiten, in denen nicht *über* Fremde, sondern vielmehr mit ihnen gesprochen wird. Vielfalt ist folglich nicht nur ideell zu verankern. Es braucht außerdem Personen, die für diese Idee und den Anspruch stehen. Darum gehört mit Blick auf Sportvereine und -verbände die Einbindung von „Fremden“ zu den zentralen Querschnittsaufgaben. Sportvereine profitieren in mehrerlei Hinsicht von dieser Einbindung: Zum einen können solche Praxen zu einem Imagegewinn und einer gesteigerten Außenwahrnehmung von Sportorganisationen führen. Zudem kann davon Signalwirkung ausgehen, die auch solche Gruppen zum Sport im Verein bewegt, die zuvor den Sportverein nicht als Freizeitoption in Betracht gezogen haben. Darüber hinaus besitzt die Einbindung von ‚Brückenmenschen‘ erheblichen Einfluss auf die Angebotsqualität, da somit die Chance besteht, auf mehrsprachige Personen zurückzugreifen. Von ihnen kann angenommen werden, dass sie am ehesten über persönliche Ausgrenzungserfahrungen verfügen, für das Thema sensibilisiert und eventuell mit dem Umgang mit gesellschaftlichen Etikettierungsprozessen vertraut sind. Insbesondere im organisierten Fußballsport, in dem die Beteiligung von Jungen mit Migrationshintergrund sehr hoch ist, ist nach Möglichkeiten und Anreizen zu suchen, um den Anteil dieser potentiellen Multiplikatoren an ‚höheren‘ Funktionsrollen anzuheben. Gleichzeitig sollten im organisierten Sport generell weitere Anstrengungen übernommen werden, um weibliche ‚Brückenmenschen‘ zu gewinnen, die für Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund Identifikationspotential besitzen.

Abschließend lässt sich festhalten: Der Mythos vom gemeinschaftsfördernden, verbindenden Sport, der aus sich selbst heraus Verständigung schafft, erschwert auch heute noch häufig eine konstruktive Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Fremdheit. Neben diesen ideologischen Barrieren sind es vor allem auch die geringen materiellen und personellen Ausstattungen von Schulen und Vereinen, die den Gestaltungsraum Sport empfindlich einschränken (vgl. Soeffner & Zifonun, 2008a, S. 159). Soll Sport einen Beitrag zum Umgang mit Vielfalt leisten, so sind auch Schulen, Vereine, Verbände und Hochschulen verstärkt dazu angehalten,

Veränderungsprozesse anzuschieben und etablierte Wissensbestände auf ihre Aktualität hin zu hinterfragen.

„Es bleibt zu hoffen, dass sich der Sport – als Teil eines neuen Europas – noch stärker denn je mit den Herausforderungen kultureller Vielfalt auseinandersetzt und nach produktiven Möglichkeiten des Umgangs sucht. Dann wäre es vielleicht auch möglich, dass die soziale Offenheit des Sports nicht nur in Reden von Sportfunktionären, sondern eben auch im Sport als soziale Praxis vermehrt sichtbar wird“ (Thiel & Seiberth, 2007, S. 50).

Insbesondere die Sportpädagogik ist dazu aufgefordert, differenzierte Konzepte zur Verfügung zu stellen, welche die Anziehungskraft und die spezifischen Interaktionsräume des Sports als Potential nutzen, ohne dabei zu verkennen, dass es der Qualifikation bedarf, um solche „Kommunikations- und Kooperationszusammenhänge zu ermöglichen, in denen die Irrelevanz etablierter Gruppenunterscheidungen erfahren werden kann“ (Hormel & Scherr, 2005, S. 212). Sollen Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit und Vielfalt im Sport nicht abgekoppelt von den aktuellen sozialwissenschaftlichen Diskursen erörtert werden, so ist die intensive Anbindung an die (internationale) Migrations-, Integrations- und Ungleichheitsforschung geboten.

6 Schluss und Ausblick

Ziel dieser Arbeit war es, Fremdheitsphänomene im Sport theoretisch zu kennzeichnen, Erklärungen für deren Entstehung zu liefern und Möglichkeiten des Umgangs mit Fremdheit im Sport zu diskutieren. Ansatzpunkt war die Beobachtung, dass trotz einer vergleichsweise langen Zuwanderungsgeschichte und trotz der Herausforderungen, die sich dadurch für das Sportsystem in der Bundesrepublik ergeben haben, kaum Analysen von Fremdheitsphänomenen im Sport vorliegen. Eine Theorie der Fremdheit im Sport ist die Sportforschung bis heute schuldig geblieben. Dies rührt wohl zu einem beträchtlichen Teil daher, dass der Sport in den öffentlichen Darstellungen häufig zur universellen Integrationsinstanz erhoben und Fremdheit als Phänomen klassifiziert wird, welches im Sport nicht zu erwarten ist.

Im Mittelpunkt der Arbeit stand die Frage, wie es sich erklären lässt, dass in einem Bereich, der sich auf ideeller Ebene Werten wie Gleichheit, Verständigung, Internationalität und Fairness verschrieben hat, Phänomene der Fremdheit in Erscheinung treten können. Der Anspruch der Arbeit bestand zum einen darin, darzulegen, wodurch sich Fremdheit im Sport konkret auszeichnet, welche typischen Erscheinungsformen sich identifizieren lassen und welche Mechanismen der Generierung von Fremdheit zugrunde liegen. Gleichzeitig ging es darum, bestehende Erklärungsmodelle auf deren Aktualität und Reichweite hin zu prüfen und pädagogische Konsequenzen abzuleiten.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wurde ein komplexer theoretischer Zugang gewählt, der es ermöglicht, Erkenntnisse aus unterschiedlichen soziologischen Denktraditionen zu integrieren. Den erkenntnistheoretischen Rahmen bildete ein sozial-konstruktivistischer Zugang, der Fremdheit nicht als objektive Tatsache, sondern als selektive Konstruktion von Wirklichkeit betrachtet. Ausgehend von der Erkenntnis, dass das Wissen um grundlegende Merkmale des Fremden die Voraussetzung für eine konsistente Analyse von Fremdheitsphänomenen in konkreten Sozialzusammenhängen wie dem Sport darstellt, wurde zunächst Fremdheit als allgemeines Phänomen bestimmt. Der Mangel an systematischen Analysen in der Sportwissenschaft und die Beobachtung, dass der sportwissenschaftliche Diskurs

kaum an sozialwissenschaftliche Arbeiten zum Thema Fremdheit anknüpft, gaben Anlass zu diesem Vorgehen.

Im Zuge dieser Analysen zeigte sich Fremdheit als alltägliches und allgegenwärtiges, zugleich jedoch als uneindeutiges, schwer greifbares Phänomen. Daher wurden zunächst aus Arbeiten des soziologischen Fremdheitsdiskurses allgemeine, konstitutive Merkmale von Fremdheit herausgearbeitet. Die Analyse klassischer Arbeiten von Simmel, Schütz sowie Elias & Scotson (1965) lieferte dabei verschiedene soziologische und zeitgeschichtliche Blickwinkel auf den Gegenstand. Während Simmel (1908) vor allem die ambivalente Position des Fremden im sozialen Raum hervorhebt und Schütz (1944) Fremdheit als Verstehensproblem kennzeichnet, machen Elias & Scotson (1965) Fremdheit als Produkt aus asymmetrischen Machtkonstellationen und Statusdifferenzen kenntlich. Ergänzt wurde diese Analyse durch Erkenntnisse aus dem zeitgenössischen soziologischen Fremdheitsdiskurs. Ausgehend davon wurde Fremdheit als relatives, selektives und variables Artefakt gekennzeichnet. Fremdheit zeichnet sich folglich vor allem dadurch aus, dass sie grundsätzlich abhängig ist von der Perspektive des Beobachters. Der Vorgang der Etikettierung, der charakteristisch für Konstruktionen des Fremden ist, erweist sich als in hohem Maße selektiv. Die Merkmale, welche für Festlegung von Fremdheit herangezogen werden, sind variabel.

Um die Voraussetzung für eine systematische Analyse von Fremdheitsphänomenen im Sport zu schaffen, wurde ein Analysemodell erarbeitet, welches Fremdheit als Beziehungserfahrung, Ordnungstifter und Symbolträger kennzeichnet. Das Modell macht deutlich, dass Fremdheit primär ein Beziehungsphänomen ist. Fremdheit setzt also grundsätzlich eine Beziehung zum Anderen voraus. Als Erfahrungsphänomen stellt sich Fremdheit insofern dar, als es sich dem Individuum im Rahmen von Erfahrungen erschließt. Als Ordnungstifter fungiert Fremdheit in der Weise, dass mit ihrer Feststellung eine kategoriale Unterscheidung eingeführt wird, über die Ordnungen des Eigenen von Ordnungen des Fremden abgegrenzt werden. Für die Wahrnehmung und Bezeichnung des Fremden sind soziale Ordnungskategorien von entscheidender Bedeutung. In der Regel liegen diesen Ordnungen binäre Logiken zugrunde, die beispielsweise dafür sorgen, dass zwischen Menschen mit und Menschen ohne Migrationshintergrund unterschieden wird. Das ‚Wir‘ entsteht dabei in scharfer Abgrenzung zu ‚den Anderen‘. Sichtbar werden diese Ordnungen vor dem Hintergrund von Symbolen. Die Analyse von Fremdheit als Symbolträger verweist auf

die Einsicht, dass Fremdheitskonstrukte in der Regel ihre Verbindlichkeit auf der Grundlage jener Bedeutungen, Bewertungen und Zuschreibungen erlangen, die über Symbole aktiviert werden.

Die Auseinandersetzung mit Fremdheitsphänomenen im Sport zeigte, dass diese drei unterschiedliche Bezugspunkte haben: den Körper, den Lebensstil und die Organisation. Der Körper repräsentiert insofern einen zentralen Bezugspunkt von Fremdheit im Sport, als er im Mittelpunkt sportlicher Interaktionen steht. Im Sport sind es primär körperfixierte Praktiken, über welche die Person in Verhältnis zu Anderen tritt. Die vergleichsweise geringe Relevanz verbaler Kommunikationsprozesse macht den Körper zum zentralen Erfahrungsobjekt und -subjekt sowie zum Handlungs- und Darstellungsmedium. Im Sport setzen somit Differenzerfahrungen vor allem am Körper des Anderen an. Der Körper fungiert dabei als Projektionsfläche für Zuschreibungen, Deutungsmuster und Bewertungen. Besonders für Zuschreibungen, welche die Person auf ihr Erscheinungsbild reduzieren und phänotypische Merkmale zu Indikatoren ‚kultureller‘ Differenz stilisieren, ist die sportliche Praxis in besonderer Weise anfällig. Die Analysen konnten außerdem darlegen, dass der sportwissenschaftliche Diskurs zur Erklärung von Fremdheitsphänomenen primär auf ethnisch-kulturelle Differenzen rekurriert. Die Annahme, dass Körper- und Bewegungspraktiken ethnisch-kulturell codiert sind und Differenzen somit unmittelbar im körperlichen Vollzug erfahren werden, ist charakteristisch für diese Position. Fremdheitserfahrungen sind demzufolge körperliche Erfahrungen ethnisch-kultureller Differenz in einem von Zuwanderung geprägten Sportsystem. Die Annahme, wonach Fremdheit im Sport immer dort zu erwarten ist, wo Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft zusammentreffen, wurde im Rahmen der Arbeit kritisch reflektiert. Eine der wesentlichen Erkenntnisse bestand darin, dass das Beobachtungsschema ‚Kultur‘ und die Kategorie ‚ethnische Herkunft‘ in Anbetracht vielfältiger Pluralisierungsprozesse nur noch in sehr eingeschränkter Weise Erklärungen für Fremdheitsphänomene im Sport liefern. Insbesondere im Hinblick auf jene Personen mit Migrationshintergrund, die bereits in der zweiten und dritten Generation in der Bundesrepublik aufgewachsen sind, enthält die Unterstellung einer fremden Körper- und Bewegungskultur kulturalistische Implikationen. Unterscheidungen wie die zwischen der ‚deutschen‘ und der ‚türkischen‘ Körper- und Bewegungskultur erweisen sich in vielerlei Hinsicht als unterkomplex und neigen zur Naturalisierung von Differenz. Entgegen jenen Argumentationen, die den Körper zum Repräsentanten von

‚Kultur‘ stilisieren, wurde daher die Position vertreten, dass es in erster Linie ‚körperkulturelle Differenzdeutungen‘ sind, die Fremdheitsphänomenen im Sport bestimmen.

Mit der Einführung der Lebensstil-Perspektive änderte sich der Fokus der Betrachtung insofern, als dass nun die selbstgewählte Verortung der Person im Sozialraum Sport in den Mittelpunkt gestellt wurde. Lebensstile verweisen vor diesem Hintergrund zum einen auf neue gesellschaftliche Differenzierungsprozesse und Ordnungen. Zum anderen machen Lebensstile darauf aufmerksam, dass sich Menschen in individualisierten, pluralisierten Gesellschaften zunehmend voneinander unterscheiden wollen und diesem Bedürfnis auch Ausdruck verleihen. Lebensstile sind folglich grundsätzlich relational zu denken. Zum Bezugspunkt für Fremdheit im Sport werden Lebensstile vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass die Ausdifferenzierung von Lebensstilen erheblichen Einfluss auf den Sport genommen hat. Entstanden sind neue Sporträume und -szenen, denen im Vergleich zum organisierten Sportbereich vollkommen neue Sinn- und Relevanzstrukturen zugrunde liegen. Sport stellt sich heute als Raum dar, der sich gerade dadurch auszeichnet, dass Menschen ihren Präferenzen, Werten und Einstellungen expressiv Ausdruck verleihen können. Personen wollen Sport zunehmend in der Weise ausüben, wie er zu ihren Einstellungen und Prioritäten passt. Sie schließen sich somit bewusst aus solchen Zusammenhängen aus, die sich durch Stildivergenzen auszeichnen und die keine Kompatibilitätserfahrungen auf der Ebene von Lebensstil erwarten lassen.

Am Beispiel des Sports lässt sich nachzeichnen, dass Lebensstile nicht bedingungslos aneinander anschließbar sind. Dort wo auf eine gemeinsame Idee zurückgegriffen wird, wirken Lebensstile einheitsstiftend. Gleichzeitig grenzen sich Lebensstile grundsätzlich auch von anderen Lebensstilen ab. Die Vielfalt an Sportpraktiken, -räumen und -verständnissen produziert somit neben Anschlussmöglichkeiten eben zugleich auch konkurrierende Ordnungen. Im Gegensatz zu den Zuschreibungs- und Etikettierungsprozessen auf der Ebene des Körperlichen handelt es sich bei lebensstilbedingten Fremdheitsphänomenen um eine Form der gewollten Fremdheit. Dort, wo Lebensstile nicht zusammen passen, sind Fremdheitserfahrungen die logische Konsequenz.

Die Analysen haben schließlich gezeigt, dass Fremdheitsphänomene in Zusammenhang mit der Organisation Sportverein stehen können. Obwohl

Sportvereine formal für jeden offene Organisationen sind, können sich Personen im Sportverein ausgeschlossen, diskriminiert oder nicht-zugehörig fühlen. Neben der statistischen Unterrepräsentation von spezifischen Gruppen mit Migrationshintergrund in traditionellen Sportvereinen – wie z.B. Mädchen und Frauen – finden sich zahlreiche andere Hinweise darauf, dass Sportvereine auf der Ebene informeller Ordnungen und Mitgliedschaftserwartungen nicht generell offen für Fremde sind. So kann insbesondere die Vereinskultur Anlässe und Barrieren für wechselseitige Austauschprozesse bereithalten. Die Analysen geben Grund zu der Annahme, dass die Werte und kategorialen Unterscheidungen, die der Vereinskultur zugrunde liegen, Einfluss auf die Konstruktion des Fremden haben. Unter der Voraussetzung, dass Vielfalt in der Organisationskultur als Ressource angelegt ist, sind Sportvereine dazu geeignet, Prozesse in Gang zu setzen, in deren Rahmen aus Fremdheit Zugehörigkeit werden kann. In dem Maße, in dem allerdings Fremde als potentielle Störfaktoren organisationaler Ordnungen angesehen werden und sich Vereine als lokale Rückzugsräume positionieren, sind Abwehr- und Schließungsprozesse gegenüber Fremden nicht unwahrscheinlich.

In Anbetracht dessen, dass Vereinskulturen historisch gewachsene Konstruktionen sind, die Stabilität aus dem Rückbezug auf Tradition ziehen, erweist sich die Veränderung dieser Kulturen als schwierig. Grundsätzlich gilt, dass nicht jeder Sportverein anschlussfähig an den Gedanken von Vielfalt ist und nicht alle Sportvereine bereit sind, Fremdheit zum integralen Bestandteil der Organisation zu machen. Ein Dilemma kann sich für Sportvereine insofern ergeben, als sie zum einen den Interessen ihrer Mitglieder Rechnung zu tragen haben und sie zum anderen von Sportverbänden und Sportpolitik mit dem sozialen Auftrag konfrontiert werden, Integrationsarbeit zu leisten. Generell ist davon auszugehen, dass sich Vereinskulturen nicht dadurch nachhaltig verändern lassen, dass von Seiten der Sportverbände Integration als Hoheitsaufgabe des organisierten Sports deklariert wird.

In den pädagogischen Implikationen wurden schließlich Möglichkeiten des konstruktiven Umgangs mit Fremdheit und Vielfalt im Sport diskutiert. Dazu wurden zunächst wesentliche Erkenntnisse der Interkulturellen Pädagogik und des Diversity-Diskurses herausgearbeitet. Unter Berücksichtigung der verschiedenen Bezugspunkte von Fremdheitsphänomenen im Sport wurden mögliche Ansatzpunkte identifiziert.

So bestehen auf der Ebene körperbezogener Fremdheitsphänomene prinzipiell zwei mögliche Zugänge. Ein verbreiteter Zugang thematisiert Fremdheit dadurch, dass körper- und bewegungsbezogene Differenzerfahrungen arrangiert werden. Dekonstruktiven Zugängen liegt dagegen der Anspruch zugrunde, Differenzordnungen kritisch zu reflektieren. Beide Zugänge setzen durchdachte pädagogische Arrangements voraus. Die pädagogischen Steuerungsmöglichkeiten beim Umgang mit lebensstilbedingten Fremdheitsphänomenen erweisen sich dagegen als beschränkt. Da kaum Einflussmöglichkeiten auf individuelle Präferenzen bestehen, stellt sich die Erweiterung von Anschlussmöglichkeiten im Hinblick auf bestehende Angebote als eine Option dar, um Vielfalt im Sport erfahrbar zu machen. Dass solche Öffnungen nur begrenzt Aussicht auf Erfolg bieten, wurde darauf zurückgeführt, dass Angebotsstrukturen nicht beliebig erweiterbar sind. Im Hinblick auf Sportorganisationen stellen sich Ansatzpunkte für einen konstruktiven Umgang mit Fremdheit weitaus konkreter dar. So besteht einerseits die Möglichkeit, Vielfalt formal z.B. über die Vereinssatzung im Verein zu verankern. Gleichzeitig zeigen sich auch auf der Ebene der Vereinskultur Einflussmöglichkeiten.

Die abschließende Darstellung von allgemeinen Ansatzpunkten für einen konstruktiven Umgang mit Fremdheit im Sport hob vor allem die Sensibilisierung für das Thema und die Qualifizierung von Trainern, Übungsleitern und Sportlehrern hervor. Die Einbindung von ‚Brückenmenschen‘ wurde als weitere Voraussetzung für Integrationsprozesse im Sport identifiziert. Auf der konzeptionellen Ebene wurde die Konkretisierung von Zielsetzungen als wesentliche Erfolgsvoraussetzung erkannt. Der Annahme, wonach der konstruktive Umgang mit Fremdheit eine Leistung sei, die dem Sport immanent ist, ohne dass dafür Anstrengungen unternommen werden müssten, wurde somit grundsätzlich widersprochen.

Dennoch haben die Analysen deutlich gemacht, dass der Sport durchaus Raum für Integrationsprozesse bieten kann. Im Sport können Prozesse in Gang gesetzt werden, in deren Rahmen eine konstruktive Auseinandersetzung mit Fremdheit möglich ist. Insbesondere die Anziehungskraft des Sports stellt sich vor diesem Hintergrund als unschätzbare Ressource dar. Trotzdem ergeben sich daraus nicht notwendigerweise positive Erfahrungen. Konstruktive Austauschprozesse sind im Sport ebenso angelegt wie Ausgrenzungsprozesse. Sollen Integrationsprozesse nicht nur zufällig ablaufen, sondern systematisch, so sind dafür mitunter erhebliche Anstrengungen nötig. Will

sich der Sport an den an ihn gestellten Ansprüchen messen lassen, so kommt er nicht umhin, die Anstrengungen zu intensivieren.

Literaturverzeichnis

- Abel, T. (1982). Gastarbeiterkinder als Zielgruppe der Sportpädagogik. Erfahrungen und Forschungsanstöße eines Initiativgruppenleiters. *Sportunterricht*, 31, 470-471.
- Abel, T. (1984). *Ausländer und Sport*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Ader, A. (1983). Zur Integration ausländischer Kinder durch Schulsport. *Sportpraxis*, 24 (4), 76-77.
- Adick, C. (2002). Ein Modell zur didaktischen Strukturierung des globalen Lernens. *Bildung und Erziehung*, 55 (4), 397-416.
- Adolph, H. (1986). Sport als Integrationsmöglichkeit ausländischer Mitbürger. *Sportunterricht*, 4 (35), 126-133.
- Alkemeyer, T. (2006). Rhythmen, Resonanzen und Missklänge. Über die Körperlichkeit der Produktion des Sozialen im Spiel. In R. Gugutzer (Hrsg.), *body turn. Perspektiven des Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 265-295). Bielefeld: Transcript.
- Alkemeyer, T., Boschert, B., Gebauer, G. & Schmidt, R. (2003). Aufs Spiel gesetzte Körper. Eine Einführung in die Thematik. In T. Alkemeyer, B. Boschert, R. Schmidt & G. Gebauer (Hrsg.), *Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur* (S. 7-15). Konstanz: UVK.
- Alkemeyer, T. & Bröskamp, B. (1996). Einleitung - Fremdheit und Rassismus und Sport. In B. Bröskamp & T. Alkemeyer (Hrsg.), *Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie* (S. 7-40). Sankt Augustin: Academia.
- Allison, L. (2005). *The global politics of sport: The role of global institutions in sport*. London: Routledge.
- Allison, M. (1979). On the ethnicity of ethnic minorities in sport. *International Review for the Sociology of Sport*, 14 (1), 89-96.
- Allison, M. (1982a). Basketball - wie ihn die Anglo-Amerikaner verstehen und die Navajos ihn spielen. Ein Kulturspezifischer Zugang zur Sportsozialisation. In P. Becker (Hrsg.), *Sport und Sozialisation* (S. 115-132). Reinbek: Rowohlt.
- Allison, M. (1982b). Sport, ethnicity, and assimilation. *Quest*, 34 (2), 165-175.
- Allison, M. (1982c). Sport, culture, and socialization. *International Review for the Sociology of Sport*, 17 (4), 11-37.

- Allison, M. & Lüschen, G. (1979). A Comparative Analysis of Navaho Indian and Anglo Basketball Sport Systems. *International Review for the Sociology of Sport*, 14 (3-4), 75-86.
- Amiraux, V. & Bröskamp, B. (1996). Sportangebote islamischer Organisationen in Berlin. In B. Bröskamp & T. Alkemeyer (Hrsg.), *Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie* (S. 109-130). Sankt Augustin: Academia.
- Amos, K. (2007). Das 'verworfenene' Europa - Differenz als Herausforderung. In R. Johler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung*. (S. 73-90). Bielefeld: Transcript.
- Anders, G. (1981). Integrationsprobleme des Sportvereins. In T. Kutsch & G. Wiswede (Hrsg.), *Sport und Gesellschaft. Die Kehrseite der Medaille* (S. 15-28). Königstein: Hain.
- Anderson, D. (1993). Cultural Diversity on Campus: a Look at Intercollegiate Football Coaches. *Journal of Sport & Social Issues*, 17 (1), 61-66.
- Andersson, M. (2007). The relevance of the black atlantic in contemporary sport. Racial imaginaries in Norway. *International Review for the Sociology of Sport*, 42 (1), 65-81.
- Archer, R. & Bouillon, A. (1982). *The South African Game - Sport and Racism*. London: Zed Press.
- Arnold, R. (2005). *Die Emotionale Konstruktion der Wirklichkeit. Beiträge zu einer emotionspädagogischen Erwachsenenbildung*. Hohengehren: Schneider.
- Arslan, M. (1989). Die Bedeutung des Sports bei der Freizeitbeschäftigung türkischer Frauen und Mädchen In H. Binnewies, J. Dessau & B. Thieme (Hrsg.), *Freizeit und Breitensport '88*. Ahrensburg Czwalina.
- Arweiler, P. (1970). Arbeit, Freizeit und Integration. In K. Bingemer, E. Meistermann-Seeger & E. Neubert (Hrsg.), *Leben als Gastarbeiter. Geglückte und mißglückte Integration* (S. 110-122). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Asbrand, B. & Scheunpflug, A. (2005). Globales Lernen. In W. Sander (Hrsg.), *Handbuch Politische Bildung* (S. 469 - 484). Schwalbach/Ts: Wochenschau.
- Aschenbrenner-Wellmann, B. (2009). Diversity-Kompetenz. Überlegungen zu einer Schlüsselqualifikation für Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit. *Migration und Soziale Arbeit*, 31 (3/4), 212-221.
- Auernheimer, G. (1995). *Einführung in die interkulturelle Erziehung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Auernheimer, G. (2007). *Einführung in die interkulturelle Pädagogik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Auernheimer, G. (2010). Interkulturelle Kommunikation, mehrdimensional betrachtet, mit Konsequenzen für das Verständnis von interkultureller Kompetenz. In G. Auernheimer (Hrsg.), *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität* (S. 35-66). Wiesbaden: VS.
- Auernheimer, G. (Hrsg.). (2008). *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. Wiesbaden: VS.
- Baecker, D. (1999). *Organisation als System*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bairner, A. (1996). Sportive nationalism and politics: A comparative analysis of Scotland, the Republic of Ireland, and Sweden. *Journal of Sport & Social Issues*, 20 (3), 314-334.
- Bairner, A. (2001). *Sport, nationalism, and globalization : European and North American perspectives*. Albany: State University of New York Press.
- Bale, J. & Maguire, J. (Hrsg.). (1994). *The Global sports arena. Athletic talent migration in an interdependent world*. London: Routledge.
- Bammel, H. & Becker, H. (Hrsg.). (1985). *Sport und ausländische Mitbürger*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Bauman, Z. (2000a). *Vom Nutzen der Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bauman, Z. (2000b). Vereint in Verschiedenheit. In J. Berghold, E. Menasse & K. Ottomeyer (Hrsg.), *Trennlinien: Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen* (S. 35-46). Klagenfurt: Drava.
- Bauman, Z. (2005). *Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Baur, J. & Braun, S. (Hrsg.). (2003). *Integrationsleistungen von Sportvereinen als Freiwilligenorganisationen* (Band 17). Aachen: Meyer & Meyer.
- Becher, H. & Erpenbeck, G. (1977). Freizeit ausländischer Arbeitnehmer. In Konrad-Adenauer-Stiftung (Hrsg.), *Integration ausländischer Arbeitnehmer. Siedlungs-, Wohnungs-, Freizeitwesen* (S. 1-147). Bonn: Eigenverlag.
- Beck-Gernsheim, E. (2007). *Wir und die Anderen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Grande, E. (2004). *Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Grande, E. (2007). *Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beiersdorfer, D. (Hrsg.). (1993). *Fußball und Rassismus*. Göttingen: Die Werkstatt.
- Berger, P. & Luckmann, T. (1966). *The social construction of reality: A treatise in the sociology of knowledge*. New York: Anchor.
- Berger, P. & Luckmann, T. (2007). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt/M.: Fischer.

- Bernett, H. (1962). *Terminologie der Leibeserziehung*. Schorndorf: Hofmann.
- Bernett, H. (1965). *Grundformen der Leibeserziehung*. Schorndorf: Hofmann.
- Bette, K.-H. (1993). Sport und Individualisierung. *Spectrum der Sportwissenschaften*, 5 (1), 34-55.
- Bette, K.-H. (1999). *Systemtheorie und Sport*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bette, K.-H. (2010). *Sportsoziologie*. Bielefeld: Transcript
- Bette, K.-H. & Schimank, U. (2006). *Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Billings, A. C. (2004). Depicting the quarterback in black and white: A content analysis of college and professional football broadcast commentary. *Howard Journal of Communications*, 15 (4), 201-210.
- Birrell, S. (1989). Racial relations theories and sport: Suggestions for a more critical analysis. *Sociology of Sport Journal*, 6 (3), 212–227.
- Blecking, D. (1995). Sport und ethnische Minderheiten in Deutschland. Zur Geschichte einer schwierigen Beziehung. In D. H. Jütting & P. Lichtenauer (Hrsg.), *Ausländer im Sport. Bericht über die 2. Sommeruniversität Münster* (S. 108-119). Münster: LIT.
- Blecking, D. (2001). *Polen, Türken, Sozialisten : Sport und soziale Bewegungen in Deutschland*. Münster: LIT.
- Blecking, D. (2006a). Deutschland: Sport zwischen Inklusion und Exklusion. In D. Blecking & P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Sport bewegt Europa* (S. 9-17). Baltmannsweiler: Schneider.
- Blecking, D. (2006b). "Mono-ethnische" Vereine - Identitätsschaffung auf Kosten der Integration? In U. Goll (Hrsg.), *Dokumentation der Fachtagung "Integration durch Sport"* (S. 49-53). Stuttgart: Justizministerium Baden-Württemberg.
- Blecking, D. (2007). Sport, Zuwanderung und Minderheiten in Deutschland: Zur Geschichte eines Vorurteils. *SportZeiten: Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft*, 7 (2), 31-43.
- Blecking, D. & Dembowski, G. (Hrsg.). (2010). *Der Ball ist bunt. Fußball, Migration und die Vielfalt der Identitäten in Deutschland*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Blecking, D. & Gieß-Stüber, P. (Hrsg.). (2006). *Sport bewegt Europa. Beiträge zur interkulturellen Verständigung*. Baltmannsweiler: Schneider.
- Blumer, H. (1969). *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Bohn, C. (2006). *Inklusion, Exklusion und die Person*. Konstanz: UVK
- Boltanski, L. (1976). Die soziale Verwendung des Körpers. In D. Kamper & V. Rittner (Hrsg.), *Zur Geschichte des Körpers* (S. 138-183). München: Hanser.

- Bommes, M. (2001). Ethnische Konflikte Zur Bedeutung des Konfliktpotenzials zwischen Deutschen und Türken. *Sozialwissenschaftliche Informationen*, 30 (1), 33-45.
- Bommes, M. (2006). Demographische Entwicklung, Migration und kulturelle Vielfalt. In M. Dreyer (Hrsg.), *Älter. Bunter. Weniger. Die demographische Herausforderung an die Kultur* (S. 81-108). Bielefeld: Transcript.
- Bonfadelli, H. & Moser, H. (Hrsg.). (2007). *Medien und Migration. Europa als multikultureller Raum?* Wiesbaden: VS.
- Boos-Nünning, U. & Karakaşoğlu, Y. (2003). Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund und Sport. In W. Schmidt, I. Hartmann-Tews & W.-D. Brettschneider (Hrsg.), *Erster Kinder-und Jugendsportbericht* (S. 319–338). Schorndorf: Hofmann.
- Boos-Nünning, U. & Karakaşoğlu, Y. (2004). *Mädchen mit Migrationshintergrund und sportliches Engagement (Sonderauswertung)*. Zugriff am 15. September 2009 unter <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/maedchen-migrantinnen-sport.property=pdf,bereich=,rwb=true.pdf>.
- Bosch, N., Peuker, M. & Reiter, S. (2008). *Racism, Xenophobia and Ethnic Discrimination in Germany 2007*. Bamberg: European Forum for Migration Studies.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1992). *Rede und Antwort*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1999). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2001). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Braddock, J. H. (1989). Sports and Race Relations in American Society. *Sociological Spectrum*, 9, 53-76.
- Braun, S. & Hansen, S. (2004). Soziale und politische Integration durch Vereine. *Neue Soziale Bewegungen*, 17 (1), 62-69.
- Breckner, R. (2005). *Migrationserfahrung, Fremdheit, Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. Wiesbaden: VS.
- Brenken, A. (2003). Spiele aus fremden Ländern. Wie Schüler unterschiedlicher Herkunft zusammen spielen und lernen. *Sportpädagogik*, 27 (6), 12-15.
- Brettschneider, W.-D. & Kleine, T. (2002). *Jugendarbeit in Sportvereinen. Anspruch und Wirklichkeit*. Schorndorf: Hofmann.
- Breuer, C. & Wicker, P. (2008). Sportvereine in Deutschland - ein Überblick. In C. Breuer (Hrsg.), *Sportentwicklungsbericht 2007/2008. Analyse zur Situation der Sportvereine* (S. 26-48). Köln: Sportverlag Strauß.

- Bröskamp, B. (1992). Der Fremde im Sport. Sozial- und kulturanthropologische Aspekte des Sports im Kontext kultureller Kontakte. In T. Alkemeyer, B. Boschert & G. Gebauer (Hrsg.), *Aspekte einer zukünftigen Anthropologie des Sports*. (S. 82-99). Clausthal-Zellerfelde: dvs.
- Bröskamp, B. (1994). *Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport*. Sankt Augustin: Academia.
- Bröskamp, B. (1998). Globalisierung, ethnisch-kulturelle Konflikte und lokaler Sport. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie*. Hamburg: Czwalina.
- Bröskamp, B. & Alkemeyer, T. (Hrsg.). (1996). *Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der DVS-Sektion Sportphilosophie vom 9.-10.9.1994 in Berlin*. Sankt Augustin: Academia.
- Bröskamp, B. & Gebauer, G. (1986). *Deutsche und Türken treiben gemeinsam Sport. Fragen - Hintergründe - Vorschläge*. Berlin: Ministerium für Gesundheit, Schule und Familie.
- Bundesministerium des Innern (2009). *Interkulturelle Öffnung im Sport. Praxistipps für Verbände, Vereine, Aktive und Interessierte*. Berlin: Eigenverlag.
- Bundesregierung (Hrsg.). (2007). *Nationaler Integrationsplan. Neue Wege - Neue Chancen*. Berlin: Eigenverlag.
- Burmann, U. (2005). Sportkarrieren von Jugendlichen. In U. Burmann (Hrsg.), *Sport im Kontext von Freizeitengagements Jugendlicher. Aus dem Brandenburgischen Längsschnitt 1998-2002* (S. 131-154). Köln: Sport und Buch Strauß.
- Burmann, U. (2006). Sport im Kontext von Freizeitengagements Jugendlicher. Aus dem Brandenburgischen Längsschnitt 1998-2002. In Bundesinstitut für Sportwissenschaft (Hrsg.), *BISp-Jahrbuch 2005-2006* (S. 279-286). Bonn: BISp.
- Butterwegge, C. (2002). Globalismus, Neoliberalismus und Rechtsextremismus. *UTOPIE kreativ*, 135, 55-67.
- Butterwegge, C., Cremer, J., Häusler, A., Hentges, G., Pfeiffer, G. & Reißlandt, C. (Hrsg.). (2002). *Themen der Rechten - Themen der Mitten. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein*. Opladen: Leske + Budrich.
- Butterwegge, C. & Hentges, G. (Hrsg.). (2006). *Massenmedien, Migration und Integration*. Wiesbaden: VS.
- Cachay, K. & Thiel, A. (2000). *Soziologie des Sports*. Weinheim: Juventa.
- Cashmore, E. (1982). *Black sportsmen*. London: Routledge
- Castles, S., Miller, M. J. & Ammendola, G. (2003). *The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World*. New York: Guilford.

- Cheska, A. T. (1984). Sport as Ethnic Boundary Maintenance. A Case of the American Indian. *International Review for the Sociology of Sport*, 19 (3-4), 241-257.
- CiOMPI, L. (2004). Ein blinder Fleck bei Niklas Luhmann? Soziale Wirkungen von Emotionen aus Sicht der fraktalen Affektlogik. *Soziale Systeme*, 10 (1), 21-49.
- CiOMPI, L. (2005). *Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- CiOMPI, L. (2007). *Gefühle, Affekte, Affektlogik. Ihr Stellenwert in unserem Menschen- und Weltverständnis*. Wien: Picus.
- Claringbould, I., Knoppers, A. & Elling, A. (2004). Exclusionary practices in sport journalism. *Sex Roles*, 51 (11), 709-718.
- Collin, F. (2008). *Konstruktivismus für Einsteiger*. Paderborn: UTB.
- Collins, M. & Kay, T. (2003). *Sport and social exclusion*. London: Routledge.
- Corneille, O. & Yzerbyt, V. Y. (2002). Subjective essentialism and the emergence of stereotypes. In C. McGarthy, V. Y. Yzerbyt & R. Spears (Hrsg.), *Dependence and the formation of stereotyped beliefs about groups: from interpersonal to intergroup perception* (S. 111-126). Cambridge: Cambridge University.
- Cumart, N. (1987). Zur Situation der ausländischen Kinder und Jugendlichen im Sport. *Zeitschrift für Ausländerfragen und -kultur*, 10, 47-53.
- Curtis, J. E. & Loy, J. W. (1979). Race/ethnicity and relative centrality of playing positions in team sports. *Exercise and Sport Sciences Reviews*, 6 (1), 285-313.
- Czula, R. (1979). Sport as an Agent of social Change. *Quest*, 31 (1), 45-49.
- Dandridge, T., Mitroff, I. & Joyce, W. (1980). Organizational symbolism. A topic to expand organizational analysis. *Academy of Management Review*, 5 (1), 77-82.
- Day, R. D. (1981). Ethnic Soccer Clubs in London, Canada. A study in Assimilation. *International Review for the Sociology of Sport*, 16 (1), 37-52.
- Deal, T. E. & Kennedy, A. A. (2000). *Corporate cultures. The rites and rituals of corporate life*. Cambridge: Perseus.
- Dembowski, G. (2007). Rassismus: Brennglas Fußball. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 5* (S. 217-225). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dembowski, G. & Scheidle, J. (2002). *Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Fussball*. Köln: PapyRossa.
- Deutsche Sportjugend (1976). *Sport für Kinder ausländischer Arbeitnehmer. Projektbericht*. Frankfurt/M.: Eigenverlag.
- Deutscher Sportbund (1972). *Sport für alle - Herausforderungen an den Sport*. Frankfurt/M.: Eigenverlag.
- Deutscher Sportbund (1981). *Sport der ausländischen Mitbürger. Eine Grundsatzerklärung des Deutschen Sportbundes*. Frankfurt/M.: Eigenverlag.

- Deutscher Sportbund (2003). *Wissen für die Praxis: Integration im Sportverein. Band 2 der Werkhefte zur Kampagne „Sport tut Deutschland gut“*. Frankfurt/M.: Eigenverlag.
- Deutscher Sportbund (2004). *Sport und Zuwanderung. Eine Grundsatzerklärung des Deutschen Sportbundes*. Frankfurt/M.: Eigenverlag.
- Diehl, P. (2006). Körperbilder und Körperpraxen im Nationalsozialismus. In P. Diehl (Hrsg.), *Körper im Nationalsozialismus: Bilder und Praxen* (S. 1-32). München: Fink.
- Diem, C. (1967). *Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze*. Schorndorf: Hofmann.
- Dietrich, K. (1994). Interkulturelles Lernen. *Sportpädagogik*, 18 (6), 20-25.
- Dietrich, K. (2000). Sport. In H. Reich, A. Holzbrecher & H.-J. Roth (Hrsg.), *Fachdidaktik interkulturell. Ein Handbuch* (S. 343-358). Opladen: Leske + Budrich.
- Dietz, M. (1987). Partner im Sport - ein Bericht über die Bemühungen des Landessportbundes Rheinland-Pfalz zur Integration ausländischer Mitbürger. *Zeitschrift für Ausländerfragen und -Kultur*, 10, 5-11.
- Digel, H. & Thiel, A. (2008). Gesellschaftlicher Wandel und Sportentwicklung. In E. Balz & D. Kuhlmann (Hrsg.), *Sportentwicklung* (S. 19-32). Aachen: Meyer & Meyer.
- Dittrich, R. & Hölscher, B. (2001). *Transfer von Lebensstilkonzepten. Zu den Voraussetzungen interkultureller Vergleichsforschungen*. Münster: Waxmann.
- Doherty, A. & Chelladurai, P. (1999). Managing cultural diversity in sport organizations. A theoretical perspective. *Journal of Sport Management*, 13 (4), 280-297.
- Dönges, J. (1984). Nafize turnt jetzt mit Kopftuch. *Sportpädagogik*, 8 (2), 20-25.
- Eder, K. (2006). Konzepte der Partikularität und der Universalität. In H. Nicklas, B. Müller & H. Kordes (Hrsg.), *Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis* (S. 83-92). Frankfurt/M.: Campus.
- Edwards, H. (1969). *The Revolt of the Black Athlete*. New York: Free Press.
- Edwards, H. (1976). The Black Athletes: 20th Century Gladiators for White America. In A. Yiannakis, M. J. Melnick & T. D. McIntyre (Hrsg.), *Sport Sociology. Contemporary Themes* (S. 165-169). Dubuque: Atlantic Books.
- Ehni, H. (1998). Den Skatern auf der Spur. In J. Schwier (Hrsg.), *Jugend - Sport - Kultur. Zeichen und Codes jugendlicher Sportszenen* (S. 109-125). Hamburg Czwalina.
- Eichberg, H. (1975). Spielverhalten und Relationsgesellschaft in West Sumatra. Probleme des interkulturellen Vergleichs und Transfers von Leibesübungen in Südostasien. *Stadion. Zeitschrift für Geschichte des Sports und der Körperkultur*, 1, 1-48.
- Eichberg, H. (1998). Die Veränderung des Ballspiels in West-Sumatra. In W. Hopf (Hrsg.), *Fussball: Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart* (S. 268-272). Münster: LIT.

- Eichberg, H. (2001). Sport, Nation und Identität. In K. Heinemann & M. Schubert (Hrsg.), *Sport und Gesellschaften* (S. 37-61). Schorndorf: Hofmann.
- Eisen, G. & Wiggins, D. (1994). *Ethnicity and Sport in North American History and Culture*. Westport, CT: Greenwood Press.
- Eisenberg, C., Lanfranchi, P., Mason, T. & Wahl, A. (2004). *FIFA 1904-2004. 100 Jahre Weltfußball*. Göttingen: Die Werkstatt.
- Eitzen, D. S. & Furst, D. (1989). Racial Bias in Women's Collegiate Volleyball. *Journal of Sport & Social Issues*, 13 (1), 46-51.
- El-Tayeb, F. (2004). Kanak Attak! HipHop und (Anti)Identitätsmodelle der "Zweitengeneration". In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 95-110). Bielefeld: Transcript.
- Elias, N. & Scotson, J. L. (1965). *The Established and the Outsiders. A Sociological Enquiry into Community Problems*. London: Frank Cass.
- Elias, N. & Scotson, J. L. (1990). *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elling, A. & Claringbould, I. (2005). Mechanisms of Inclusion and Exclusion in the Dutch Sports Landscape: Who Can and Wants to Belong? *Sociology of Sports Journal*, 22 (4), 498-515.
- Elling, A. & Knoppers, A. (2005). Sport, gender and ethnicity: Practises of symbolic inclusion/exclusion. *Journal of Youth and Adolescence*, 34 (3), 257-268.
- Elwert, G. (1982). Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34 (4), 717-731.
- Emrich, E. & Messing, M. (2001). Helden im Sport? Sozial- und zeithistorische Überlegungen zu einem aktuellen Phänomen. In S. Meck & P. G. Klusmann (Hrsg.), *Festschrift für Dieter Voigt* (S. 43-68). Münster: LIT.
- Emrich, E., Pitsch, W. & Papathanassiou, V. (2001). *Die Sportvereine: ein Versuch auf empirischer Grundlage*. Schorndorf: Hofmann.
- Eppenstein, T. & Kiesel, D. (2008). *Soziale Arbeit interkulturell. Theorien, Spannungsfelder, reflexive Praxis*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Erdmann, R. (Hrsg.). (1999). *Interkulturelle Bewegungserziehung*. Sankt Augustin: Academia.
- Erel, U. (2004). Paradigmen kultureller Differenz und Hybridität. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 35-51). Bielefeld: Transcript.

- Esser, H. (1980). *Aspekte der Wanderungssoziologie : Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Darmstadt: Luchterhand.
- Esser, H. (2000). *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2. Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus.
- European Commission (2007). *Eurobarometer on Discrimination in the European Union*. Brüssel: European Commission.
- European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia (2005). *Majorities Attitudes towards Migrants and Minorities. Key Findings from the Eurobarometer and the European Social Survey - Summary*. Zugriff am 03. März 2010 unter www.eumc.eu.int/eumc/index.php?fuseaction=content.dsp_cat_content&catid=3fb38ad3e22bb&contentid=42369ad95426f.
- Fahrner, M. (2009). Strukturänderung von Sportverbänden. Eine Analyse veränderungsbezogener Entscheidungs- und Steuerungsprozesse. *Sport und Gesellschaft*, 6 (2), 122-147.
- FC St. Pauli 1910. (2006). *Stadionordnung*. Zugriff am 28. August 2010 unter http://www.fcstpauli.com/pics/medien/1_1186072804/tadionordnung.pdf.
- Fijalkowski, J. & Gillmeister, H. (1997). *Ausländervereine - ein Forschungsbericht. Über die Funktion von Eigenorganisationen für die Integration heterogener Zuwanderer in eine Aufnahmegesellschaft am Beispiel Berlins*. Berlin: Hitit.
- Finkelstein, K., E. (2006). *Eingewandert. Deutschlands "Parallelgesellschaften"*. Bonn: Christoph Links.
- Florida, R. & Tinagli, I. (2006). Technologie, Talente, Toleranz. Europa im kreativen Zeitalter. *Perspektive21*, 31, 19-39.
- Foerster, H., von (2007). Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In P. Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus* (S. 39-60). München: Piper.
- Foroutan, N. & Schäfer, I. (2009). Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, 11-18.
- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Franke, E. (2006). Erfahrung von Differenz - Grundlage reflexiver Körper-Erfahrung. In R. Gugutzer (Hrsg.), *body turn. Perspektiven des Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 187-206). Bielefeld: Transcript.
- Freischlag, S. (1978). Ethnic Minority groups in physical Education, Sport and Recreation. *Physical Educator*, 35 (1), 50-53.

- Frey, M. (2001). Europäer und ihre Feinde. Der Wandel des Türkenbildes von der frühen Neuzeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. *Sozialwissenschaftliche Informationen*, 30 (1), 14-21.
- Frogner, E. (1985a). Das „Integrationsmedium“ Sport im Lichte einer sportsoziologischen Untersuchung bei türkischen Migranten. In H. Bammel & H. Becker (Hrsg.), *Sport und ausländische Mitbürger* (S. 34-50). Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Frogner, E. (1985b). On Ethnic Sport Among Turkish Migrants in the Federal Republic of Germany. *International Review for the Sociology of Sport*, 20 (1-2), 75-86.
- Fussan, N. (2007). Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Peer-Netzwerke: Sozialisations-vorteile sportvereinsorganisierter Jugendlicher? In T. Nobis & J. Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher* (S. 298-317). Köln: Sportverlag Strauß.
- Fussan, N. & Nobis, T. (2007). Zur Partizipation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Sportvereinen. In T. Nobis & J. Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher* (S. 277-297). Köln: Sportverlag Strauß.
- Gebauer, G. (1986). Festordnung und Geschmacksdistinktionen. Die Illusion der Integration im Freizeitsport. In G. Hortleder & G. Gebauer (Hrsg.), *Sport – Eros – Tod* (S. 113-143). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gebauer, G. (1996). Der Körper als Symbol für Ethnizität. In B. Bröskamp & T. Alkemeyer (Hrsg.), *Fremdheit und Rassismus im Sport* (Band 72, S. 81-86). Sankt Augustin: Academia.
- Gebauer, G. (2000). Fußball: Nationale Repräsentationen durch Körper-Inszenierungen. In E. Fischer-Lichte & A. Fleig (Hrsg.), *Körperinszenierungen. Präsenz und kultureller Wandel* (S. 149-164). Tübingen: Attempto.
- Gebauer, G., Alkemeyer, T., Flick, U. & Schmidt, R. (2004). *Treue zum Stil: die aufgeführte Gesellschaft*. Bielfeld: Transcript.
- Geenen, E. M. (2002). *Soziologie des Fremden. Ein gesellschaftlicher Entwurf*. Opladen: Leske + Budrich.
- Geissler, A. (1967). *Was ist Leibeserziehung? Ein Beitrag zum Selbstverständnis der Leibeserziehung*. Ratingen: Henn.
- Georg, W. (1998). *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Giebenhain, H. (1995). Die gesellschaftliche Integration von Fremden durch den Sport. In S. Müller, U. Otto & H.-U. Otto (Hrsg.), *Fremde und Andere in Deutschland : Nachdenken über das Einverleiben, Einebnen, Ausgrenzen* (S. 165-178). Opladen: Leske + Budrich.

- Gieß-Stüber, P. (1999). Der Umgang mit Fremdheit - Interkulturelle Bewegungserziehung jenseits von Ausgrenzung oder Vereinnahmung. In R. Erdmann (Hrsg.), *Interkulturelle Bewegungserziehung* (Band 19, S. 42-60). Sankt Augustin: Academia.
- Gieß-Stüber, P. (2003). Fremde und Fremdes erleben. *Sportpädagogik*, 27 (6), 4-8.
- Gieß-Stüber, P. (2005b). Der Umgang mit Fremdheit - Interkulturelle Bewegungserziehung jenseits von Ausgrenzung und Vereinnahmung. In P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Interkulturelle Erziehung im und durch Sport* (S. 67-75). Münster: LIT.
- Gieß-Stüber, P. (Hrsg.). (2005a). *Interkulturelle Erziehung im und durch Sport*. Münster: LIT.
- Gieß-Stüber, P. & Blecking, D. (Hrsg.). (2008). *Sport - Integration - Europa. Neue Horizonte für interkulturelle Bildung*. Baltmannsweiler: Schneider.
- Gieß-Stüber, P. & Grimminger, E. (2007). Sportpädagogische Herausforderungen durch eine multikulturelle Schülerschaft - Ein Plädoyer für die Ausbildung interkultureller Kompetenz von Sportlehrkräften. In W.-D. Miethling & P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Beruf: Sportlehrer/in* (S. 110-133). Hohengehren: Schneider.
- Gieß-Stüber, P. & Grimminger, E. (2008). Kultur und Fremdheit als sportdidaktische Perspektive. In H. Lange & S. Sinning (Hrsg.), *Handbuch Sportdidaktik* (S. 223-244). Balingen: Spitta.
- Glaserfeld, E., von. (2007). Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In P. Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus* (S. 16-38). München: Piper.
- Göbel, M. & Schmidt, J. (1998). Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars. *Soziale Systeme*, 4 (1), 87-117.
- Goffman, E. (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1974). *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gogolin, I. & Krüger-Potratz, M. (2006). *Einführung in die Interkulturelle Pädagogik*. Opladen: Barbara Budrich.
- Goldsmith, P. A. (2003). Race Relations and Racial Patterns in School Sports Participation. *Sociology of Sport Journal*, 20 (2), 147-171.

- Gomolla, M. (2009). Fördern und Fordern allein genügt nicht! Mechanismen institutioneller Diskriminierung von Migrantenkindern und -jugendlichen im deutschen Schulsystem. In G. Auernheimer (Hrsg.), *Schieflagen im Bildungssystem. Die Benachteiligung der Migrantenkinder* (S. 87-102). Wiesbaden: VS.
- Göttlich, A. (2008). König Fußballs neue Kleider: Die Integrationsvorstellungen deutscher Sportverbände. In S. Neckel & H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext* (S. 211-234). Wiesbaden: VS.
- Gramespacher, E. (2005). Reflexionen zum "Bewegungs-Spiel": Spielend den Umgang mit Fremdheit erleben. In P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Interkulturelles Lernen im und durch Sport* (S. 119-126). Münster: LIT.
- Gramespacher, E. & Grimminger, E. (2005). „In vier Stunden um die Welt“ - Schüler/innen der Staudinger Gesamtschule Freiburg ziehen in die sportliche Fremde. In P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Interkulturelle Erziehung im und durch Sport* (S. 134- 145). Münster: LIT.
- Grande, E. (2007). Differenz als Potential - Das kosmopolitische Europa. In R. Jöhler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung* (S. 27-40). Bielefeld: Transcript.
- Grupe, O. (1957). *Leibesübungen als pädagogisches Problem. Unveröffentlichte Dissertation*: Universität Münster.
- Grupe, O. (1964). *Leibesübung und Erziehung* (2. Aufl.). Freiburg i. Br: Lambertus.
- Grupe, O. (1965). *Studien zur pädagogischen Theorie der Leibeserziehung*. Schorndorf Hofmann.
- Grupe, O. (1967). Bildungsaufgaben und Bildungsmotive der Leibeserziehung. In H. Plessner, H.-E. Bock & O. Grupe (Hrsg.), *Sport und Leibeserziehung* (S. 123-137). München: Piper.
- Grupe, O. (1969). *Grundlagen der Sportpädagogik. Anthropologisch-didaktische Untersuchungen*. München: Barth.
- Grupe, O. (1982). *Bewegung, Spiel und Leistung im Sport. Grundthemen der Sportanthropologie*. Schorndorf: Hofmann.
- Grupe, O. (1984). *Grundlagen der Sportpädagogik. Körperlichkeit, Bewegung und Erfahrung im Sport*. Schorndorf: Hofmann.
- Grupe, O. (Hrsg.). (1968). *Einführung in die Theorie der Leibeserziehung*. Schorndorf: Hofmann.
- Grupe, O. & Krüger, M. (1997). *Einführung in die Sportpädagogik*. Schorndorf: Hofmann.
- Gugutzer, R. (2004). *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: Transcript.

- Gugutzer, R. (2006). Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In R. Gugutzer (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 9-53). Bielefeld: Transcript.
- Gugutzer, R. (2008). Sport im Prozess gesellschaftlicher Individualisierung. In K. Weis & R. Gugutzer (Hrsg.), *Handbuch Sportsoziologie* (S. 88-99). Schorndorf: Hofmann.
- Hahn, A. (2000). *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte : Aufsätze zur Kultursoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hallinan, C. J. (1991). Aborigines and Positional Segregation in Australian Rugby League. *International Review for the Sociology of Sport*, 26 (2), 69-79.
- Halm, D. (2000). Theorien zu interkulturellen Konflikten im Sport. *Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit* (3-4), 48-52.
- Halm, D. (2003). *Migranten im deutschen Amateurfußball - eigenethnische vs. Gemischtethnische Organisation. Vortrag auf der 2. Schnittstellenkonferenz "Integration - Schnittstelle von Sport und Jugendhilfe?!" am 17. September 2003*. Essen: Zentrum für Türkeistudien.
- Hamburger, F., Badawia, T. & Hummrich, M. (Hrsg.). (2005). *Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderungsgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Han, P. (2010). *Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Harms, H. (1982). Die soziale Zeitbombe ist noch längst nicht entschärft. Zur möglichen Funktion des Sports bei der Integration von ausländischen Arbeitnehmern und ihren Familien. *Olympische Jugend*, 27 (12), 6-7.
- Hartmann, P. H. (1999). *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Harvey, J., Rail, G. & Thibault, L. (1996). Globalization and sport: sketching a theoretical model for empirical analyses. *Journal of Sport & Social Issues*, 20 (3), 258-277.
- Häusler, A. (2002). Die „Nationalstolz“-Debatte als Markstein einer Rechtsentwicklung der bürgerlichen Mitte. In C. Butterwegge, J. Cremer, A. Häusler, G. Hentges, G. Pfeiffer & C. Reißlandt (Hrsg.), *Themen der Rechten - Themen der Mitten. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein* (S. 123-146). Opladen: Leske + Budrich.
- Heckmann, F. (1981). *Die Bundesrepublik, ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwandererminorität*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Heckmann, F. (1985). Sport und gesellschaftliche Integration von Minderheiten. In H. Bammel & H. Becker (Hrsg.), *Sport und ausländische Mitbürger* (S. 12-33). Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

- Heckmann, F. (1998). Migrantensozialisation, Integration und die Rolle des Sports. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie* (Band 93, S. 31-40). Hamburg: Czwalina.
- Heckmann, F. & Schnapper, D. (Hrsg.). (2003). *The Integration of Immigrants in European Societies. National Differences and Trends of Convergence*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Heinemann, K. (2007). *Einführung in die Soziologie des Sports*. Schorndorf: Hofmann.
- Heinemann, K. & Horch, H.-D. (1988). Strukturbesonderheiten des Sportvereins. In H. Digel (Hrsg.), *Sport im Verein und im Verband* (S. 108-122). Schorndorf: Hofmann.
- Heitmeyer, W. (2007b). Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit: Ein normaler Dauerzustand. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 5* (S. 15-36). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.). (2007a). *Deutsche Zustände. Folge 5*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hentges, G. (2002). Das Plädoyer für eine „deutsche Leitkultur“ - Steilvorlage für die extreme Rechte? In C. Butterwegge, J. Cremer, A. Häusler, G. Hentges, G. Pfeiffer & C. Reißlandt (Hrsg.), *Themen der Rechten - Themen der Mitte. Zuwanderung, demographischer Wandel und Nationalbewusstsein* (S. 95-121). Opladen: Leske + Budrich.
- Hermann, D. (2004). Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56 (1), 153-179.
- Hettlage-Varjas, A. & Hettlage, R. (1984). Kulturelle Zwischenwelten. Fremdarbeiter - eine Ethnie? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 10 (2), 357-404.
- Hitzler, R., Bucher, T. & Niederbacher, A. (2005). *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Wiesbaden: VS.
- Hitzler, R., Honer, A. & Pfadenhauer, M. (2008). *Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnografische Erkundungen*. Wiesbaden: VS.
- Hobermann, J. M. (1997). *Darwin's athletes. How sport has damaged black America and preserved the myth of race*. Boston: Houghton Mifflin.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1973). *Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz*. Stuttgart: Enke.
- Holzbrecher, A. (2004). *Interkulturelle Pädagogik*. Berlin: Cornelsen Scriptor.
- Hormel, U. (2008). Diversity und Diskriminierung. *Sozial Extra*, 32 (11), 20-23.
- Hormel, U. & Scherr, A. (2005). *Bildung für die Einwanderungsgesellschaft. Perspektiven der Auseinandersetzung mit struktureller, institutioneller und interaktionaler Diskriminierung*. Wiesbaden: VS.

- Hörning, K. H. & Reuter, J. (2004). Doing Culture: Kultur als Praxis. In K. H. Hörning & J. Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 9-18). Bielefeld: Transcript.
- Huntington, S. P. (1998). *Kampf der Kulturen. The Clash of Civilizations. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Siedler.
- Jarvie, G. (1985). *Class, Race and Sport in South Africa's Political Economy*. London: Routledge.
- Jarvie, G. (1991). *Sport, racism, and ethnicity*. London: Falmer.
- Jarvie, G. & Reid, I. (1997). Race relations, sociology of sport and the new politics of race and racism. *Leisure Studies*, 16 (4), 211-219.
- Jibou, R. M. (1988). Racial inequality in a public arena. The case of professional baseball. *Social Forces*, 67, 524-534.
- John, M. & Schulze-Marmeling, D. (1993). "Haut's die Juden!". Antisemitismus im Europäischen Fußball. In D. Beiersdorfer (Hrsg.), *Fußball und Rassismus* (S. 133-158). Göttingen: Die Werkstatt.
- Kalter, F. (2003). *Chancen, Fouls und Abseitsfallen. Migranten im deutschen Ligenfußball*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kalter, F. (2005). Reduziert Wettbewerb tatsächlich Diskriminierungen? Eine Analyse der Situation von Migranten im Ligenystem des deutschen Fußballs. *Sport und Gesellschaft*, 2 (1), 39-66.
- Kaschuba, W. (2005). Identität und Differenz. Ein europäisches Spiel. In R. Hohls, I. Schröder & H. Siegrist (Hrsg.), *Europa und die Europäer. Festschrift für Hartmut Kaelble zum 65. Geburtstag* (S. 189-193). Stuttgart: Steiner.
- Kay, T. (2006). Daughters of Islam: Family Influences on Muslim Young Women's Participation in Sport. *International Review for the Sociology of Sport*, 41 (3-4), 357-373.
- Kellermann, G. (2007). *Lebenswelten von Amateurfußballspielern. Theoretische Reflexionen und empirische Analyse*. Münster: Waxmann.
- Kirsch, M. (Hrsg.). (2006). *Inclusion and exclusion in the global arena*. New York: Routledge.
- Kittel, S. (2005). Rhythmus und Bewegung verschiedener Kulturen. In P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Interkulturelle Erziehung im und durch Sport* (S. 91-97). Münster: LIT.
- Klein, M.-L. (1998). Einführung - Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sportsoziologie* (S. 7-14). Hamburg: Czwalina.

- Klein, M.-L. & Kleindienst-Cachay, C. (2004). *Muslimische Frauen im Sport. Erfahrungen und Perspektiven. Ergebnisse aus Projekten in Nordrhein-Westfalen*. Düsseldorf: Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Klein, M.-L. & Kothy, J. (Hrsg.). (1998). *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie*. Hamburg Czwalina.
- Klein, M.-L., Kothy, J. & Cabadag, G. (2000). Interethnische Kontakte und Konflikte im Sport. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. In W. Heitmeyer & R. Anhut (Hrsg.), *Bedrohte Stadtgesellschaft* (S. 307-346). Weinheim: Juventa.
- Kleindienst-Cachay, C. (1990). Die vergessenen Frauen-Zum Sportengagement von Mädchen und Frauen aus sozialen Unterschichten. In H. Gabler & U. Göhner (Hrsg.), *Für einen besseren Sport. Themen, Entwicklungen und Perspektiven aus Sport und Sportwissenschaft* (S. 193-212). Schorndorf: Hofmann.
- Kleindienst-Cachay, C. (1998b). Sportengagement muslimischer Mädchen und Frauen in der BRD – Forschungsdesiderate und erste Ergebnisse eines Projekts. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie* (S. 113-126). Hamburg: Czwalina.
- Kleindienst-Cachay, C. (2000). Sport und weibliche Identität am Beispiel junger hochsportiver muslimischer Frauen in der BRD. In B. Blanke & K. Fietze (Hrsg.), *Identität und Geschlecht : vom 18. - 20. 9. 1998 in Hamburg* (S. 13-27). Hamburg: Czwalina.
- Kleindienst-Cachay, C. (2005). „Integration durch Sport von türkischen-muslimischen Mädchen und jungen Frauen“. In Deutscher Sportbund (Hrsg.), *„Integration von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im und durch den Sport“*. Dokumentation (S. 24-54). Frankfurt/M.: Deutscher Sportbund.
- Kleindienst-Cachay, C. (2006). *Expertise. Förderung des Sportengagements von Migrantinnen - Maßnahmen zur Verbesserung der Integration durch Sport*. Zugriff am 02. Februar 2010 unter http://www.dosb.de/fileadmin/fm-frauen-im-sport/downloads/Downloads_Migrantinnen/Expertise_Prof._Kleindienst-Cachay.pdf.
- Kleindienst-Cachay, C. (2007). *Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport. Ergebnisse zur Sportsozialisation - Analyse ausgewählter Maßnahmen zur Integration in den Sport*. Hohengehren: Schneider.
- Kleindienst-Cachay, C. & Kuzmik, C. (2006). Fußballspielen und jugendliche Entwicklung türkisch-muslimischer Mädchen. *Sportunterricht*, 56 (1), 11-15.

- Klinger, C. & Knapp, G. (Hrsg.). (2008). *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Knapp, G.-A. (2005). „Intersectionality“– ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“. *Feministische Studien*, 23 (1), 68-81.
- Knoppers, A. & Anthonissen, A. (2001). Meanings given to performance in Dutch sport organizations. Gender and racial/ethnic subtexts. *Sociology of Sport Journal*, 18, 302-316.
- Knorr-Cetina, K. (1989). Spielarten des Konstruktivismus. *Soziale Welt*, 40 (1/2), 86-96.
- Köhl, C. (2004). Interkulturelle Kulturarbeit. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 111-122). Bielefeld: Transcript.
- Kothy, J. (1998). Konfliktdimensionen interethnischer Kontakte im Fußball-Sport. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sportsoziologie* (Band 93, S. 59-74). Hamburg: Czwalina.
- Kronenberg, V. (2009). "Verfassungspatriotismus" im vereinten Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 28, 41-46.
- Krouwel, A., Boonstra, N., Duyvendak, J. & Veldboer, L. (2006). A Good Sport?: Research into the Capacity of Recreational Sport to Integrate Dutch Minorities. *International Review for the Sociology of Sport*, 41 (2), 165-180.
- Lamnek, S., Fuchs, M. & Wiederer, R. (2003). *Querschläger. Jugendliche zwischen rechter Ideologie und Gewalt*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lamprecht, M. & Stamm, H. (2002). *Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz*. Zürich: Seismo.
- Lang, R., Winkler, I. & Weik, E. (2005). Organisationskultur, Organisationaler Symbolismus und Organisationaler Diskurs. In E. Weik & R. Lang (Hrsg.), *Moderne Organisationstheorie 1. Handlungsorientierte Ansätze* (S. 207-258). Wiesbaden: Gabler.
- Lanz, T. (2004). Postkoloniale Subjekte. Moderne und Tradition unter anatolischen Schwaben. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 73-94). Bielefeld: Transcript.
- Lapchick, R. E. (1984). *Broken Promises. Racism in American Sports*. New York: St. Martins.
- Lederle, S. (2008). *Die Ökonomisierung des anderen. Eine neoinstitutionalistisch inspirierte Analyse des Diversity Management-diskurses*. Wiesbaden: VS.

- Leiprecht, R. (2001). *Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden*. Münster: Waxmann.
- Lenk, H. (1964). *Werte, Ziele, Wirklichkeit der modernen Olympischen Spiele*. Schorndorf: Hofmann.
- Lévinas, E. (1995). *Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen*. München: Hanser.
- Lewis, C. (1976). Ethnic sport and recreation participation. A view from the middle of the tightrope. In T. Craig (Hrsg.), *Proceedings of the American Medical Association National Conference. The Humanistic and Mental Health Aspects of Sports, Exercise and Recreation* (S. 95-99). Chicago: American Medical Association.
- Liegle, L. (1998). Das Verstehen und die Achtung des Fremden als Aufgabe von Bildung und Erziehung und als Lernprozeß. *Neue Sammlung*, 38, 343-360.
- Liegle, L. (2007). Interkulturelles Lernen in der Weltgesellschaft. In R. Johler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung* (S. 59-70). Bielefeld: Transcript.
- Link, B. & Phelan, J. (2001). Conceptualizing stigma. *Annual review of Sociology*, 27 (1), 363-385.
- Lomax, M. (1999). The African American Experience in Professional Football. *Journal of Social History*, 33 (1), 163-178.
- Long, J., Robinson, P. & Spracklen, K. (2005). Promoting Racial Equality within Sports Organizations. *Journal of Sport & Social Issues*, 29 (1), 41-59.
- Lösken, B. (1987). Zur wissenschaftlichen Diskussion um den Stellenwert des Sports in der interkulturellen Erziehung. *Forum*, 10, 39-46.
- Loy, J. W. & McElvogue, J. (1970). Racial Segregation in American Sport. *International Review of Sport Sociology*, 5, 5-24.
- Lüdtke, H. (1989). *Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lüdtke, H. (2001). *Freizeitsoziologie. Arbeiten über temporale Muster, Sport, Musik, Bildung und soziale Probleme*. Münster: LIT.
- Luhmann, N. (1973). *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart: Enke.
- Luhmann, N. (2006). *Organisation und Entscheidung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lüschen, G. (1968). Soziologische Grundlagen von Leibeserziehung und Sport. In O. Grupe (Hrsg.), *Einführung in die Theorie der Leibeserziehung* (S. 93-111). Schorndorf: Hoffmann.
- Lymberopoulos, L. (1981). Türkische und deutsche Kinder tanzen gemeinsam. *Sportpädagogik*, 5 (4), 16-19.

- MacClancy, J. (1996). *Sport, Identity and Ethnicity*. Oxford: Berg Publishers.
- Madsen, K. & Van Naerssen, T. (2003). Migration, identity and belonging. *Journal of Borderlands Studies*, 18 (1), 61-75.
- Maguire, J. (1988). Race and Position Assignment in English Soccer: A Preliminary Analysis of Ethnicity and Sport in Britain. *Sociology of Sport Journal*, 5 (3), 257-269.
- Maguire, J. (1994). Sport, identity politics, and globalization: diminishing contrasts and increasing varieties. *Sociology of Sport Journal*, 11 (4), 398-427.
- Maguire, J. (2004a). Globalisation and the making of modern sport. *Sportwissenschaft*, 34 (1), 7-20.
- Maguire, J. (2004b). Body cultures: Diversity, sustainability, globalisation. In G. Pfister (Hrsg.), *Games of the past - sports for the future? Globalisation, diversification, transformation* (S. 20-27). St. Augustin: Academia.
- Maguire, J. & Stead, D. (1998). Border Crossings. Soccer Labour Migration and the European Union. *International Review for the Sociology of Sport*, 33 (1), 59-73.
- Mannitz, S. (2007). Integration und Individualisierung: Heranwachsende aus Immigrantenfamilien auf steinigem Weg zur eigenen Lebensführung. In R. Jöhler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung* (S. 145-164). Bielefeld: Transcript.
- Maturana, H. R. (2000). *Biologie der Realität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1990). *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann.
- Mauss, M. (1975). Die Techniken des Körpers. In M. Mauss (Hrsg.), *Soziologie und Anthropologie. Band 2* (S. 197-220). München: Hanser.
- McCarthy, D., Jones, R. & Potrac, P. (2003). Constructing Images and Interpreting Realities: The Case of the Black Soccer Player on Television. *International Review for the Sociology of Sport*, 38 (2), 217-238.
- McDonald, M. (1996). „Unity in diversity“. Some tensions in the construction of Europe. *Social Anthropology*, 4, 47-60.
- McCarthy, C. (2002). Stereotype formation as category formation. In C. McCarthy, V. Y. Yzerbyt & R. Spears (Hrsg.), *Stereotypes as explanations. The formation of meaningful beliefs about social groups* (S. 16-37). Cambridge: Cambridge University Press.
- McGovern, P. (2002). Globalization or Internationalization? Foreign Footballers in the English League, 1946-95. *Sociology*, 36 (1), 23-42.
- Mead, G. H. (1969). *Sozialpsychologie*. Neuwied: Luchterhand.

- Mead, G. H. (1995). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Mecheril, P. (2003a). *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.
- Mecheril, P. (2003b). *Politik der Unreinheit: Ein Essay über Hybridität*. Wien: Passagen.
- Mecheril, P. (2004). *Einführung in die Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz.
- Mecheril, P. (2007). *Diversity. Die Macht des Einbezugs*. Zugriff am 10. August 2010 unter http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1012.asp.
- Mecheril, P. (2008). „Diversity“. Differenzordnungen und ihre Verknüpfungen. In Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *DOSSIER Politics of Diversity* (S. 63-67). Berlin: Eigenverlag.
- Mecheril, P. (2010). 'Kompetenzlosigkeitskompetenz'. Pädagogisches Handeln unter Einwanderungsbedingungen. In G. Auernheimer (Hrsg.), *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität* (S. 15-34). Wiesbaden: VS.
- Mecheril, P., Scherschel, K. & Schrödter, M. (2003). "Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist, du zu sein". Die Wiederholung der alienierenden Zuschreibung durch die qualitative Forschung. In T. Badawia, F. Hamburger & M. Hummrich (Hrsg.), *Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung* (S. 93-110). Frankfurt/M.: IKO.
- Mehrländer, U. (1974). *Soziale Aspekte der Ausländerbeschäftigung*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Mehrländer, U. (1987). *Ausländerforschung, 1965 bis 1980. Fragestellungen, theoretische Ansätze, empirische Ergebnisse*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Meier-Braun, K.-H. (2002). *Deutschland, Einwanderungsland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meier-Braun, K.-H. & Weber, R. (2009). *Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg*. Leinfelden-Echterdingen: DRW.
- Meier, H. (2008). Vertrauen als Steuerungsinstrument in Sportvereinen. In S. Braun & S. Hansen (Hrsg.), *Steuerung im organisierten Sport* (S. 156-166). Hamburg: Czwalina.
- Meier, H. & Thiel, A. (2006). „Starke Kulturen“ ? Sportvereine im Spannungsfeld zwischen struktureller Veränderung und Existenzsicherung. In M. Krüger & B. Schulze (Hrsg.), *Fußball in Geschichte und Gesellschaft* (S. 181-190). Hamburg: Czwalina.
- Melnick, M. J. (1988). Racial Segregation by Playing Position in the English Football League: Some Preliminary Observations. *Journal of Sport & Social Issues*, 12 (2), 122-130.

- Merkel, U. (1994). Fremdenfeindlichkeit und Rassismus im europäischen Sport als Spiegelbild gesellschaftlicher Realität. *Brennpunkte der Sportwissenschaft*, 8 (1), 54-69.
- Merkel, U. & Tokarski, W. (Hrsg.). (1996). *Racism and xenophobia in European football*. Aachen: Meyer & Meyer.
- Merleau-Ponty, M. (1976). *Die Struktur des Verhaltens*. Berlin; New York: De Gruyter.
- Merten, R. (2001). Inklusion/Exklusion und Soziale Arbeit. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 4 (2), 173-190.
- Meuser, M. (2004). Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. *Sport und Gesellschaft*, 1 (3), 197-218.
- Michels, H. & Schulz, H.-G. (1999). Sportorganisation und interkulturelle Begegnung - eine kommentierte Befragung. In R. Erdmann (Hrsg.), *Interkulturelle Bewegungserziehung* (Band 19, S. 130-152). Sankt Augustin: Academia.
- Mihçiyazgan, U. (1996). Türkische Mädchen im Sportunterricht. Oder: Über die religiösen Wurzeln des Sports In B. Bröskamp & T. Alkemeyer (Hrsg.), *Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie* (Band 72, S. 87-108). Sankt Augustin: Academia.
- Miller, T., Lawrence, G. A., McKay, J. & Rowe, D. (2001). *Globalization and sport. Playing the world*. London: Sage.
- Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg (Hrsg.). (2004). *Bildungsplan*. Stuttgart: Eigenverlag.
- Möckelmann, H. (1952). *Leibeserziehung und jugendliche Entwicklung. Ein Beitrag zur Didaktik der Leibeserziehung unter Berücksichtigung von Alter und Geschlecht*. Schorndorf: Hofmann.
- Mogull, R. G. (1979). Discrimination in baseball revisited. *Atlantic Economic Journal*, 7 (2), 66-74.
- Müller, M. (2009). *Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*. Wiesbaden: VS.
- Münz, R., Seifert, W. & Ulrich, R. (1999). *Zuwanderung nach Deutschland: Strukturen, Wirkungen, Perspektiven*. Frankfurt/M.: Campus.
- Murrell, A. & Curtis, E. (1994). Causal attributions of performance for black and white quarterbacks in the NFL: A look at the sports pages. *Journal of Sport & Social Issues*, 18 (3), 224-233.
- Nagel, M. (2003). *Soziale Ungleichheiten im Sport*. Aachen: Meyer & Meyer.
- Nagel, S., Conzelmann, A. & Gabler, H. (2004). *Sportvereine - Auslaufmodell oder Hoffnungsträger? Die WLSB-Vereinsstudie*. Tübingen: Attempto.

- Nakamura, Y. (2002). Beyond the Hijab: Female Muslims and Physical Activity. *Women's Sport and Physical Activity Journal*, 11 (1), 21-48.
- Nassehi, A. (1995). Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Beobachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 47 (3), 443-463.
- Nassehi, A. (2003). *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (2008). *Soziologie. Zehn einführende Vorlesungen*. Wiesbaden: VS.
- Nassehi, A. & Nollmann, G. (1997). Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie. *Soziale Systeme*, 3 (2), 393-412.
- Neuber, N. (1999). Vom Gewohnten zum Ungewöhnlichen - Ansatzpunkte für eine Praxis der interkulturellen Bewegungserziehung. In R. Erdmann (Hrsg.), *Interkulturelle Bewegungserziehung* (Band 19, S. 112-129). Sankt Augustin: Academia.
- Nicklas, H., Müller, B. & Kordes, H. (Hrsg.). (2006). *Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*. Frankfurt/M.: Campus.
- Nieke, W. (1995). *Interkulturelle Erziehung und Bildung. Wertorientierung im Alltag, Schule und Gesellschaft* (1. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Nieke, W. (2007). *Interkulturelle Erziehung und Bildung. Wertorientierungen im Alltag* (7. Aufl.). Wiesbaden: VS.
- Nobis, T. (2007a). Politische Orientierungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Sportvereinsmitglieder und Nicht-Mitglieder im Vergleich. In T. Nobis & J. Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher* (S. 318-330). Köln: Sportverlag Strauß.
- Nobis, T. (2007b). Einstellungen jugendlicher Sportvereinsmitglieder zur ausländischen Bevölkerung. In T. Nobis & J. Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher* (S. 331-351). Köln: Sportverlag Strauß.
- Nobis, T. & Baur, J. (Hrsg.). (2007). *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher*. Köln: Sportverlag Strauß.
- Nobis, T. & Fusan, N. (2007). Soziale Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Vorbemerkungen zur Bedeutung der Sportvereine. In T. Nobis & J. Baur (Hrsg.), *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher* (S. 261-276). Köln: Sportverlag Strauß.
- Noethlichs, M. (2005). Die Sensitivität gegenüber Fremdheit (STS) und interkulturelles Lernen im Sport. In P. Gieß-Stüber (Hrsg.), *Interkulturelle Erziehung im und durch Sport* (S. 38-47). Münster: LIT.
- Nohl, A.-M. (2006). *Konzepte interkultureller Pädagogik. Eine systematische Einführung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

- Nolte, H.-H. (2001). Schlechte Wege und billige Arbeiter“ - Nationenbilder an der wandernden Grenze zur Halbperipherie. *Sozialwissenschaftliche Informationen*, 30 (1), 46-54.
- Olsen, J. (1968). *The Black Athlete: A Shameful Story. The Myth of Integration in American Sport*. New York: Time-Life.
- Otte, G. (2004). *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen*. Wiesbaden: VS
- Overwien, B. (2009). Globales Lernen, Menschenrechte und politische Bildung. In T. Oeffering (Hrsg.), *Texte zur Menschenrechtspädagogik* (S. 65-70). Münster: LIT.
- Pariante, R. (1976). Sport, Racisme et Prejuges. *l'équipe mag*, 31 (10), 7.
- Park, R. E. (1928). Human Migration and the Marginal Man. *American Journal of Sociology*, 33, 881-893.
- Parr, R. (2003). Der mit dem Balltanzt, der mit dem Bein holzt, der mit sich selbst spielt. Nationalstereotype in der Fußball-Berichterstattung. In R. Adelman, R. Parr & T. Schwarz (Hrsg.), *Querpässe. Beiträge zur Literatur-, Kultur- und Mediengeschichte des Fußballs* (S. 49-70). Heidelberg: Synchron.
- Pascal, A. H. & Rapping, L. A. (1970). *Racial Discrimination in Organized Baseball*. Santa Monica: Rand.
- Paschen, K. (1959). Die Bildenden Gehalte der Leibesübungen und des Sports. *International Review of Education*, 5 (1), 60-69.
- Paschen, K. (1960). Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung. *International Review of Education*, 6 (3), 346-347.
- Paul, K. (1985). Ausländische Kinder und Jugendliche im Schulsport. In H. Bammel & H. Becker (Hrsg.), *Sport und ausländische Mitbürger* (S. 51-63). Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Peuker, M. (2009). Islamfeindlichkeit - die empirischen Grundlagen. In T. G. Schneiders (Hrsg.), *Islamfeindlichkeit. Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen* (S. 155-165). Wiesbaden: VS.
- Pfister, G. (1998). Frauen und Sport in der Türkei. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie* (S. 127-146). Hamburg: Czwalina.
- Pfister, G. (2000). Doing Sport in a Headscarf? German Sport and Turkish Females. *Journal of Sport History*, 27 (3), 497-524.
- Pilz, G. A. (2006). Integration statt Rote Karten? Gewalt und Prävention in der ethnisch geprägten Fußballkultur. *Sozial Extra*, 30 (3-4), 36-40.
- Pilz, G. A., Behn, S., Klose, A., Schwenzer, V., Steffan, W. & Wölki, F. (2006). *Wandlungen des Zuschauerverhaltens im Profifußball*. Schorndorf: Hofmann.

- Pilz, G. A., Behn, S., Klose, A., Schwenzer, V., Steffan, W. & Wölki, F. (2007). Wandlungen des Zuschauerhaltens im Profifußball. Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlicher Reaktion (Kurzfassung). In Bundesinstitut für Sportwissenschaft (Hrsg.), *BISp-Report 2006/2007. Bilanz und Perspektiven* (S. 67-80). Bonn: BISp.
- Plessner, H. (1928). *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin: de Gruyter.
- Plessner, H. (1956). Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft. *Wissenschaft und Weltbild*, 19, 262-274.
- Plessner, H., Bock, H.-E. & Grupe, O. (Hrsg.). (1967). *Sport und Leibeserziehung. Sozialwissenschaftliche, pädagogische und medizinische Beiträge*. München: Piper.
- Pooley, J. C. (1976). Ethnic Soccer Clubs in Milwaukee. A Study in Assimilation. In M. Hart (Hrsg.), *Sport in the Sociocultural Process* (S. 475-492). Dubuque: Brown.
- Prahl, H.-W. (2010). Soziologie der Freizeit. In G. Kneer & M. Schroer (Hrsg.), *Handbuch Spezielle Soziologien* (S. 405-420). Wiesbaden: VS.
- Pratt, M. & Rafaeli, A. (2001). Symbols as a language of organizational relationships. In B. M. Staw & R. I. Sutton (Hrsg.), *Research in Organizational Behavior* (Band 23, S. 93-132).
- Prenzel, A. (1995). *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik* (2. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Prenzel, A. (2006). *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS.
- Pulter, A., Pulter, K. & Ribler, A. (2006). Ergebnisse der Evaluation von Rechtsurteilen des HFV. In A. Ribler & A. Pulter (Hrsg.), *Konfliktmanagement im Fußball. Handbuch zum Projekt „Interkulturelle Konfliktvermittlung/Mediation im Fußball“* (S. 61-65). Frankfurt/M.: Sportjugend Hessen.
- Rainville, R. E. & McCormick, E. (1977). Extent of covert racial prejudice in pro football announcers' speech. *Journalism Quarterly*, 54 (1), 20-26.
- Rathje, S. (2009). Der Kulturbegriff – Ein anwendungsorientierter Vorschlag zur Generalüberholung. In A. Moosmüller (Hrsg.), *Konzepte kultureller Differenz* (S. 165-196). München: Waxmann.

- Rees, C. R. & Miracle, A. W. (1984). Participation in Sport and the Reduction of Racial Prejudices: Contact Theory, Superordinate Goals Hypothesis or Wishful Thinking. In N. Theberge & P. Donnelly (Hrsg.), *Sport and the Sociological Imagination* (S. 140-152). Fort Worth: Texas Christian University.
- Rehwinkel, D., Schulz, G. & Trosien, G. (Hrsg.). (1988). *Sport und ausländische Mitbürger II. Erfahrungen und Materialien*. Frankfurt/M.: Deutscher Sportbund.
- Reich, K. (2001). Konstruktivistische Ansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften. In T. Hug (Hrsg.), *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Band 4. Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung* (S. 356-376). Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Reinders, H. (2009). Integrationsbereitschaft jugendlicher Migranten - Vexierbilder und empirische Befunde. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, 19-23.
- Reißlandt, C. (2002). Kontroversen über Zuwanderung: Migrations- und Integrationspolitik unter neuen Vorzeichen? In J. Cremer, A. Häusler, G. Hentges, G. Pfeiffer & C. Reißlandt (Hrsg.), *Themen der Rechten - Themen der Mitten. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein* (S. 11-42). Opladen: Leske + Budrich.
- Reuter, J. (2002). *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*. Bielefeld: Transcript.
- Ribler, A. (2008). Interkulturelle Konfliktvermittlung/Mediation im organisierten (Fußball-) Sport. In S. Braun & S. Hansen (Hrsg.), *Steuerung im organisierten Sport* (S. 351-359). Hamburg: Czwilina.
- Ribler, A. & Pulter, A. (Hrsg.). (2006). *Konfliktmanagement im Fußball. Handbuch zum Projekt „Interkulturelle Konfliktvermittlung/Mediation im Fußball“*. Frankfurt/M.: Sportjugend Hessen.
- Ribler, A. & Pulter, A. (Hrsg.). (2010). *Konfliktmanagement im Fußball*. Frankfurt/M.: Sportjugend Hessen.
- Richter, R. (2005). *Die Lebensstilgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Riedl, L. (2006). *Spitzensport und Publikum. Überlegungen zu einer Theorie der Publikumbildung*. Schorndorf: Hofmann.
- Riedl, L., Cachay, K. & Thiel, A. (2005). Make or Buy? Nachwuchsförderung und Fremdrekrutierung im globalen Spitzensport. *List-Forum für Wirtschaft und Finanzpolitik*, 31 (3), 271-283.
- Rifkin, J. (2004). *Der europäische Traum. Die Vision einer leisen Supermacht*. Frankfurt/M.: Campus.
- Rittner, V. & Breuer, C. (2000). *Soziale Bedeutung und Gemeinwohlorientierung des Sports*. Köln: Sport und Buch Strauß.

- Romann-Schüssler, D. & Schwarz, T. (1985). *Türkische Sportler in Berlin zwischen Integration und Segregation*. Berlin: Senator für Gesundheit, Soziales und Familie.
- Römhild, R. (2007). Fremdzuschreibungen Selbstpositionierungen. Die Praxis der Selbstethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft. In B. Schmidt-Lauber (Hrsg.), *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder* (S. 157-177). Berlin: Reimer.
- Rowe, D. (2003). Sport and the repudiation of the global. *International Review for the Sociology of Sport*, 38 (3), 281-294.
- Rowe, D., McKay, J. & Miller, T. (1998). 'Come Together: Sport, Nationalism, and the Media Image'. In L. A. Wenner (Hrsg.), *Mediasport* (S. 119-133). London: Routledge.
- Rummelt, P. (1993). Der Sport ist keine sozial-integrative Wunderwaffe. *Olympische Jugend*, 38 (9), 8-13.
- Rummelt, P. (1998). Möglichkeiten und Grenzen der Aussiedler-Integration durch Sport. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie* (Band 93, S. 99-111). Hamburg: Czwalina.
- Sabo, D., Curry Jansen, S., Tate, D., Carlisle Duncan, M. & Leggett, S. (1996). Televising international sport: Race, Ethnicity, and nationalistic bias. *Journal of Sport & Social Issues*, 20 (1), 7-21.
- Sarrazin, T. (2010). *Seuschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. München: DVA.
- Sauer, M. & Halm, D. (2003). Soziale Anerkennung unter Bedingungen der Migration - zum Potenzial qualitativer Methodik bei der Erfassung von Zuwanderungswirklichkeit am Beispiel Spieler-Schiedsrichter-Konflikte im Fußball. In B. Tarek, F. Hamburger & M. Hummerich (Hrsg.), *Wider die Ethnisierung einer Generation - Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung* (S. 41-52). Frankfurt am Main: IKO.
- Schäffter, O. (1997). Das Fremde als Lernanlaß. Interkulturelle Kompetenz und die Angst vor Identitätsverlust. In R. Brödel (Hrsg.), *Erwachsenenbildung in der Moderne* (S. 91-129). Opladen: Leske + Budrich.
- Scheerder, J., Vanreusel, B. & Taks, M. (2005). Stratification Patterns of Active Sport Involvement among Adults: Social Change and Persistence. *International review for the sociology of sport*, 40 (2), 139-162.
- Schein, E. H. (1997). *Organizational Culture and Leadership*. San Francisco: Jossey Bass.
- Schein, E. H. (2010). *Organisationskultur*. Bergisch Gladbach: EHP.

- Scherer, J. & Winands, M. (2010). Konfliktbelastungen im Amateurfußball. In A. Ribler & A. Pulter (Hrsg.), *Konfliktmanagement im Fußball* (S. 47-54). Frankfurt/M.: Sportjugend Hessen.
- Scherr, A. (1999). Inklusion/Exklusion - soziale Ausgrenzung. In R. Treptow & R. Hörster (Hrsg.), *Sozialpädagogische Integration: Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien* (S. 39-56). Weinheim: Juventa.
- Scherr, A. (2008). Diversity im Kontext von Machtbeziehungen und sozialen Ungleichheiten. In GPJE (Hrsg.), *Diversity Studies und politische Bildung* (S. 53-64). Schwalbach/Ts.: Wochenschau.
- Schiffauer, W. (2008). *Parallelgesellschaften. Wie viel Wertekonsens braucht unsere Gesellschaft?* Bielefeld: Transcript.
- Schimank, U. (1992). Größenwachstum oder soziale Schließung? Das Inklusionsdilemma des Breitensports. *Sportwissenschaft*, 22 (1), 32-45.
- Schittenhelm, K. (2007). Kulturelle Vielfalt und soziale Ungleichheiten. In R. Jöhler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung*. (S. 91-108). Bielefeld: Transcript.
- Schmidt-Lauber, B. (Hrsg.). (2008). *FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins*. Münster: LIT.
- Schmidt, R. (2002). *Pop - Sport - Kultur. Praxisformen körperlicher Aufführungen*. Konstanz: UVK.
- Schmidt, W., Hartmann-Tews, I. & Brettschneider, W.-D. (Hrsg.). (2003). *Erster Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht*. Schorndorf: Hofmann.
- Schmitz, J. N. (1966). *Studien zur Didaktik der Leibeserziehung I. Voraussetzungen - Analysen - Problemstellung*. Schorndorf Hofmann.
- Schmitz, J. N. (1967). *Studien zur Didaktik der Leibeserziehung II: Grundstruktur des didaktischen Feldes*. Schorndorf Hofmann.
- Schneider, J. & Eitzen, D. S. (1986). Racial Segregation by Professional Football Positions 1960–1985. *Sociology & Social Research*, 70 (4), 259-261.
- Schröer, H. (2009). Interkulturelle Öffnung und Diversity Management. *Migration und Soziale Arbeit*, 31 (3/4), 203-211.
- Schulz, A. (2009). *Strategisches Diversitätsmanagement als strategische Konzeption der internationalen Unternehmensführung*. Wiesbaden: Gabler.
- Schulz von Thun, F. (2004). *Miteinander Reden 1. Störungen und Klärungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schulze, B. (2005). *Sportarten als soziale Systeme*. Münster: Waxmann.
- Schulze, G. (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Campus.

- Schütz, A. (1944). The stranger. An essay in social psychology. *American Journal of Sociology*, 49 (6), 499-507.
- Schütz, A. (1972). Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In A. Schütz (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze. Bd. II, Studien zur soziologischen Theorie* (S. 53-69). Den Haag: Martius Nijhoff.
- Schwark, J. (1998). Rassismus und Ethnozentrismus im alltagskulturellen Sportsystem. Ergebnisse einer Fallstudie zum Sport- und Kulturverein Birlik Spor Duisburg eV. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie* (Band 93, S. 75–85). Hamburg: Czwalina.
- Schwarz, T. (1987a). *Türkische Sportler in Berlin zwischen Integration und Segregation*. Berlin: EXpress Edition.
- Schwarz, T. (1987b). Ethnische Koloniebildung und die Organisation des Sports türkischer Zuwanderer in Berlin. *Migration*, 1, 159-178.
- Schwarz, T. (1987c). Eigenorganisierter Ausländersport am Beispiel türkischer Sportvereine in Berlin (West). *Zeitschrift für Ausländerfragen und -kultur*, 10 (1), 27-38.
- Schwarz, T. (1998). Zuwanderer und ethnische Vereine im Berliner Sport und die Debatte um Integration versus Segregation. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportsoziologie* (S. 87-98). Hamburg: Czwalina.
- Schwemmer, O. (2000). Über das Verstehen des Fremden. In H. J. Adriaanse & R. Enskat (Hrsg.), *Fremdheit und Vertrautheit. Hermeneutik im europäischen Kontext* (S. 317-346). Leuven: Peeters.
- Schwieb, J. (1998). *Spiele des Körpers. Jugendsport zwischen Cyberspace und Streetstyle*. Hamburg: Czwalina.
- Schwieb, J. (2000). *Sport als populäre Kultur. Sport, Medien und Cultural Studies*. Hamburg: Czwalina.
- Scruton, S., Caudwell, J. & Holland, S. (2005). 'Bend it like patel'. Centring 'Race', ethnicity and gender in feminist analysis of women's football in England. *International Review for the Sociology of Sport*, 40 (1), 71-88.
- Seiberth, K. & Thiel, A. (2007). Fremd im Sport? - Barrieren der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund in Sportorganisationen. In R. Jöhler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung*. (S. 199-214). Bielefeld: Transcript.

- Seiberth, K. & Thiel, A. (2010). Cultural Diversity, Otherness and Sport - Prospects and Limits of Integration. In H. C. Traue, R. Johler & J. J. Gavrilovic (Hrsg.), *Migration, Integration, and Health: The Danube Region* (S. 189-203). Lengerich: Pabst Science.
- Seitz, K. (2002). *Bildung in der Weltgesellschaft. Gesellschaftstheoretische Grundlagen Globalen Lernens*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Simmel, G. (1908). Exkurs über den Fremden. In G. Simmel (Hrsg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (S. 509-512). Berlin: Duncker & Humblot.
- Simmel, G. (1992). Exkurs über den Fremden. In G. Simmel (Hrsg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Simon, F. B. (2007). *Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus*. Heidelberg: Auer.
- Simsa, R. (2003). Defizite und Folgeprobleme funktionaler Differenzierung. Ein Vorschlag zur Beobachtung von Reaktionen der Gesellschaft. *Soziale Systeme*, 9 (1), 105-130.
- Slack, T. (1997). *Understanding Sport Organizations. The Application of Organization Theory* Champaign, IL: Human Kinetics.
- Slack, T. & Parent, M. (2006). *Understanding sport organizations: The application of organization theory*. Champaign, IL: Human Kinetics.
- Smircich, L. (1983). Organizations as shared meanings. In P. J. Pondy, G. Frost, G. Morgan & T. Dandridge (Hrsg.), *Organizational symbolism* (S. 55-65). Greenwich: JAI.
- Smith, E. & Seff, M. A. (1989). Race, Position Segregation and Salary Equity in Professional Baseball. *Journal of Sport & Social Issues*, 13 (2), 92-110.
- Soeffner, H.-G. (2001). Stile des Lebens - Ästhetische Gegenentwürfe zur Alltagspragmatik. In J. Huber (Hrsg.), *Interventionen* (S. 79-113). Wien: Springer.
- Soeffner, H.-G. & Zifonun, D. (2006). Die soziale Welt des FC Hochstätt Türkspor. *Sociologia Internationalis*, 44 (1), 21-55.
- Soeffner, H.-G. & Zifonun, D. (2008a). Fußballwelten: Die Ordnungen interethnischer Beziehungen. In S. Neckel & H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext* (S. 133-161). Wiesbaden: VS.
- Soeffner, H.-G. & Zifonun, D. (2008b). Posttraditionale Migranten. Ein moderner Typus der Vergemeinschaftung. In R. Hitzler, A. Honer & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen* (S. 285-309). Wiesbaden: VS.

- Sökefeld, M. (2004). Das Paradigma kultureller Differenz: Zur Forschung und Diskussion über Migranten aus der Türkei in Deutschland. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 9-33). Bielefeld: Transcript.
- Sökefeld, M. (2007). Zum Paradigma kultureller Differenz. In R. Johler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung*. (S. 41-57). Bielefeld: Transcript.
- Sonnenschein, W. (1999). Assimilation versus Ethnizität. In R. Erdmann (Hrsg.), *Interkulturelle Bewegungserziehung*. (Band 19, S. 81-92). Sankt Augustin: Academia.
- Soysal, L. (2004). Diversität der Erfahrung, Erfahrung von Diversität: Jugendkultur türkischer Migranten in Berlin. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 139-162). Bielefeld: Transcript.
- Spindler, H. (2002). Das neue Staatsangehörigkeitsrecht. Ziele, Inhalte der Vorschriften und Umsetzung. In H. Storz & C. Reißlandt (Hrsg.), *Staatsbürgerschaft im Einwanderungsland Deutschland. Handbuch für die interkulturelle Praxis in der sozialen Arbeit, im Bildungsbereich, im Stadtteil* (S. 53-70). Opladen: Leske + Budrich.
- Spracklen, K., Hylton, K. & Long, J. (2006). Managing and monitoring equality and diversity in UK sport. An evaluation of the sporting equals racial equality standard and its impact on organizational change. *Journal of Sport & Social Issues*, 30 (3), 289-305.
- Stahl, S. (2009). *Selbstorganisation von Migranten im deutschen Vereinssport. Ein Forschungsbericht zu Formen, Ursachen und Wirkungen*. Köln: Sportverlag Strauß.
- Stahl, S. (2010). Ethnische Sportvereine zwischen Diaspora-Nationalismus und Transnationalität. In L. Pries & Z. Sezgin (Hrsg.), *Jenseits von ‚Identität oder Integration‘. Grenzen überspannende Migrantenorganisationen* (S. 87-114). Wiesbaden: VS.
- Steinkamp, E. (1976). *Sport und Rasse. Der schwarze Sportler in den USA*. Hamburg: Czwalina.
- Stevenson, D. (2002). Women, sport, and globalization: Competing discourses of sexuality and nation. *Journal of Sport & Social Issues*, 26 (2), 209-225.
- Stichweh, R. (1990). Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. *Sportwissenschaft*, 20 (4), 373-389.

- Stichweh, R. (1997a). Der Fremde - Zur Soziologie der Indifferenz. In H. Münkler (Hrsg.), *Fürcht und Faszination. Facetten der Fremdheit* (S. 45-64). Berlin: Akademie.
- Stichweh, R. (1997b). The Stranger - on the Sociology of the Indifference. *Thesis Eleven*, 51 (1), 1-16.
- Stichweh, R. (1997c). Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft. *Soziale Systeme*, 3 (1), 123-136.
- Stichweh, R. (2000). *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2002). Strangers, Inclusions, and Identities. *Soziale Systeme*, 8 (1), 101-109.
- Stichweh, R. (2005). *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: Transcript.
- Stichweh, R. (2010). *Der Fremde - Studien zu Soziologie und Sozialgeschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stonequist, E. V. (1935). The Problem of the Marginal Man. *American Journal of Sociology*, 41, 1-12.
- Strüwe, G. (1984). Sport. In G. Auernheimer (Hrsg.), *Handwörterbuch Ausländerarbeit* (S. 303-305). Weinheim: Beltz.
- Taylor, T. (2004). The Rhetoric of Exclusion: Perspectives of Cultural Diversity in Australian Netball. *Journal of Sport & Social Issues*, 28 (4), 453-476.
- Taylor, T. & Toohey, K. (1995). Ethnic barriers to sports participation. *Australian Parks and Recreation*, 31 (2), 6-32.
- Taylor, T. & Toohey, K. (1999). Sport, Gender, and Cultural Diversity: Exploring the Nexus. *Journal of Sport Management*, 13 (1), 1-17.
- Temme, M. (1985). Ausländische Frauen im Freizeit- und Breitensport. In H. Bammel & H. Becker (Hrsg.), *Sport und ausländische Mitbürger* (S. 73-80). Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Thiel, A. (2003). *Soziale Konflikte*. Bielefeld: Transcript.
- Thiel, A. & Cachay, K. (2003). Soziale Ungleichheit im Sport. In W. Schmidt, I. Hartmann-Tews & W.-D. Brettschneider (Hrsg.), *Erster Kinder- und Jugendsportbericht* (S. 275-295). Schorndorf: Hofmann.
- Thiel, A. & Mayer, J. (2008). Besonderheiten des Managements von Sportvereinen. In S. Braun & S. Hansen (Hrsg.), *Steuerung im organisierten Sport* (S. 130-148). Hamburg: Czwalina.
- Thiel, A. & Meier, H. (2004). Überleben durch Abwehr - Zur Lernfähigkeit des Sportvereins. *Sport und Gesellschaft*, 1 (2), 103-124.

- Thiel, A. & Meier, H. (2008). Wie innovationsfähig ist der Sportverein? Eine Analyse am Beispiel der Einrichtung hauptamtlicher Mitarbeiterstellen. In M. Schweer (Hrsg.), *Sport in Deutschland. Bestandsaufnahmen und Perspektiven* (S. 129-146). Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Thiel, A., Meier, H. & Cachay, K. (2006). *Hauptberuflichkeit im Sportverein. Voraussetzungen und Hindernisse*. Schorndorf: Hofmann.
- Thiel, A. & Ribler, A. (2005). Mediation von Konflikteskalationen in Sportorganisationen. In C. Breuer & A. Thiel (Hrsg.), *Handbuch Sportmanagement* (S. 47-60). Schorndorf: Hofmann.
- Thiel, A. & Seiberth, K. (2007). Die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund im Sport - Möglichkeiten und Grenzen. In A. Horn & J. Keyßner (Hrsg.), *Sport integriert - integriert Sport* (S. 39-54). Schwäbisch Gmünd: Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd.
- Thiel, A. & Seiberth, K. (2009). Der „soziale Körper“ als Träger kultureller Differenz - Zur Reichweite eines Erklärungsmodells der sport-wissenschaftlichen Integrationsforschung. In A. Horn (Hrsg.), *Körperkultur. Band 2* (S. 13-25). Schorndorf: Hofmann.
- Thiel, A., Walther, A., Seiberth, K. & Jöhler, R. (2007). Europa und seine Fremden - Migration, Integration und die Gestaltung kultureller Vielfalt. In R. Jöhler, A. Thiel, J. Schmid & R. Treptow (Hrsg.), *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung*. (S. 13-25). Bielefeld: Transcript.
- Thiele, J. (1999). Bewegungskulturen im Widerstreit – ein Beitrag zur Begrenzung des Verstehens. In R. Erdmann (Hrsg.), *Interkulturelle Bewegungserziehung* (S. 22-41). Sankt Augustin: Academia.
- Thomas, W. & Znaniecki, F. (1918). *The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group*. Boston: Gorham Press.
- Thompson, R. (1964). *Race and sport*. London: Oxford University Press.
- Tietze, N. (2004). Muslimische Selbstbeschreibungen unter jungen Männern. Differenzkonstruktionen und die Forderung nach Respekt. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei* (S. 123-137). Bielefeld: Transcript.
- Timm, W. (1979). *Sportvereine der Bundesrepublik Deutschland. Teil II: Organisations-, Angebots- und Finanzstruktur*. Schorndorf: Hofmann.
- Tirala, L. G. (1936). *Sport und Rasse*. Frankfurt/M.: Bechhold.
- Tokarski, W. (1998). Rassismus und Fremdenfeindlichkeit im Fußball - Europäische Aspekte. In M.-L. Klein & J. Kothy (Hrsg.), *Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der Dvs-Sektion Sportsoziologie* (S. 147-158). Hamburg: Czwalina.

- Torres, B. P. (2004). Geschlecht und Kultur im erziehungswissenschaftlichen Migrationsdiskurs am Beispiel der interkulturellen Pädagogik und Sozialpädagogik. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz* (S. 53- 71). Bielefeld: Transcript.
- Treptow, R. (1995). Fremdheit und Erfahrung. Zur Normalität der Fremdheitszumutungen. In S. Müller, H.-U. Otto & U. S. Otto (Hrsg.), *Fremde und Andere in Deutschland. Nachdenken über das Einverleiben, Einebnen, Ausgrenzen* (S. 1-18). Opladen: Leske + Budrich.
- Trisch, O. (2005). *Globales Lernen - Chancen und Grenzen ausgewählter Konzepte*. Oldenburg: BIS.
- Trosien, G. (1988). Ausländische Arbeitnehmer und deren Sportverhalten in der Bundesrepublik Deutschland. In D. Rehwinkel, G. Schulz & G. Trosien (Hrsg.), *Sport und ausländische Mitbürger II. Erfahrungen und Materialien* (S. 106-109). Frankfurt/M.: Deutscher Sportbund.
- Trosien, G. (1997). *Globalisierung und Sport: Business, Entertainment, Trends* Aachen: Meyer & Meyer.
- Turner, B. S. (1984). *The Body and Society*. Oxford: Blackwell.
- Van Sterkenburg, J. & Knoppers, A. (2004). Dominant Discourses about Race/Ethnicity and Gender in Sport Practice and Performance. *International Review for the Sociology of Sport*, 39 (3), 301-321.
- Verma, G. K. & Darby, D. S. (1994). *Winners and losers: Ethnic minorities in sport and recreation*. London: Falmer.
- Vertovec, S. & Wessendorf, S. (2004). *Migration and Cultural, Religious and Linguistic Diversity in Europe. An Overview of Issues and Trends. Working papers, No. 18*. Oxford: COMPAS.
- Vester, M., von Oertzen, P., Geiling, H., Hermann, T. & Müller, D. (2001). *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Vinz, D. (2008). Vielfalt, Differenz und Chancengleichheit - Von Managing Diversity zu Diversity Politics? In Gesellschaft für Politikdidaktik und politische Jugend- und Erwachsenenbildung (GPJE) (Hrsg.), *Diversity Studies und politische Bildung* (S. 34-52). Schwalbach/Ts: Wochenschau.
- Volkwein, K. (1996). "Schwarz-Weiß-Malerei" im Nord-Amerikanischen Sport. In B. Bröskamp & T. Alkemeyer (Hrsg.), *Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie* (S. 131-146). Sankt Augustin: Academia.
- Waldenfels, B. (1998). *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Waldenfels, B. (1999a). *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (1999b). *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2006). *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Walseth, K. (2006a). Young Muslim Women and Sport: the Impact of Identity Work. *Leisure Studies*, 25 (1), 75-94.
- Walseth, K. (2006b). Sport and Belonging. *International Review for the Sociology of Sport*, 41 (3-4), 447-464.
- Walseth, K. & Fasting, K. (2003). Islam's View on Physical Activity and Sport: Egyptian Women Interpreting Islam. *International Review for the Sociology of Sport*, 38 (1), 45-60.
- Walseth, K. & Fasting, K. (2004). Sport as a Means of Integrating Minority Women. *Sport in Society*, 7 (1), 109-129.
- Watzlawick, P. (2007a). *Vom Unsinn des Sinns oder Vom Sinn des Unsinn*s. München: Piper.
- Watzlawick, P. (Hrsg.). (2007b). *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. München: Piper.
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, D. D. (2007). *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien* (11. Aufl.). Bern: Huber.
- Widmaier, B. (2008). Kosmopolitische Politische Bildung – „Methodologischen Nationalismus“ überwinden. *Polis – Report der Deutschen Vereinigung für politische Bildung*, 3, 12-14.
- Wimmer, M. & Schäfer, A. (2006). *Einleitung. Zwischen Fremderfahrung und Selbstausslegung*. Münster: Waxmann.
- Winker, G. & Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: Transcript.
- Wippermann, C. & Flaig, B. B. (2009). Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, 3-11.
- Wrench, J. (2007). *Diversity management and discrimination. Immigrants and ethnic minorities in the EU*. Aldershot: Ashgate.
- Wulf, C. (2006). *Anthropologie kultureller Vielfalt. Interkulturelle Bildung in Zeiten der Globalisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Yetman, N. R. & Eitzen, S. D. (1972). Black Americans in Sports: Unequal Opportunity for Equal Ability. *Civil Rights Digest*, 5 (2), 20-34.

- Yildiz, S. (2009). *Interkulturelle Erziehung und Pädagogik. Subjektivierung und Macht in den Ordnungen des nationalen Diskurses*. Wiesbaden: VS
- Zielke, B. (2004). *Kognition und soziale Praxis. Der Soziale Konstruktivismus und die Perspektiven einer postkognitivistischen Psychologie*. Bielefeld: Transcript.
- Zielke, B. (2007). *Sozialer Konstruktivismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zifonun, D. (2008a). Stereotype der Interkulturalität: Zur Ordnung ethnischer Ungleichheit im Fußballmilieu. In S. Neckel & H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext* (S. 163-186). Wiesbaden: VS.
- Zifonun, D. (2008b). Das Migrantenmilieu des FC Hochstätt Türkspor. In S. Neckel & H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext* (S. 187-210). Wiesbaden: VS.
- Zifonun, D. & Cindark, I. (2004). Segregation oder Integration? Die soziale Welt eines türkischen Fußballvereins in Mannheim. *Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation*, 32 (3), 270-298.